This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

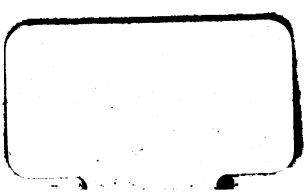
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

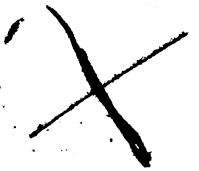
Über Google Buchsuche

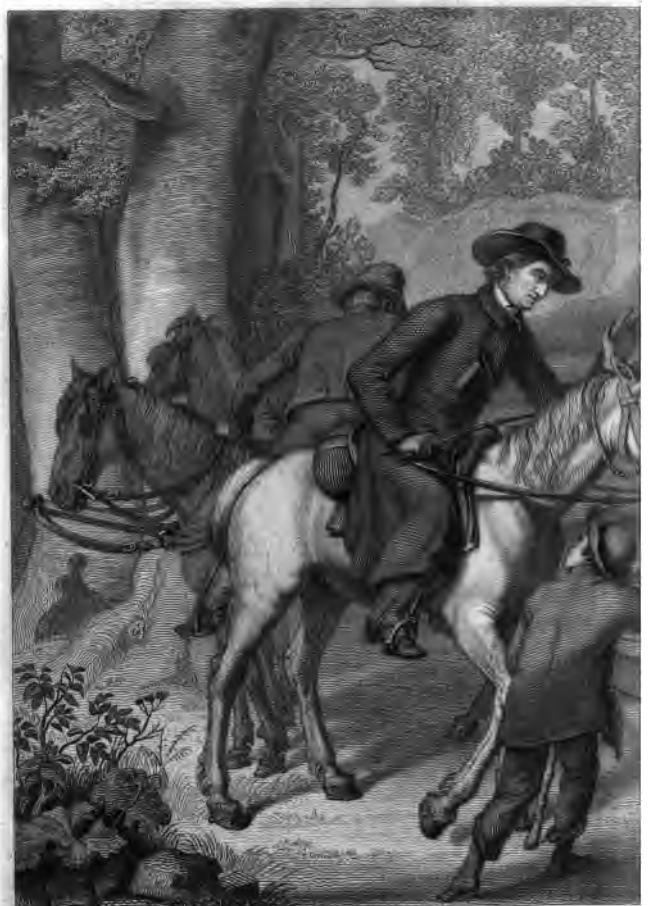
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NEDL TRANSFER
HN 63DD W
KC
16413

KC 16413






C. Vogel del. München 1819.

Leben und Wirken

des Prinzen

Demetrius Augustin Gallitzin.

Ein Beitrag
zur Geschichte der katholischen Missionen
in Nordamerika

von

P. Heinrich Lemcke,
Capitular der Benediktiner-Abtei St. Vincenz
in Pennsylvanien.

Sie, deren die Welt nicht werth war,
sind umhergeirrt in Einöden, in Gebirgen, in Höhlen und Erdklüften.
Hebr. 11. 38.

(Mit einem Stahlstich.)

Der Ertrag ist für die Benediktiner-Missionen in Nord-Amerika bestimmt.

Münster.
In Commission der Coppenrath'schen Buch- und Kunsthandlung.
1861.

KC 16413

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAR 17 1955

H.L. Pierce

Inhalts-Ueberſicht.

Seite

I. Gallitzin's Mutter. — Vorläufige Bemerkungen ſtatt einer Vorrede. — Erſtes Zuſammentreffen des Verf. mit G. (wozu Titelkupfer) 18
G., wie ihn der Verf. 1834 fand . . . . . 21— 30
II. Gallitzin's Eltern und Familienverhältniſſe . . 31— 44
Kindheit und Jugendjahre . . . . . 45— 75
Reiſe nach Amerika . . . . . 77— 79
III. Entſchluß, Miſſionär zu werden. — Betrachtungen darüber . . . . . 80— 88
Damaliger Zuſtand der Kirche in Amerika . . 88— 91
Allgemeine Oppoſition der Freunde und Verwandten. Betragen der Mutter . . . . . 92—117
G. ſtudirt fleißig Theologie . . . . . 117—124
IV. Fernere Oppoſition. — G. läßt ſich nicht irre machen und wird Prieſter. — Merkw. Briefe von G's. Vater und Overberg . . . . . 125—143
V. G. als Miſſionär. — Hat Unannehmlichkeiten 144—150
Kirchenvorſteher, Kirchenſtühle u. dergl. . . 151—157
G. entſchließt ſich, in unbewohnte Gegenden zu gehen. Nachricht von den erſten kathol. Anſiedlungen im Weſten Pennſylvaniens. — St. Vincenz . 157—163
Mißgriffe bei Anlegung von Miſſionen. — Verkehrtheiten in amerikaniſchen Zuſtänden; das weibliche Geſchlecht . . . . . 163—174

Seite

VI. G. zieht mit einer Gesellschaft in die Wildniß und gründet eine katholische Colonie. . . 175—181
Erste Zustände derselben . . . . . 181—185
Verlegenheiten, Correspondenz mit der Mutter und Schwester . . . . . 186—188
Merkwürdiger Geisterspuk . . . . . 190—191
Gedanken an eine Reise nach Europa, veranlaßt durch den Tod des Vaters, Correspondenz deswegen 194—220
Loretto 221

VII. G. hat viel Noth u. Verfolgung auszustehen 222—237
Seiner Mutter Tod, Briefe desw. v. Stolberg u. A.
Zeitliche Angelegenheit. u. Verlust d. Erbsch. 238—257

VIII. G. als Schriftsteller . . . . . 258—266
Temporäre Aufregungen in Amerika. — Mäßigkeits-bewegungen. — G.'s Verhalten dabei . 266—277
Streit mit den Presbyterianern. — Reflexionen über die dortige Controverse . . . . . 277—289
G.'s letzte Schrift. — Segen seiner Schriften im Allgemeinen . . . . . 289—296
G.'s Wirken als Seelsorger u. Generalvikar 297—314
Jugendunterricht. — Schulwesen in Amerika 315—322
Häusliches Leben. — Mildthätigkeit . . 323—328

IX. Ausbreitung der Katholiken von Loretto aus. — St. Joseph . . . . . 329—340
G. und die Deutschen. — Das deutsche Element in Amerika . . . . . 340—354

X. G.'s letzte Krankheit, Tod und Begräbniß 355—372
Letztwillige Verfügung 372
Jetziger Zustand der Gegend, in welcher er seine Mission anfing . . . . . 373—374

Nachtrag . . . . . 375—380

I.

Die Mutter des Mannes, von dem dieses Buch handelt, die bekannte Fürstin Amalia von Gallitzin, sagt irgendwo in ihren Memoiren aus der Periode, wie sie noch fern stand von Kirche und Christenthum, aber in vertrautem geistigem Verkehr mit den gepriesensten Persönlichkeiten ihrer Zeit: „Das Zutrauen, welches viele Menschen mit mir in Berührung brachte, veranlaßte in mir die Ueberzeugung, daß Keiner im Grunde wahrhaft an das Christenthum glaubte, als der Pöbel.“ Diese Worte wurden vor etwa 80 Jahren, also zu einer Zeit geschrieben, von welcher ein deutscher Geschichtschreiber sagt: „Die Sache der Kirche wurde nirgends mit Geist und Feuer oder gründlicher Gelehrsamkeit vertheidigt. Die weltliche Staatsgewalt und die Aufklärung des philosophischen Jahrhunderts schienen allmächtig, der Papst war (mit seiner Kirche) gleichsam nur noch mitleidig geduldet.“

Dies hat sich nun etwas geändert, ja man kann sagen umgekehrt. Das Gift des Unglaubens, welches sich in der gelehrten Welt und den höheren Kreisen der Gesellschaft entwickelt hatte und damals besonders darin grassirte, ist seitdem in die niederen Regionen, in den Pöbel, gedrungen, während jene nicht nur einzulenken, sondern auch thatkräftig und opferwillig das Unheil wieder zu verbessern suchen, welches ihre Vorgänger auf Thronen und Cathedern und leider auch auf Bischofstühlen angerichtet. Die Welt sieht wieder, wie in den gläubigen Zeiten des Mittelalters, fromme und ehrenfeste Schirmherren der wehrlosen Kirche Jesu Christi in Fürstenhallen, Fürsten und Herren weihen sich wieder dem Dienste des Altars und zarte Töchter der ersten Familien den Werken christlicher Barmherzigkeit und dem Klosterleben. In der Gelehrtenwelt ist's auch Ernst geworden und zum „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich" gekommen. Das Gerede von dem Weisen von Nazareth oder von einer unsichtbaren Kirche, hat auch aufgehört und Männer, welche alle Kreise des menschlichen Wissens durchwandert haben, lassen es sich nicht verdrießen, in die verschütteten Grüfte längst verschwundener Jahrhunderte hinabzusteigen, um Materialien ans Licht zu fördern zur Wieder-

herstellung und Ausschmückung der Kirche des Sohnes Gottes, an den sie glauben, von dem sie Zeugniß geben in Wort und Schrift. In hohen Familien hält man es nicht mehr für eine Betise, daß man die lebhafteste Conversation abbricht, wenn die Betglocke erschallt, daß man züchtig und ehrbar an die Mittagstafel tritt, sich mit dem heiligen Kreuze bezeichnet und spricht: Herr, aller Augen warten auf dich! Rüstige Glaubensboten durchschiffen die Meere. In den Urwäldern Amerika's, auf den fernsten Inseln des Oceans, in den brennenden Sandwüsten Afrika's, in den unwirthbaren Schneegefilden des hohen Nordens, überall, wo arme verlassene Creaturen sind, denen nach des Herrn Wort das Evangelium verkündet werden soll, entstehen Missionen, zu deren Erhaltung Reiche und Mächtige daheim große Summen, aber auch arme Dienstmägde ihre sauer erworbenen Sparpfennige beisteuern. Und wenn man auch noch nicht sagen kann: das Alte ist vergangen, so scheint doch die Zeit im Anzuge zu sein, von der es in der Apokalypse heißt: Siehe, ich mache Alles neu; denn es hat sich doch wenigstens die Opposition gegen den alten Wust gebildet.

Noch ehe der Morgen dieses neuen Tages angebrochen war, arbeitete sich eine edle und hoch-

begabte Seele unter den ungünstigsten Umständen aus dem allgemeinen Winterschlafe des Unglaubens hervor. Amalia von Gallitzin, gebildet oder vielmehr verbildet an dem damals durchaus ungläubigen preußischen Hofe, vermählt mit einem ungläubigen Manne, von Mystikern und Platonikern, von Rationalisten und Atheisten wechselsweise in die Schule genommen, brach durch und ruhte nicht eher, als bis sie in den Schooß der Kirche Jesu Christi eingegangen war. Da ließ sie aber dann wieder die Liebe nicht ruhen und das Verlangen, auch Andere da zu sehen, wo sie war. Besonders scheint sie sich gedrungen gefühlt zu haben, sich an edle und begabte Seelen zu machen, welche sie noch in den von ihr selbst durchwandelten Irrgängen sah. Zu diesen gehörte auch der hochgepriesene Goethe. Er kam auf seiner Rückreise aus der Champagne 1792 nach Münster und verweilte einige Tage im Hause der Fürstin. Hier spielte er aber keine glänzende Rolle, scheint ganz aus seinem Elemente gewesen zu sein und stand der genialen Frau wie ein trockner Philister gegenüber. Wenn man darüber nachsinnt, warum wohl die begeisterte Christin bei diesem Manne nichts schaffen konnte, so fällt einem unwillkührlich der Auftritt zwischen Paulus und

Felix ein. Dieser hörte dem Apostel ruhig zu, wie er redete von dem Glauben, der da ist in Christo Jesu! „Wie er aber anhub zu handeln von der Gerechtigkeit und von der Keuschheit und dem zukünftigen Gerichte, da erschrak Felix u. s. w. Goethe scheint wirklich in einer Art von eilfertiger Verlegenheit sich von ihr geflüchtet zu haben. Sie aber konnte diese Seele nicht, ohne noch einen letzten Versuch zu machen, fahren lassen. Wie er abreisete, setzte sie sich zu ihm in den Wagen und begleitete ihn bis zu der ersten Station, wie er selbst in seinem „Aus meinem Leben" berichtet. Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre, sagt er da, kamen hier wieder zur Sprache; ich wiederholte mild ruhig mein gewöhnliches Credo, und sie verharrte bei dem ihrigen; Jeder zog seines Weges nach Hause; sie mit dem nachgelassenen Wunsche, mich, wo nicht hier, doch dort wieder zu sehen." So verkündete sie das Heil in Christo überall, es sei gelegen oder ungelegen, und suchte wohlthätig einzuwirken auf Alle, die sie erreichen konnte. Die Bekehrung Stollbergs und seiner Familie ist, nächst der göttlichen Gnade, besonders ihren Bemühungen zuzuschreiben, wie wir späterhin ersehen werden aus einem angeführten Briefe Stollberg's, in welchem der-

selbe dem Missionär nach Amerika seinen Uebertritt zur katholischen Kirche meldet.

Vor allen Dingen aber arbeitete sie mit großer Sorgfalt und oft unter bitteren Schmerzen an der geistigen Wiedergeburt dessen, den sie dem Gange der Natur nach zur Welt geboren. Trotz vieler und bedeutender Hindernisse, ja trotz mancher Verkehrtheiten und bedenklicher Unarten im Charakter des Sohnes selbst, ist es ihr gelungen, einen Mann zu erziehen, der unendlich viel Gutes und Großes im Reiche Gottes gewirkt und im Geruche der Heiligkeit gestorben ist. So wahr ist die schon oft gemachte Bemerkung, daß der Einfluß frommer und edler Mütter gewöhnlich den Grund gelegt hat zur nachherigen Größe und Berühmtheit großer und berühmter Männer. Man denke nur an die heilige Monika mit ihrem Schmerzenssohne. Es war nicht ohne Bedeutung, daß dem jungen Gallitzin, der in der Taufe den griechisch-russischen Namen Demetrius erhielt, bei der Firmung der Name Augustinus beigelegt wurde.

Unser Gallitzin war freilich nach der gewöhnlichen Annahme des Wortes kein großer und berühmter Mann. Aber der durch das unermüdete Lehren, Wachen und Beten der Mutter in ihm ge-

legte Grund war gut; auf diesem Grunde hat er, nachdem Eitelkeit, Trägheit und andere Unarten und Untugenden des Jünglings abgethan und beseitigt waren, rüstig fortgebauet und dann in aller Anspruchslosigkeit und unbekannt etwas gethan, welches wohl hundert Andere in seinem Platze würden ungethan gelassen haben. Denn es ist doch wahrlich nichts Geringes und Alltägliches, wenn ein junger Prinz, erzogen in den zarten, höchst verfeinerten Verhältnissen eines fürstlichen Familienkreises, dem eine glänzende Laufbahn durch's Leben und der Besitz eines fürstlichen Vermögens gewiß war, sich mit einem Haufen freilich wohlgesinnter und gutmüthiger, aber ungeschlachter Menschen von verschiedenen Sprachen und Nationen in den Urwäldern Amerika's begräbt, sich allen möglichen Unbilden, Drangsalen und Entbehrungen aussetzt und nach vierzigjähriger Arbeit statt der Wildniß einen blühenden Garten, bewohnt von Tausenden zufriedener und gläubiger Menschen hinter sich läßt. Und das hat Gallitzin gethan. Er wollte lieber mit dem Volke Gottes Ungemach leiden, als die zeitlichen Freuden der Sünde genießen. Er achtete die Schmach Christi für größeren Reichthum, als die Schätze Aegyptens.

Darum muß das Andenken dieſes Mannes gerettet und zukünftigen Zeiten aufbewahrt werden. Auch iſt ja ſein Leben innig verknüpft mit Umſtänden, welche kommenden Generationen ebenſo intereſſant ſein werden, wie uns jetzt die Begebenheiten der Zeit eines Bonifaz oder Ansgarius ſind. Was würden wir darum geben, wenn wir jetzt recht umſtändliche Berichte hätten über ſo manche Dinge, die damals unbedeutend und geringfügig zu ſein ſchienen und darum nicht berichtet wurden und unſeren Vermuthungen anheimgeſtellt ſind.

Es ſind zwar bereits in Amerika theils in eigenen Pamphleten, theils in Zeitungsartikeln Nachrichten über das Leben und Wirken dieſes Mannes gegeben worden. Allein, abgeſehen davon, daß ſolche nur Wenigen vor Augen kommen und für Deutſche, beſonders in Deutſchland, weil in engliſcher Sprache verfaßt, von gar keinem Nutzen ſind, ſo ſind ſie auch mangelhaft und ungenügend, ja zum Theil aus falſchen, nur auf Hörenſagen begründeten Nachrichten zuſammengeſetzt. Dies iſt auch ganz natürlich. Der Mann lebte für eine lange Reihe von Jahren außerhalb dem Bereiche nicht nur der literariſchen, ſondern der civiliſirten Welt, umgeben von harmloſen Leuten, welche ſelten eine Zeitung und

das ganze Jahr hindurch kein anderes Buch als ihr Gebetbuch in die Hände bekamen und gar keine Ahnung davon hatten, wer der Mann eigentlich sei, der da in ärmlicher Blockhütte unter ihnen wohnte, der nichts vor ihnen voraus haben wollte, den sie oft sahen mit der Axt oder der Schaufel in der Hand, oder wie er seine zerrissenen Kleider reparirte, oder sich sein ärmliches Mahl bereitete. Auch ging er ja anfangs für manche Jahre unter einem angenommenen Namen; er war ein katholischer Priester und hieß Schmidt, und damit war's gut. Sein Leben war verborgen mit Christo in Gott. So war es auch noch späterhin, wie die Gegend bevölkerter und civilisirter geworden und sein wahrer Name und Manches von seiner Herkunft und seinen Verhältnissen verlautete. Es war indeß doch nur immer ein dunkeles, verworrenes Gerede und er war zu demüthig und anspruchslos, als daß er zur Aufklärung der Dunkelheit hätte beitragen sollen. Eigentlich bekannt wurde er erst, wie er anfing, gegen Angriffe auf die katholische Kirche zu schreiben und hie und da unter seinem wahren Namen: Demetrius Augustin Gallitzin, katholischer Pfarrer zu Loretto, drucken zu lassen, besonders aber, wie er in Vorschlag zu neu errichteten Bischofssitzen kam. Jedoch

trotz allen dem würde das Andenken dieſes ausgezeichneten Arbeiters im Weinberge des Herrn ſich in dunkle und verwirrte Sagen auflöſen, wenn Schreiber dieſer Blätter, deſſen Lebensende ja auch nicht mehr ferne ſein kann, es nicht durch eine wohlbegründete und ausführliche Lebensbeſchreibung erhalten würde. Das iſt aber auch Alles, was ich dem Leſer dieſer Lebensbeſchreibung verheißen kann: wohlbegründet kann ſie werden, weil ich, und nur ich, alle erforderlichen Materialien und Documente dazu theils geſchrieben in Händen, theils im Gedächtniß habe; ausführlich, vielleicht hie und da langweilig wird ſie wohl ohnehin werden, weil ich zu literariſchen Productionen mein Lebtag weder Muße noch Beruf oder Anlaß hatte und alte Leute von Natur geſchwätzig ſein ſollen, beſonders wenn es ſich von Selbſterlebtem oder Herzensangelegenheiten handelt.

Der Leſer wolle darum im Ernſte, wie man ihn gewöhnlich zu nennen pflegt, ein geneigter Leſer ſein, und wenn ihm bei Durchleſung des Buches manchmal der Gedanke kommen ſollte: es ſei doch Schade, daß Gallitzin keinen fähigeren Biographen gefunden habe, wolle er bedenken, daß dann gar Keiner zu finden geweſen wäre und ſomit dieſer

merkwürdige Mann ohne Biographie geblieben wäre, und das wäre doch auch Schade gewesen. Denn Gallitzin ist bereits zwanzig Jahre todt, seine Zeitgenossen verlassen nach einander den Schauplatz und es wird wohl schwerlich Jemand am Leben sein, der so viel von ihm weiß, wie ich. Ich kannte ihn nicht nur persönlich, sondern war sein vertrauter Herzensfreund, Beichtvater und Mitarbeiter für die letzten sechs Jahre seines Lebens. Dann war ich sein Nachfolger und setzte an demselben Platze, wo er vierzig Jahre vorher angefangen hatte, sein Werk fort. Da war ich umgeben von Leuten, welche den Mann gekannt und geliebt hatten; Manche waren noch am Leben, die zuerst von Maryland aus mit ihm ins pennsylvanische Gebirge zogen; Andere, die dort schon wohnten, wie er kam, und die konnten mir Manches von ihm erzählen. Vor allen Dingen aber kam ich nach seinem Tode in den Besitz von einer Masse von Papieren, welche über sein inneres und äußeres Leben den vollkommensten Aufschluß geben konnten und zwar von seiner frühesten Kindheit an. Der liebe Mann hatte die Gewohnheit, nicht nur jeden Brief, den er empfing, sondern auch eine Copie von jedem, den er abschickte und der nur irgend einige Bedeutung hatte, aufzubewahren. Dies

war ihm aber noch nicht genug! Jedes, auch das unbedeutendste Papier, auf dem irgend eine Notiz über die gewöhnlichsten Vorkommenheiten des Alltagslebens stand, war da, Alles bunt durch einander in einer großen Kiste, von den Memoiren seiner Mutter an bis zu seiner letzten Schneiderrechnung, seit mehr denn fünfzig Jahren zu einer endlosen Masse angewachsen. Da bin ich denn manchmal, wenn ich Muße dazu hatte, Stunden lang geduldig zu der alten Kiste hingesessen, und hätte darüber verzweifeln mögen, denn es war eine Arbeit, wie das Goldwaschen in Californien. Jedoch meine Geduldübungen haben die Frucht getragen, daß ich zuletzt so bekannt mit meinem dahingeschiedenen Freunde wurde, als wenn ich ihn von seiner Geburt an bis zum 6. Mai 1840, wo ich ihm die Augen zudrückte, wie sein Schatten begleitet hätte. Dies Alles, meine ich, legt mir die Pflicht auf, sein Andenken der Nachwelt zu überliefern.

So will ich denn die Geschichte dieses Mannes einfach und natürlich und der Ordnung nach erzählen. Damit der Leser aber nicht meine, daß ich dieses Vornehmen sogleich wieder von vornherein aus den Augen verliere, wenn ich jetzt schon etwas erzähle, welches eigentlich in die späteren Lebensjahre

Gallitzin's gehört; so sei es gesagt, daß es sich auch ursprünglich da befand, wohin es gehört, nämlich am Ende des Buches. Ich las aber einem lieben, gemüthlichen Künstler, der Gallitzin's Portrait zu einem Stahlstiche für dieses Buch zeichnen wollte, Einiges aus meinem Manuscripte vor. Die Erzählung von meinem ersten eigenthümlichen Zusammentreffen mit Gallitzin regte in uns Beiden den Gedanken an, statt des einfachen Portraits diese Scene in einem Bilde darzustellen. Da nun dieses Bild das Titelkupfer zum Buche sein soll, so halte ich es für zweckmäßig, die Erzählung der also verewigten Scene aus dem Ende in die Einleitung zu versetzen, umsomehr, als dadurch der Leser sogleich auf einen Standpunkt kommt, von welchem aus er bequem rück- und vorwärts schauen und so über manches im Buche Vorkommende sich die rechte Vorstellung machen kann; besonders wird dadurch sogleich von vornherein mein Verhältniß zu Gallitzin ins rechte Licht gesetzt.

Im Sommer 1834 war ich in Philadelphia an der dortigen Dreifaltigkeits-Kirche angestellt. Hier gefiel es mir nicht, indem manche Verhältnisse in der Gemeinde obwalteten, welche dem Pastor das Leben verbittern mußten. Der dortige Bischof konnte

mich aber nicht entlaſſen, bis er einen andern deutſchen Prieſter an meinen Platz zu ſtellen hatte. Ich hatte früherhin einmal eine Biographie der Fürſtin von Gallitzin geleſen und erinnerte mich aus derſelben, daß ſie einen Sohn hatte, der als katholiſcher Miſſionär irgendwo in Amerika ſein ſollte. Ich erkundigte mich in Philadelphia nach ihm, aber da war Niemand, der mir hätte Auskunft geben können. Endlich fragte ich einmal den Biſchof. „Der iſt ja in Loretto, im weſtlichen Pennſylvanien, in unſerer Diöceſe.“ Alſo er lebt noch? „Freilich, iſt aber alt und gebrechlich und bedarf Hülfe und Unterſtützung in ſeiner ausgebreiteten Gemeinde. Da Sie doch gerne von hier fort wären und ein anderer deutſcher Prieſter jetzt an Ihren Platz treten kann, ſo können Sie zu ihm gehen. Aber er iſt ein wunderlicher alter Heiliger. Es haben's ſchon mehrere Andere mit ihm verſucht; allein es ſcheint, als wenn Keiner mit ihm zurecht kommen kann. Es kommt indeß auf einen Verſuch an.“ So dachte ich auch und machte mich ſo bald als thunlich auf die Reiſe.

Eine Reiſe von Philadelphia nach Loretto wird heutzutage auf der berühmten Central-Eiſenbahn von Pennſylvanien in 9—10 Stunden zurückgelegt; damals aber war es ein halsbrechendes Geſchäft;

man wurde wenigſtens drei Tage und Nächte in elenden Poſtkutſchen umhergezogen. Ich hatte manche ſonderbare Abenteuer auf dieſem meinem erſten Ausfluge ins Innere der neuen Welt, welche indeß nicht hierher gehören und von denen ich auch damals nicht viel Notiz nahm. Ich kam endlich wohlbehalten in Münſter an. Dies iſt ein kleines, von Irländern auf einer Hochebene des Alleghany-Gebirges angelegtes Städtchen, nur vier engliſche Meilen von Gallitzin's Wohnplatze. Die Landkutſche hielt vor dem Hauſe eines gewiſſen Peter Collins, eines echten Irländers, der damals dort Poſt- und Wirthshaus hielt. Da hatte ich dann die erſte Gelegenheit, mich in einer iriſchen Familie von etwa ſechszehn Seelen in Amerika umzuſehen. Ich fühlte mich in der erſten Stunde ſo heimiſch in derſelben, als wäre das Alles ſo um mich aufgewachſen. Man fand bald aus, daß ich ein Prieſter ſei und nach Loretto zu dem allverehrten Gallitzin gehen wolle und Alt und Jung kam um mich her und bezeigte mir alle mögliche Liebe und Ehrerbietung.

Die Irländer mögen ſein wie ſie wollen, das iſt einmal gewiß, ihre Gaſtfreundlichkeit, ihr offenes, herzliches Weſen und vor allen Dingen ihre unbegrenzte Ehrfurcht vor dem Prieſterthum, ja vor

Allem, das nur auf irgend eine Weise mit ihrem alten Glauben in Verbindung steht, sucht man vergebens unter allen Nationalitäten, mit welchen ich wenigstens in Berührung gekommen bin. Es ist wahrhaft rührend anzusehen, wenn ein reisender Missionär in so eine irische Familie auf dem Lande in Amerika kommt; es ist ein Familienfest, als wenn der Großvater, den man vor zwanzig oder dreißig Jahren im lieben Irland verlassen, plötzlich nachkäme.

Ich war, den Glauben ausgenommen, der größte Fremdling unter diesen Leuten, ja konnte nicht einmal mit ihnen reden. Ich hatte mich wohl schon mit dem Englischen beschäftigt, aber hinsichtlich des Conversationsstyls, besonders im irisch-englischen Dialect, stand ich da wie verrathen und verkauft. Aber das that nichts; trotzdem war doch des Fragens und Erzählens kein Ende, und wie die Großmutter, die etwas harthörig war, auch damit nichts ausrichtete, daß sie mir aus Leibeskräften in die Ohren schrie, fiel ihr (denn wo fehlt's wohl den Weibern an Auskunftsmitteln?) der Schmied des Städtchens ein; denn von ihm ging die Sage, daß er ein gar gescheidter Mann und außer dem Englischen noch anderer Sprachen mächtig sei, und einer der Buben wurde geschickt, ihn zu berufen. Meister

Braun war freilich von deutſcher Abkunft, ſprach aber außer ſchlechtem Engliſch nur pennſylvaniſch-deutſch, und ſomit war's mit ſeinem Dollmetſchen auch nicht weit her, denn es ging nicht beſſer, als wenn ein Schwabe und ein plattdeutſcher Münſterländer zuſammenkommen. So mußten wir's denn alſo bei freundlichen Winken, Geſtikulationen und Kopfnicken bewenden laſſen.

Am andern Morgen, denn es war Abend, wie ich ankam und man wollte mich durchaus nicht fortlaſſen, wurde ein Pferd für mich geſattelt und Thomas, einer von den zahlreichen jungen Collins, jetzt ein Mann von Anſehen und Einfluß im Lande, ſtand reiſefertig da, freilich barfuß, aber doch mit den Ueberbleibſeln eines Strohhutes auf dem Kopfe und einem Prügel in der Hand, denn wo ginge wohl ein Irländer ohne den vom Hauſe? — um mir den Weg zu zeigen und das Pferd wieder zurück zu reiten. So zogen wir denn von dannen und mein Reiſegefährte erzählte mir ohne Unterlaß, wovon ich aber nicht viel mehr verſtand, als von dem Zwitſchern der Vögel und dem Kreiſchen der Eichkätzchen und anderer Waldbewohner, welche der mitgelaufene Hund rechts und links auf die Bäume ſprengte. Wie wir etwa eine Meile oder zwei im

Walde zurückgelegt hatten, ſah ich einen mit zwei ſtarken Pferden beſpannten Schlitten NB. im September beim ſchönſten Sommerwetter, daher kommen. Im Schlitten ſah ich in halbliegender Stellung einen ehrwürdig ausſehenden Mann in einem alten abgetragenen mantelartigen Oberrocke, mit einem alten Bauernhute auf dem Kopfe, den wohl Niemand auf der Straße aufheben würde, mit einem Buche in der Hand. Ich dachte, es müſſe ſich da ein Unglück ereignet haben; der alte Mann hätte ſich vielleicht irgendwo im Walde ein Bein verrenkt, daß man ihn auf eine ſo ſonderbare Weiſe hinſchleifte. Thomas aber, der vor mir herlief, wandte ſich um und ſagte: There is the priest coming (da kommt der Prieſter), indem er mit dem Finger auf den alten Mann deutete. Ich ritt näher hinzu und fragte: Sind Sie wirklich der Prieſter von Loretto? — Ja, der bin ich. — Der Fürſt Gallitzin? — Aufzuwarten, in allerhöchſt eigener Perſon; und dazu lachte er recht herzlich. Sie wundern ſich vielleicht, ſagte er, nachdem ich ihm einen Brief vom Biſchof zu Philadelphia übergeben hatte, über dieſen ſonderbaren Aufzug. Allein, was hilft's? Für Wagen haben wir hier, wie Sie ſehen, noch keine Wege; man würde ſich ja alle Augenblicke einmal feſtfahren oder

umwerfen; zu Pferde ſteigen kann ich nicht mehr, ſeit ich mir durch einen Sturz einen Schaden zugezogen, und das Gehen wird mir allgemach auch zu beſchwerlich, auch habe ich faſt alle Erforderniſſe zur heil. Meſſe mitzunehmen. Ich gehe jetzt an einen Platz, wo ich ſeit Jahren ſchon eine Station habe. Für den heutigen Tag iſt dort Meſſe verkündet. Gehen Sie jetzt ruhig fort nach Loretto und machen ſich's bequem, ich werde gegen Abend heimkommen, oder wenn Sie wollen, kommen Sie mit mir, vielleicht wird es Ihnen intereſſant ſein. Ich zog letzteres vor und wir kamen nach einer Reiſe von mehreren Meilen durch die Wälder zu einem echt pennſylvaniſchen Bauernplatze.

Hier wohnte Joſua Pariſch, einer von den erſten katholiſchen Anſiedlern dieſer Gegenden und Stammvater einer weitverbreiteten Nachkommenſchaft. Die Katholiken aus der Nachbarſchaft, Männer, Weiber und Kinder waren ſchon zahlreich um das Haus herum verſammelt. In demſelben wurde ein Altar aufgeſchlagen, wozu die Haupterforderniſſe im Schlitten waren. Gallitzin ſetzte ſich dann in einer Ecke des Hauſes nieder zum Beichthören und mir wurden in einer andern Ecke etliche Deutſche zugewieſen. Mir kam das Weſen gar wunderlich vor, es war

mir aber außerordentlich rührend, wie sich das einfache Bauernhaus mit all seinem Hausrath und dem großen Feuerplatze, an welchem zu gleicher Zeit gebacken und gekocht wurde, auf einmal in eine Kirche umgewandelt hatte; wie die Leute unter dem vorspringenden Dache, im Schuppen oder unter den Bäumen mit ihren Gebetbüchern standen oder knieeten und dann mit andächtiger Geberde aus- und eingingen, je nachdem die Reihe zum Beichten an sie kam. Nach der Messe, wobei Vater Gallitzin auch predigte, und nachdem noch einige Kinder getauft waren, wurde der Altar wieder weggeräumt und statt dessen der Mittagstisch zurechtgesetzt. Der war nun freilich viel zu klein; aber man wußte sich zu helfen. Wenn eine Partei abgespeiset hatte, setzte sich eine andere daran, die Kinder standen umher in den Winkeln und hatten die Hände voll, die Mutter und Töchter des Hauses gingen ab und zu, theilten aus, nöthigten und füllten die am Herde kochenden Speisen direct aus den Kochtöpfen auf die Teller. Kurz es ging alles so gemüthlich und lieblich her, daß mir unwillkührlich die Liebesmahle der ersten Zeiten einfielen. Nachmittags zogen wir dann schon langsam unseres Weges, Gallitzin zu Schlitten, ich zu Pferde, und kamen mit sinkender Nacht in Loretto an.

Loretto iſt freilich jetzt noch kein Ort von Bedeutung und wird's auch wohl nie werden, weil es außer allem Verkehr liegt und durchaus keine andere Erwerbsquellen hat, als die gewöhnlichen einer kleinen Landſtadt, in welcher eine Ackerbau treibende Umgegend ihren Verkehr hat; damals war's aber noch ein gar armſeliges Städtchen. In geringer Entfernung von demſelben ſtand die zwar geräumige, aber nur für das äußerſte Bedürfniß aus Holz gebauete Kirche, Gallitzin's Wohnhaus, Oeconomie-Gebäude und etwas ferner ab eine zu ſeinem Anweſen gehörige Mühle.

Des Abends hatten wir denn viel zu plaudern. Seit Gallitzin Deutſchland verlaſſen, waren bereits 42 Jahre verfloſſen. Und was war in dieſen Jahren nicht alles geſchehen? Die franzöſiſche Revolution welche bei ſeiner Abreiſe gerade ausgebrochen und Haupturſache war, daß er ſtatt nach Paris und anderen Orten, die zur großen Tour eines jungen Prinzen gehören, gerade nach Amerika kam, hatte unterdeß ausgetobt. Napoleon war aufgeſtanden und wieder verſchwunden; ganz Europa, und beſonders unſer liebes Deutſchland, hatte ſich anders geſtaltet. Und während alles dieſes vorging, hatte dieſer Mann, der vermöge ſeiner Geburt ſowohl

als seiner Geistesanlagen dazu bestimmt war, eine große Rolle auf dem Welttheater zu spielen, still und verborgen in den Urwäldern des Alleghany-Gebirges das Reich des Friedensfürsten verkündet. Welches war der bessere Theil? Alle jene Kriegshelden und Staatsmänner, welche seit 60 Jahren so viel von sich reden machten und zu denen er wahrscheinlich würde gehört haben, sind dahingeschwunden und es ist Keiner, der ihr Andenken segnet; und die Werke, welche sie durch Blutvergießen oder Intriguen zu Stande gebracht, sind auch wieder größtentheils dahin geschwunden; was aber der demüthige, verborgene Mann im Alleghany-Gebirge zu Stande brachte, hat sich herrlich entfaltet und kommende Geschlechter noch werden sein Andenken segnen.

Wie wir uns denn so im Gespräche vertieft hatten, daß es ungewöhnlich spät geworden war, sah ich ein Beispiel von alterthümlich katholischer Zucht und Hausordnung. Eine von den alten Jungfrauen, deren mehrere im Hause lebten, steckte den Kopf in die Thüre herein und fragte: ob denn heute kein Nachtgebet wäre? Ei freilich, sagte Gallitzin, schnell aufstehend. Auf ein gegebenes Zeichen versammelten sich alle Hausgenossen, der alte Mann knieete am

Tische, wo er stand, ohne Umstände nieder, zog einen Rosenkranz aus der Tasche und fing an. Nach verrichtetem Gebete nahm er sein Brevier zur Hand und ich that desgleichen, und es war vollkommenes Silentium im Hause, wie in einem Kloster. Wie ich am nächsten Morgen aus meinem Schlafzimmer trat, kam mir der Prinz mit einem Arme voll Holz entgegen, um ein Feuer anzumachen, denn es war in der Nacht plötzlich kalt geworden, und wie ich nachher in die Kapelle ging, um Messe zu lesen, ließ er es sich nicht nehmen, selbst zu ministriren.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Schon in aller Frühe kamen die Leute von allen Seiten herbei, um zur Beichte zu gehen. Um 10 Uhr hielt ich das Hochamt, wozu die Orgel gespielt und ganz artig gesungen wurde. Nach dem Evangelium trat der alte Herr, der schon den ganzen Morgen in und außerhalb der Kirche gewaltig geschäftig gewesen war, hier einen Hund fortjagte, dort einen ungeschliffenen Buben bei den Ohren nahm, in größter Eile zu mir an den Altar, schob mich, mir nichts dir nichts, zur Seite und fing an zu predigen, natürlich englisch, wovon ich nicht viel verstand. Allein so viel konnte ich mir doch zusammenreimen, es ging

gewaltig über die Eitelkeit und den Hoffahrtsgeist her. Nichts in der Welt konnte den einfachen, demüthigen Mann mehr in Eifer bringen, als wenn er bemerkte, wie Prunk, Prachtliebe und neue Moden sich unter seine armen Pfarrkinder einschlichen, obgleich ich aufrichtig gestehen muß, daß damals vielleicht kaum für 10 Thaler werth Ueberflüssigkeiten und Luxusartikel in der ganzen Versammlung zu sehen waren. Was ihn trotzdem jetzt gerade so in Eifer brachte, kann ich nicht sagen. Vielleicht war es damals, wie die erste moderne Equipage bei der Kirche zu Loretto ihre Erscheinung gemacht hatte. Ein Mann nämlich aus der Nachbarschaft, der zu Vermögen gekommen war und auf seinen Geschäftsreisen hie und da nach Philadelphia kam, hatte sich von da eine ganz elegante Chaise mitgebracht, in welcher er Sonntags mit seiner geputzten Familie zur Kirche fuhr. Dies erregte große Sensation. Die Buben stiegen um die Zeit, wann das Wunder erscheinen sollte, auf die Zäune und Bäume und starrten in die Gegend hinaus, woher es erwartet wurde; kurz, es war ein Leben und Thun, wie bei den Indianern am obern Missouri, als das erste Dampfboot kam.

Wie Gallitzin mit seiner englischen Predigt fertig

war, fing er auch deutsch an. Das klang aber gewaltig ausländisch. Er hatte freilich eine deutsche Erziehung genossen, wobei indeß nach dem damaligen Zeitgeiste das Französische vorherrschte, aber seit seinem zweiundvierzigjährigen Aufenthalte in Amerika hatte er fast gar keine Gelegenheit gehabt, sich in dieser Sprache zu üben. Somit war sie ihm denn so fremd geworden, daß er im Flusse seiner Rede sich alle Augenblicke in englische Constructionen und Redeweisen verirrte; hie und da fehlte ihm auch das rechte Wort, wo denn das entsprechende englische mit deutscher Vorschlagsylbe oder Endung hineingeflickt wurde; kurz, er sprach pennsylvanisch-deutsch, nur mit dem Unterschiede, daß er auch noch mit Französischem aushalf, welches der Deutsch-Pennsylvanier nicht kann. Er führte mich förmlich bei den Deutschen, die damals schon ziemlich zahlreich in der Gegend waren, ein und zeigte ihnen an, daß ich mich in Zukunft besonders ihrer annehmen und jetzt sogleich eine deutsche Predigt, welche sie lange nicht gehört, halten würde. Hierauf trat er ab, mir schelmisch-freundlich zunickend, als wollte er sagen: so, ich habe das meine gethan, jetzt ist die Reihe an dir. Von dem war vorher gar keine Rede gewesen, es hatte nur geheißen, ich sollte das Amt

halten. Was wollte ich nun aber anders thun als — predigen, und zwar so complet aus dem Stegreif, wie nie in meinem Leben. Wie ich ihm nachher vorwarf, daß er mich in solche Verlegenheit gesetzt, lachte er und meinte, er hätte doch sehen wollen, ob ich zu einem Missionär tauge, denn der müsse einen Schatz in sich haben, aus welchem er zu jeder Zeit Altes und Neues hervorbringen könne.

Ich lebte des Glaubens, daß ich nun bei Gallitzin daheim wäre und machte schon meine Pläne, wie ich mit dem sonderbaren alten Manne leben, wie ich es angehen wolle, die harte Kruste, die sich im langjährigen Kampfe mit einer undankbaren, heimtückischen Welt um dieses edle Wesen gebildet, durchbrechen und einen Platz in seinem Herzen gewinnen möge. Da hatte ich aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Am Montag Morgen war er schon früh reisefertig und der Wagen angespannt, denn diesmal sollte es nach Ebensburg, der Hauptstadt des Cauty's gehen und dahin wurde nur in Winterszeit zu Schlitten gefahren, weil schon ein wohlgebahnter Weg dahin führte. Hier kehrten wir an bei einem gewissen Ivory, dessen Frau in Gallitzin's Hause aufgewachsen und deren Mutter und zwei Schwestern noch bei ihm wohnten und seine

Haushaltung führten. Der alte Herr ging den ganzen Vormittag in der Stadt umher, von einem Hause zum andern, und ich konnte mir nicht vorstellen, was er auf Händen haben möchte. Nach dem Mittagsessen löſete ſich die Sache auf. Er gab mir ein Papier und ſagte: „Hier iſt eine Liſte der katholiſchen Einwohner des Ortes. Jeder hat ſich darauf verpflichtet, einen jährlichen Beitrag zu Ihrem Unterhalte zu zahlen. Ein Kirchlein iſt hier, aber ſchon ſeit längerer Zeit kein Prieſter. Die Gemeinde iſt nur klein und kaum im Stande, einen hinlänglichen Unterhalt für einen Prieſter aufzubringen. Aber Sie bleiben hier im Hauſe, es ſind ja oben etliche hübſche Zimmer, Frau Ivroy iſt eine gute Köchin und wird Ihnen gewiß aufs beſte aufwarten; ich zahle vor der Hand das Koſtgeld für Sie, dafür kommen Sie dann monatlich einmal zu mir, predigen den Deutſchen, helfen mir im Beichtſtuhl und gehen zu den Kranken und ſolchen Stationen, zu denen ich nicht mehr gehen kann.“ Aber, ſagte ich, wo denken Sie denn hin? Was ſoll ich hier unter lauter Engliſchen, denn wie ich verſtehe, iſt kein einziger Deutſcher im ganzen Orte. „Das thut nichts; das iſt gerade gut für Sie, denn da müſſen Sie nolens volens Engliſch lernen, und da Sie ſchon einen gu-

ten Anfang gemacht haben und überhaupt nicht auf den Kopf gefallen zu sein scheinen, so werden Sie bald im Stande sein zu predigen." Das mag sein, aber wir können ja in Loretto auch englisch reden und es wäre ja in jeder Hinsicht zweckmäßiger, wenn ich ganz und gar bei Ihnen wohnte; wozu Kostgeld zahlen. „Ja, sehen Sie, sagte er und rieb sich die Nase, wie das so seine Gewohnheit war, wenn er in Verlegenheit kam, der Winter ist nahe vor der Thüre und wie Sie gesehen haben, ist in meinem Hause außer der Küche nur ein Zimmer mit einem Feuerplatze." Hier konnte ich mich kaum des Lachens erwehren, denn der Bischof hatte es mir schon gesagt, daß er keinen anderen Priester in seinem Hause wohnen lasse und darum absichtlich das Haus so verkehrt eingerichtet, um eine gute Ausrede zu haben.

Obgleich ich über alles dieses anfangs etwas frappirt war, so haben mich doch spätere Erfahrungen belehrt, daß man dem guten alten Manne seine sonderbare Verfahrungsweise nicht übel nehmen konnte. Wie überhaupt alle Vagabunden von Europa, die dem Zuchthause entgehen, nach Amerika laufen, so hat es sich auch oft zugetragen, daß unwürdige und verlaufene Priester denselben Weg einschlugen. Heut zu Tage ist da freilich in dieser Hinsicht keine große

Gefahr mehr, denn man ist vorsichtig geworden und das katholische Kirchenwesen ist wohl geordnet; aber früherhin, wo für Distrikte, die jetzt vier oder fünf Diözesen haben, kaum Ein Bischof oder Vicar war, gab es viel Unordnung und Aergerniß in den abgelegenen katholischen Gemeinden. Nun denke man sich einen Mann, wie Gallitzin, der aus Liebe Gottes Alles verlassen, auf den man mit Recht anwenden kann: der Eifer für dein Haus hat mich verzehret, der jahrelang gewacht, gearbeitet und gestritten hat, um aus den heterogenen Bestandtheilen der europäischen Auswanderung eine katholische Gemeinde zu organisiren; — wenn dem ein verlaufener Miethling, ein Wolf im Schafskleide unter seine arglose Heerde kommt! Und er hat mehrere bittere Erfahrungen der Art gemacht, wie späterhin berichtet werden wird. Wahrlich, da darf man es dem Manne nicht verargen, daß er mißtrauisch war, daß sich sein von Natur so edles und liebevolles Herz gleich einer Schnecke in spröder Schale verschloß, die sich nur allgemach und behutsam aufthat, wenn es sich herausstellte, daß kein Grund zum Mißtrauen vorhanden sei. Dieses zurückhaltende und beobachtende Wesen ist überhaupt in Amerika allgemein und jedem Ankommenden auffallend und ängstlich.

So habe ich denn nun den Leser mitten auf den Schauplatz geführt, auf welchem der selige Gallitzin gewirkt und gewaltet hat, und ihn vorläufig bekannt gemacht mit dem Manne, so wie ich ihn selbst 1834 fand. Jetzt will ich zurückgehen und von Gallitzin's Aeltern, Familien-Verhältnissen und Jugendjahren erzählen.

II.

Die Gallitzin, eigentlich Galyzin, auch Golyzin, eine berühmte Fürstenfamilie Rußlands, leiten ihren Ursprung von Gedimir, Großfürsten von Litthauen, dem Stammvater der Jagellonen, her. Die russische Geschichte zählt mehrere berühmte Generale und Staatsmänner aus diesem Geschlechte auf. Ja, einer von ihnen war im 16. Jahrhundert nahe daran, Czar zu werden, gerieth aber in die Hände der Gegenpartei und starb zu Wilna nach langer Gefangenschaft. Ein anderer, Wasili Gallitzin, war Vicekönig von Kasan und Astrachan und Reichssiegelbewahrer. Er regierte eigentlich das ganze Reich unter dem schwachen Iwan und während der Minderjährigkeit Peter's I. und starb zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf einem der Familiengüter zwischen Moskau und Caluga. Michael Michelowitsch Gallitzin war einer der berühmten russischen Heerführer zu den Zeiten Peters des Großen. Er focht

tapfer gegen die Türken und zeichnete sich besonders im Kriege gegen Schweden als Großadmiral des russischen Reiches aus. Nach dem Frieden wurde er mit Ehrenämtern überhäuft, war General-Feldmarschall, Präsident im Staatsrath, Reichs-Senator und starb 1730, nachdem er noch die Statthalterschaft von St. Petersburg erhalten hatte. Demetrius oder Dimitri Gallitzin war der Sohn des vorigen und Vater unseres Gallitzin. Von ihm wird es, wo nicht nothwendig und erbaulich, doch in Rücksicht auf seine berühmte Gemahlin und seinen Sohn, der Ordnung gemäß sein, etwas ausführlicher zu reden, wozu sich im Verlauf der Geschichte manche Gelegenheiten bieten werden.

Er wurde gegen das Lebensende seines Vaters, wie dieser im höchsten Glanze und Ansehen stand, also in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in St. Petersburg geboren. Das Geburtsjahr ist mir nicht genau bekannt. Doch so viel ist ausgemacht, daß er schon in den Vierzigern war, als er 1768 mit Gallitzin's Mutter vermählt wurde. Er trat in die Fußstapfen seiner erlauchten Vorfahren, zwar nicht als Feldherr, aber als Staatsmann. Als solcher glänzte er während der glänzenden Regierungszeit der Kaiserin Catharina. Er war

einer ihrer Günstlinge als Minister, Staatsrath und zu verschiedenen Zeiten Gesandter an mehreren Höfen.

Nöthiger aber und erwünschter wird es sein, über Gallitzin's Mutter umständlichere Auskunft zu haben. Sie gehört in seine Geschichte, denn sie war nicht dem Fleische nach allein seine Mutter, wie es beim Vater der Fall war. Zwar ist vor mehr als dreißig Jahren vom Herrn Domkapitular Katerkamp in Münster eine weitläufige Biographie dieser edlen Seele herausgegeben, allein nicht jeder Leser wird dieses bereits selten werdende Buch zur Hand haben, auch denke ich, daß ich im Stande sein werde, Einiges, welches Herrn Katerkamp entgangen oder nicht bekannt geworden ist, nachzutragen, woher denn dieses mein Buch gewissermaßen als eine Fortsetzung der Katerkamp'schen Schrift betrachtet werden kann.

Amalia, Fürstin von Gallitzin, wurde am 26. August 1748 in Berlin geboren. Sie hatte noch zwei Brüder, von denen der eine als preußischer General in der verhängnißvollen Schlacht von Jena verwundet wurde und kurz nachher starb; der andere starb schon früher als preußischer Hauptmann. Ihr Vater war der bekannte General-Feldmarschall Graf von Schmettau und war Protestant. Ihre Mutter aber, eine geborne Baronin von Ruffert,

war katholisch. In den Ehepakten war ausgemacht, daß die Söhne dem Vater und die Töchter der Mutter im religiösen Bekenntnisse folgen sollten. Amalia wurde daher schon als Kind von vier oder fünf Jahren nach Breslau geschickt und einer von Ordensfrauen geleiteten Erziehungsanstalt übergeben. Hier verlebte sie ihre Jugendzeit in harmloser Unschuld, jedoch ohne viel zu lernen, und kam in ihrem 14. oder 15. Jahre ziemlich unwissend (nur in der Musik hatte sie beträchtliche Fortschritte gemacht) nach Berlin ins älterliche Haus zurück. In ihren späteren Jahrbüchern und Briefen findet sich Manches über diese Periode ihres Lebens. Unter Andern sagt sie in einem Briefe an ihren Freund Hemsterhuys: „Ich war wie aus den Wolken gefallen, als ich auf einmal aus dem geschlossenen Pensionat in das Haus meiner Mutter, welches zu den besuchtesten in Berlin gehörte, versetzt wurde.“ Und das ist wohl glaublich. In Frankreich begann kurz vor dieser Zeit die neue Aufkläreréi, welche schnell überging in offenen Krieg gegen das Christenthum und alle aus demselben herfließenden Grundsätze und Institutionen. Der große Friedrich war klein genug, diesem Unwesen, besonders in der Person Voltaire's, Thür und Thor zu öffnen. Berlin war damals

gerade in der Uebergangsperiode vom alten, freilich oft pedantischen deutschen Wesen in die neue französische Frivolität begriffen. Nur was von Frankreich kam, hatte Geltung, und es gehörte zum guten Tone, auf alles Alte und Vaterländische mit vornehm spottender Miene herabzusehen.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Figur die junge, in klösterlicher Abgeschiedenheit erzogene Gräfin auf diesem Theater spielte. Man konnte nicht müde werden, über sie mitleidig die Achseln zu zucken, auch wohl zu spotten und zu lachen, wenn sie z. B. auf Spaziergängen im Schloßgarten sich ehrerbietig neigte vor heidnischen Götterstatuen, vermeinend es seien Heiligenbilder. So hatte man denn nichts Wichtigeres und Verdienstlicheres zu thun, als sie so schnell wie möglich aus diesem Zustande der Finsterniß ins helle Licht der Aufklärung zu versetzen, wie sie es in einem französisch geschriebenen Briefe späterer Zeit ausdrückt: Que j'avois besoin d'être decrassée. Ein gewisser Premoval, ein erklärter Atheist, Schüler des berüchtigten la Metrie, hatte damals ein Erziehungs-Institut in Berlin errichtet, um die armen deutschen Mädchen zu verderben. Der wurde ausersehen, um auch an der liebenswürdigen, unbefangenen Amalia seine

Künste zu versuchen. Hier wurde nun vor allen Dingen mit Macht daran gearbeitet, ihr den katholischen Kirchenhimmel mit seinen keuschen Gestalten, mit seinen Märtyrern und Jungfrauen aus dem Sinne zu bringen und statt dessen ihrer Phantasie den heidnischen Olymp zu eröffnen und sie mit dessen Bewohnern und deren Moral vertraut zu machen. Nur der guten, in frommer Kindheit gelegten Grundlage und einer besonderen göttlichen Gnade kann es zugeschrieben werden, daß sie unverdorben blieb und Geisteskraft genug behielt, sich später aus den Netzen des Irrthums herauszuwickeln. Nach anderthalb Jahren trat sie wieder zurück in das Haus ihrer Mutter, wo sie jetzt bestimmt war, eine glänzende Rolle zu spielen, denn sie wurde nun auch bei Hofe eingeführt und machte überall durch ihre Schönheit, ihr feines Benehmen und musikalisches Talent den günstigsten Eindruck.

Im Sommer 1768 machte Gräfin Amalia in der Eigenschaft einer Gesellschafterin oder Hofdame mit der Gemahlin des Prinzen Ferdinand eine Reise in die Bäder von Aachen. Fürst Gallitzin, der sich schon seit Jahren als russischer Gesandter in Paris aufhielt, besuchte auch um dieselbe Zeit die Bäder, lernte die liebenswürdige junge Gräfin kennen und

trug ihr seine Hand an, zur Verwunderung aller Welt, denn er stand im Range viel höher wie sie und war schon ein bejahrter Mann. Jedoch Gräfin Amalia war für ihr Alter und ihre Stellung in der Welt ausnehmend ernst und zurückgezogen, hatte auch schon mehrere Heirathsanträge entschieden abgelehnt. Sie sagt selbst in einem späteren Schreiben an Hemsterhuys: „Mein Herz bedurfte nicht, was man in der Welt Liebe nennt; aber die Neigung, welche den geliebten Gegenstand zu vervollkommnen strebt und wovon das Ideal die tiefsten Wurzeln in mein Gemüth geworfen hatte, war mir höchstes Bedürfniß geworden, und dieses Ideal war unabhängig von der Gestalt. Ich glaubte, daß der Fürst Alles für mich werden könne, wenn er diese Gesinnungen mit mir zu theilen fähig wäre.“ Das war er aber leider nicht, wie der Erfolg gezeigt hat. Wie konnte es auch anders sein? Er war ein Schüler und treuer Anhänger Voltaire's, Diderot's, Dalembert's und Consorten, und was außerhalb der s. g. Philosophie dieser armseligen Menschen lag, war ihm unbekanntes Land; vom Christenthum war bei ihm natürlich keine Rede; bei der jungen Gräfin zwar damals auch nicht, sie ging aber einen ganz andern Weg, auf welchem sie bei ihrem ernsten, beharrlichen Streben unfehlbar

das Heil in Christo und seiner Kirche finden mußte. Wie konnte sie aber dahin ein Schüler Voltaire's begleiten? Somit hatte sie sich also geirrt, wenn sie dem Fürsten in der Hoffnung ihre Hand reichte, an ihm einen treuen, ernsten Lebensgefährten zu finden, der sie heben und tragen, der ihr voranschreiten möchte zu dem heiligen Ziele, welches ihr dunkel vorschwebte.

Amaliens Aeltern und Verwandte, wie auch die Prinzessin Ferdinand, unter deren Schutz sie damals stand, sahen die Sache freilich mit ganz anderen Augen an, wenn sie nicht allein diese Partie billigten, sondern sie auch ganz erwünscht fanden und Alles thaten, um sie zu Stande zu bringen. Somit wurde denn das Paar an Amaliens zwanzigstem Geburtstage 1768 zu Aachen ehelich eingesegnet, ob nach katholischem Ritus, kann ich nicht sagen, vermuthe es aber, weil der Fürst in solchen Dingen durchaus indifferent war und in dem katholischen Aachen wohl schwerlich ein griechischer Priester zu finden gewesen wäre. So finde ich auch nichts von einer Bestimmung oder Uebereinkunft hinsichtlich der religiösen Erziehung der Kinder und, nach dem Erfolg zu schließen, vermuthe ich, daß diese Angelegen-

heit dahin gestellt oder vielmehr dem Gutdünken der Fürstin anheimgestellt blieb.

Bald nach der Hochzeit reiseten die neuen Eheleute über Wien nach St. Petersburg, wo der Fürst seine junge Gemahlin am kaiserlichen Hofe einführte und von der Kaiserin Catharina zum Gesandten im Haag ernannt wurde.

Im folgenden Jahre, auf der Reise von St. Petersburg nach Holland, gebar die Fürstin in Berlin am 7. December 1769 ihre Tochter Maria Anna, welche im Jahre 1824 in Düsseldorf als verehelichte Fürstin von Salm-Reifferscheid-Krautheim starb.

Fürst Gallitzin zog hierauf förmlich als Gesandter nach dem Haag, und hier wurde unser Demetrius am 22. December 1770 geboren.

Die Fürstin sah nur zu bald ein, daß sie durch ihre Vermählung mit Fürst Gallitzin in Lebensverhältnisse getreten sei, in welchen sie für höhere geistige Bestrebungen keine Befriedigung finden konnte. Hören wir sie selbst: „Vergebens warf ich mich in die Zerstreuungen und Lustbarkeiten der großen Welt. Ich brachte aus diesem ewigen Kreise von Spielen und Besuchen, Schauspielen, Tänzen und Nichtigkeiten immer des Abends nur ein vermehrtes, vergebliches Streben nach etwas Besserem, das ich dennoch nicht

kannte und Keinem anvertrauen durfte, nach Hause; ich schlief selten ohne Thränen ein. Mir war wie jenen Schauspielern, die auf der Bühne Andere belustigen, indeß sie selber bittere Thränen vergießen."

Sie fühlte ein heftiges Verlangen, sich aus der großen Welt zurückzuziehen, um sich ganz den Wissenschaften und der Erziehung ihrer Kinder weihen zu können. Hierzu aber waren große, wie es schien, unübersteigbare Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Wie wunderbar sind aber die Wege der Vorsehung! Ein erklärter Atheist, ein Mensch, der sonst viel Unheil in der Welt gestiftet, mußte in ihrer Hand das Werkzeug sein, um eine hochstrebende Seele aus der Eitelkeit der Welt in die Stellung zu bringen, in welcher es ihr möglich wurde, das Ziel, welches ihr dunkel vorschwebte, zu erreichen. Diderot, ein vertrauter Freund des Fürsten, hielt sich 1774 mehrere Monate bei ihm auf. Die Fürstin machte ihn zu ihrem Vertrauten. Er billigte ihren Plan, d. h. in demselben Sinne, wie auch heidnische Philosophen ein Aufgeben der Welt und ihrer Zerstreuungen anempfehlen, und war ihr Fürsprecher bei dem Fürsten, zu welchem persönlich über die Sache zu reden sie nie gewagt hatte. Da nun dieser zu einem so ungewöhnlichen Schritte, der zugleich eine

scheinbare Trennung von ihm vorbereitete, wider alles Erwarten seine Zustimmung gab, so hatte die Fürstin nichts Eiligeres zu thun, als ihren Plan ins Werk zu setzen und zwar mit solcher Entschiedenheit, daß an ein Wiedereinlenken in das alte Geleis nicht wohl mehr zu denken war. Es wurden hinfüro keine Bälle, Theater und glänzende Gesellschaften mehr besucht und keine andere Besuche, als von vertrauten und gleichgesinnten Freunden angenommen. Aller Kleiderpracht, welche ja zu damaliger Zeit mit Reifröcken, Juwelen, Spitzen u. dgl. auf's Höchste getrieben war, wurde der Abschied gegeben; ja sie ließ sich ihr langes Haar, welches schön geordnet und mit Perlen durchflochten die Bewunderung der Gesellschaft war, kahl abscheeren und bedeckte den Kopf mit einer runden schwarzen Perrücke. Dies Alles war ihr aber noch nicht genug. Da es im Gesandtschaftshotel ihres Gemahls Manches geben mußte, welches störend in ihre Weise eingriff, so suchte sie ihres Gemahls Einwilligung zu erhalten, mit ihren Kindern eine abgesonderte Wohnung beziehen zu dürfen. Doch dieser schien schon das, was er bisher bewilligt hatte, bereuet zu haben, und nur durch Vermittelung Diderot's, der auf seiner Rückreise von Berlin wieder einsprach, gestand

er es zu. Nun bezog sie ein einfaches Landhaus zwischen dem Haag und Scheveningen, und um der Welt zu zeigen, wie ernst es ihr sei, hinfüro nichts mehr mit ihr zu thun haben zu wollen, wurde ein Hausschild ausgehängt mit der Aufschrift: Nithuys (Nicht zu Hause).

Wie glücklich sie sich jetzt zu fühlen anfing, beweiset eine Stelle aus ihrem Tagebuche von jener Periode: „Ich fand bald eine solche Seligkeit in diesem Leben, in dem Umgang mit meinen Kindern, in dem allmählich fortschreitenden Zuwachs an Kenntnissen und in der Ruhe der Seele, womit ich jeden Abend zu Bette ging, daß nun höhere Bedürfnisse sich zu äußern anfingen; Gott und meine Seele wurden die gewöhnlichen Gegenstände meiner Betrachtungen und Forschungen."

Ihr neuer Hausname bezog sich übrigens nur auf das gewöhnliche, nichtssagende Gesellschaftswesen und sollte gleichsam eine Vogelscheuche sein gegen Zeit und Ruhe raubende Visitenmacher; alte vertraute Bekannte, die groß und edel genug dachten, den Schritt der Fürstin würdigen zu können, fühlten sich dadurch keineswegs vom ferneren Verkehr mit ihr abgeschreckt. Zu diesen gehörte besonders die Gemahlin des Erbstatthalters und Prinzen von

Naſſau, eine geborne Prinzeſſin von Preußen. Sie pflegte die Fürſtin zu Zeiten mit ihrem Söhnchen, dem nachherigen Könige Wilhelm von Holland, zu beſuchen. Dieſer Prinz war mit unſerem Gallitzin ungefähr von gleichem Alter und gleichfalls im Haag geboren. Gallitzin erinnerte ſich im ſpäten Alter noch recht gut, daß er ſein Spielkamerad war. Wir werden ihn auch im Verlaufe dieſer Geſchichte wiederſehen, wo er auf dem Throne des armen Miſſionärs gedachte.

Auch der berühmte niederländiſche Gelehrte Hemſterhuys gehörte zu den Wenigen, welche nach wie vor mit der Fürſtin in freundſchaftlichem Verkehr blieben. Doch hier war mehr als gewöhnlicher freundſchaftlicher Verkehr; er ſtand ihr bei in der Erziehung ihrer Kinder, beſonders des Sohnes, ordnete und leitete ihre eigenen Studien und führte ſie vor allen Dingen in ſein eigenes Lieblingsſtudium, griechiſche Literatur und beſonders die platoniſche Philoſophie, ein. Wie ein Atheiſt ihr zuerſt zu ernſtem Forſchen die Bahn eröffnete, ſo mußte nun ein Philoſoph, freilich ganz anderer Art, dem aber nichts deſto weniger das Chriſtenthum ein verſiegeltes Buch und Chriſtus eine Thorheit war, ſie ohne ſein Wiſſen

und Willen auf der Bahn fortführen, auf welcher der heil. Justin zum Christenthume kam.

Doch wird es wohl Zeit werden, uns nach dem eigentlichen Gegenstande dieser Geschichte umzusehen. Wir sehen ihn in der Zeitperiode, in welcher sich mit seiner Mutter die merkwürdige Veränderung zutrug, als kleines Kind, und was ist von einem kleinen Kinde viel zu sagen? Indeß es kommen ja schon in der frühesten Kindheit Dinge vor, welche auf den späteren Lebensgang und die ganze Gestaltung des Menschen einen wesentlichen Einfluß haben zum Guten oder zum Bösen. Manches Unerklärliche in dem Wesen und in den Schicksalen mancher Menschen würde uns klar werden, wenn wir mit ihrer frühesten Jugendgeschichte und besonders mit den Umgebungen, in welchen sie ihre Jugend verlebten, bekannt wären. Gallitzin's Erzieherin war seine Mutter. Sie aber fing mit ihrer eigenen Erziehung erst an, wie er schon ein Knabe war, welcher der Erziehung bedurfte. Folglich mußte der arme Knabe ihre verschiedenen Bildungsstufen mit durchgehen, und es wird ihm hart genug ergangen sein, etwa wie einem Patienten, mit welchem ein Empiriker bald mit der Schwitzkur, bald mit der Hungerkur, bald mit der Homöopathie, bald mit der Wasserkur Ver-

ſuche macht. Die Mutter that wohl freilich Alles, was ſie that, bona fide, allein ſo lange, bis ihr ſelbſt das wahre Licht aufgegangen und ihr die Salbung des Chriſtenthums fehlte, muß es oft ein gar wunderliches Thun geweſen ſein. Ich ſchließe dies aus ſchriftlichen Documenten und aus manchen mündlichen Mittheilungen Gallitzin's.

Er hatte ein außerordentliches Gedächtniß und erzählte mir Dinge mit mancherlei Nebenumſtänden, welche ſich müſſen zugetragen haben, wie er kaum vier Jahre alt war. So erinnerte er ſich ganz genau, wie die große Kaiſerin Catharina auf ihrer Reiſe durch Deutſchland und Frankreich in ſeinem älterlichen Hauſe wohnte. Und das muß 1774 geweſen ſein. Er wurde, ſchön aufgeputzt und in ſeinen erſten Hoſen der Kaiſerin präſentirt, welche ihn liebkoſete, denn er war ein ſchönes zartes Kind mit großen, blauen Augen und blonden Locken, und ihm das Patent eines Fähnrichs in der ruſſiſchen Garde verlieh. Der kleine Offizier erſchrak aber ſo vor der Majeſtät, daß ihm mit ſeinen neuen Hoſen ein eigenthümlicher Unfall paſſirte, wodurch die ganze Ceremonie gar jämmerlich unterbrochen wurde. Wie er dieſes erzählte, nahm ich Gelegenheit, ihn zu fra-

gen, ob er sich einer Geschichte erinnere, welche Katerkamp in der Biographie seiner Mutter von ihm erzählt und wo er auch einen Beweis gegeben, daß er nicht zum Soldaten bestimmt gewesen sei.

Wie sie nämlich schon das Landhaus Angelmodde bei Münster bewohnten und er schon ein ziemlich herangewachsener Knabe war, erzählte er eines Morgens, er habe den vorigen Abend im Garten ein gewaltiges Geräusch gehört. Das erste Mal habe er sich gegen den Schrecken gehalten; aber das Geräusch sei zum zweiten Mal wiederholt worden; nun habe er, von Furcht ergriffen, sich ins Bett geworfen und die Decke über den Kopf gezogen. Die Mutter stand damals noch in den Vorhallen der Kirche beim Sokrates. Darum wurden, wie Katerkamp hier berichtet, kindische Einfälle nimmer mit Verweisen oder Beschämungen abgewiesen, noch auch mit der imponirenden Autoritätsmiene unterdrückt, sondern durch Belehrung berichtigt. So wurde denn auch in diesem Falle auf gut sokratisch katechisirt und der kleine Narr, der freilich noch blitzwenig Vernunft hatte, sollte mit Vernunftgründen zurecht gesetzt werden. Ob dies aber der Weg sei, aus einem Hasenfuß einen Helden zu machen, will mir nicht einleuchten.

Demetrius wurde also befragt: wozu denn das

Verſtecken hätte nützen ſollen? Antwort: das ſei ihm nicht klar geworden. — Gut; ſo wollen wir denn nun verſuchen, es klar zu machen. Was dachteſt du, woher das Geräuſch entſtände? — Antw.: Von Dieben. — Was meinteſt du, das die Diebe vorhätten? — Antw.: Das Haus anzufallen. — Und wenn ſie in das Haus gekommen wären, nicht wahr, ſo wäre doch von zwei Fällen einer erfolgt; entweder die Diebe hätten uns überwunden und dann hätten ſie uns doch wahrſcheinlich getödtet, oder wir hätten die Diebe überwunden. Nun bedenke, wenn die Diebe uns umgebracht hätten, was wollteſt du dann allein in der Welt angefangen haben? Oder geſetzt, wir hätten die Diebe überwunden, ſo hätteſt du als Junge dich ja ſchämen müſſen, daß wir Weiber dir das Leben gerettet hätten, während du furchtſam und feige dich verſteckteſt u. ſ. w.

Er beſtätigte nicht nur dieſe, ſondern erzählte noch manche andere Geſchichten der Art, woraus hervorging, daß er von Jugend auf ſehr ſchüchtern und furchtſam war. Er wurde viel von ſeiner Schweſter geplagt, weil es ſich vielfach offenbarte, daß ſie die Knaben-, er aber die Mädchennatur hatte.

Doch ſcheint es, als wenn auch ſchon in jener frü-

hen Vernunft-Periode der eifrigen Erzieherin manchmal die Geduld ausging, so daß sie statt aller sokratischen Deduktionen ohne weiteres zum kategorischen Imperativ ihre Zuflucht nahm. Gallitzin wußte es noch recht gut, wie er als junges Prinzchen verzogen und verhätschelt wurde, wie für ihn und das Schwesterchen eigends die Kutsche vorfuhr und sie mit eigener Dienerbegleitung spazieren fuhren; wie er auf gut russisch die Diener tyrannisirte und ihm Alles zu Willen gethan wurde, was ihm nur immer einfiel. Er erinnerte sich aber auch, wie das auf einmal alles anders wurde; wie die Mutter, welche er vorher nur selten im fürstlichen Schmucke zu sehen pflegte, beständig und in einfacher Kleidung um ihn war. Da mußte er dann auch unter Andern des Abends wie andere Menschenkinder sich selbst ausziehen und zu Bette gehen, worauf dann das Licht ausgemacht wurde. Dies wollte ihm nun gar nicht einleuchten. Alle möglichen Schreckbilder umringten ihn, er bat und flehte, die Mutter argumentirte und raisonnirte und wenn sie ihn dann verließ in der festen Ueberzeugung, den jungen Weltbürger durch die schlagendsten und triftigsten Vernunftgründe zufrieden gestellt zu haben, so mußte sie zu ihrer Verwunderung ein Schreien und Brüllen vernehmen, als wenn das

Haus in Feuer stände. Hier war es denn, wo ihr die Geduld ausging; raschen Schrittes und mit einer Birkenruthe bewaffnet kam sie zurück und argumentirte, wie jede ehrliche Bürgers- oder Bauersfrau, die viel von Sokrates und Logik wissen, a posteriori. Und das half. Auch trug sich's wohl zu, daß dasselbe Experiment am Morgen wiederholt wurde. Sie hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß der gnädige Herr Sohn aus Faulheit oder Furcht, weil es finster war, nicht aufstand, wo doch jeder verständige Mensch das Bett zu verlassen pflegt. Daher erschien sie schon in aller Frühe mit ihrer Ruthe und untersuchte das Bett, und wehe dir, mein Prinzchen, wenn nicht alles sauber und trocken war. Die bitterste Prüfung für ihn war, wenn er des Morgens aus dem warmen Bette in eine Wanne voll eisig kaltem Wasser springen mußte. Ohne fremde Beihülfe und Application der Ruthe kam das auch nicht in den Gang. Eine Vis inertiae, verbunden mit Unentschlossenheit und mehr als weibischer Furchtsamkeit, schien so tiefe Wurzeln in seiner Natur gefaßt zu haben, daß die Mutter mit ihrem lebendigen, strebsamen Geiste oft hätte darüber verzweifeln mögen. Briefe von ihr und kleine Gelegenheitsbillette, welche sie an die verschiedenen Lehrer und auch an den

Knaben selbst zu schreiben pflegte, und wovon Dutzende vorliegen, sind voll Warnungen, Drohungen und Klagen in dieser Hinsicht. So sagt sie in einem Schreiben an einen gewissen Herrn Hase, der als Hauslehrer bei den Kindern war: „Haben Sie doch stets ein scharfes Auge auf die Hauptuntugenden der Kinder und haben Sie kein Erbarmen. Treiben Sie die Teufel aus. Mimi (ihre Tochter Marianne) ist geschwätzig, ränkevoll und streitsüchtig; Amalie (ihres Bruders Tochter) lügt wie gedruckt und Mitri (Demetrius), der Tropf, bereitet mir viel Seelenleiden mit seiner unüberwindlichen Faulheit und lächerlichen Poltronnerie."

So finde ich auch einen Brief an ihren Sohn vom 22. December 1784, also seinem 14. Geburtstage, welchen ich, im Auszuge, absichtlich hier schon einrücke, obgleich er der Zeitfolge nach eigentlich nicht hierher gehört: „Mit Wonne und Schauder erfüllet mich wechselseitig der Gedanke an den heutigen Tag. Der erste Gedanke daran beim Erwachen war freilich Wonne der Liebe und Dank, daß Gott dich mir gab, — mir gab, vielleicht einen seligen Menschen zur Welt geboren zu haben. Aber dieses Vielleicht?! — Hier fing ein zweiter Gedanke mit seinem Stachel an zu wüthen. Heut, dacht ich, hat er vierzehn

Jahre zurückgelegt und — ach Gott — ist noch so ganz willen- und kraftlos, unter dem beständigen Antriebe fremder Willenskräfte umherkriechend. Diesen schrecklichen Gedanken veranlaßte dieses noch schrecklichere. Vielleicht, nämlich den Zweifel: ob dieser Mensch, den ich unter meinem Herzen getragen, jemals ein Gott wohlgefälliger, seliger Mensch werde? oder trotz aller der vorzüglichen Gaben, die der Allgütige ihm schenkte, um einer der besten und glückseligsten Menschen werden zu können, trotz meiner Sorgen, Bitten und Flehen fortfahre, zu seinem Verderben zu eilen .... Ich war seit einigen Monaten einigemal mit besseren Hoffnungen erfüllt und diese, ich gestehe es gern, haben mich noch nicht ganz verlassen; nur gesunken, verdunkelt sind sie durch die letzten wieder schlimmen Zeiten und die ewig wiederkehrenden Zeichen der sklavischen Unterwürfigkeit, mit welcher du deiner entsetzlichen Trägheit und Unthätigkeit dich ergiebst .... Lieber Mitri, ach möchtest du heute zu deinem Geburtstage, nach Lesung dieses Briefes, damit zu feiern anfangen, daß du deine sklavische, weichliche, träge Unthätigkeit mit dem Abscheu fühltest, den sie als ewige Zerrütterin deines Wohles verdient; — möchtest du mit einem edlen Schauern bei dem Ueberblick des Vergangenen erfüllt

vor dem Allgegenwärtigen auf deine Kniee fallen und ihn um Hülfe für's Zukünftige anflehen mit dem Bewußtsein, daß du wirklich nun einmal in deinem Herzen den *festen* Vorsatz gefaßt, künftig mit ganzer Seele als ein *freier* Mensch handeln zu wollen, der da fühlt, daß, wenn ihn auch kein Mensch sieht, er von Gott gesehen und von ihm zu künftigen, *ewigen* Schicksalen bestimmt ist. O Mitri, mein — in dieser Voraussetzung — innigst geliebtes Kind, wie wallt mein Herz bei dem Gedanken, daß du vielleicht schon von selbst, oder doch nach Lesung dieses Briefes veranlaßt seiest, diesen Tag mit dieser deinem Alter und einer edlen Seele würdigen Feierlichkeit zu feiern, und daß wir den Anfang deiner wahren Entwickelung, eines hohen, edleren Schwunges deines Geistes von diesem Tage an werden rechnen können! Ach, mit dieser süßen Hoffnung, die meine ganze Seele erheitert und mit den schönsten Erwartungen erfüllt, werfe ich mich mit dir nun zu den Füßen unseres Vaters (knieend schreibe ich dieses) und schreie aus der Tiefe meines Herzens: Erbarme dich, o Vater, seiner und meiner. Verbirg nicht länger dein Antlitz vor ihm. Erhöre, unterstütze, stärke ihn, wenn er betet, mit Wahrheit und festem Willen. Herr, laß ihn nicht zu Schanden werden,

den ich unter meinem Herzen getragen und dir von ganzem Herzen gewidmet habe. Du weißt es ja, der du allwissend bist, daß ich nach Lob der Menschen, nach Ehrenstellen, nach Reichthum für ihn und mich nicht trachte, sondern nach dem Ruhm allein, dir wohlgefällig zu sein und nach der Glückseligkeit, daß wir einst in Liebe vereinigt der Seligkeit, dir näher zu kommen, die du uns durch Jesum versprochen hast, theilhaftig werden. Amen."

Es scheint aber, als wenn es mit Demetrius hinsichtlich seiner angedeuteten Gebrechen noch immer so ziemlich beim Alten blieb. Wenigstens finde ich in Briefen von der Mutter bis zum Jahre 1790, also zwei Jahre vor seiner Abreise nach Amerika, immer dieselben Klagen, dieselben Besorgnisse, dieselben Warnungen und Ermahnungen ausgesprochen. Wahrhaft Ernst wurde es erst mit ihm, wie er Europa verließ und er das Antlitz der geliebten Mutter zum letzten Mal auf Erden sah. Da kam es zum Durchbruche mit ihm, und das wurde besonders zu Wege gebracht durch eine heroische Handlung dieser wahrhaft großen, heldenmüthigen Frau. Er hat mir dies selbst gestanden; und da ich doch bei diesem wichtigen Gegenstande bin, so will ich nur sogleich

in der Zeitfolge weiter vorgreifen und das zu der Sache Gehörende hier erzählen.

Wie Gallitzin im Jahre 1792, also in seinem zweiundzwanzigsten Jahre, nach Amerika abreisete, begleitete ihn seine Mutter bis Rotterdam. Das Schiff lag auf der Rhede vor Anker und am Tage der Abfahrt wurde ein Boot an's Land geschickt, um den Prinzen, den die zärtliche Mutter bis auf den letztmöglichen Augenblick in ihrer Nähe festhielt, an Bord zu holen. Wie dieser aber das schwankende Boot und die schäumenden Wellen sah, entfiel ihm der Muth, und obgleich die Reise jahrelang vorbereitet war, obgleich seine Begleiter und Bagage sich schon auf dem segelfertigen Schiffe befanden, so meinte er doch, die Reise könne wohl unterbleiben und fing an, mit der Mutter ernstlich darüber zu argumentiren. Diese ging schweigend zu seiner Seite; wie sie aber nahe am Boote waren, wandte sie sich rasch und mit flammenden Augen zu ihm, und mit den Worten: Mitri, ich schäme mich in deiner Seele, ergriff sie ihn beim Arme und führte ihn rasch dem Boote zu. Er hätte noch allerlei zu sagen gehabt, konnte aber nicht wieder zu Worte kommen, indem er im nächsten Augenblicke den Mund voll Seewasser hatte, denn ehe er es sich's versah, lag er der Länge

nach in der schäumenden Brandung. Die Matrosen fischten ihn sogleich wieder heraus, zogen ihn zitternd und triefend ins Boot und ruderten auf den Wink der Mutter lachend davon. Von dieser Begebenheit ist in Zukunft nie wieder die Rede gewesen und Gallitzin, wie er sie mir nach zweiundvierzig Jahren erzählte, konnte selbst nicht mit Sicherheit sagen, ob er bei der raschen Bewegung der Mutter, wie sie ihn beim Arm ergriff, um ihn dem Boote zuzuführen, ausgeglitten oder am Bord des Bootes gestolpert und so zufällig ins Wasser gefallen sei, oder ob sie ihn absichtlich hineingestürzt habe; er neigte sich aber zur letzteren Meinung, und so thue ich auch. Es sieht der heldenmüthigen Frau ganz ähnlich. Wie sie einst all ihre Philosophie sammt fürstlicher Etiquette bei Seite setzte und auf altbürgerliche Weise den dummen Schreihals mit der Ruthe zur Ordnung brachte, so unterdrückte sie bei dieser Gelegenheit nicht nur dasselbe, sondern gewiß mit blutendem Herzen auch das natürliche Muttergefühl und gab dem schwachen, zagenden Jünglinge eine so derbe Wiedertaufe, daß er sein Lebtage daran denken konnte. Jene Procedur half nach den damaligen Umständen, diese aber überschwänklich. Gallitzin hat mir selbst gestanden, daß er von diesem Augenblicke an ein

ganz anderer Mensch geworden sei. Ja, er ist von jetzt an wahrhaft frei und selbständig aufgetreten und weiter gegangen, als die Mutter je vermuthet und im ersten Augenblicke vielleicht gewünscht hat, denn sie hat wegen des großen Entschlusses, den er in Folge seiner ernstlichen Umkehr faßte, viel von allen Seiten zu leiden gehabt, auch sah sie ihn ja gerade deswegen nie auf Erden wieder.

Doch wir wollen unsern Gallitzin jetzt noch nicht nach Amerika begleiten, sondern den Faden der Geschichte wieder in Nithuyß aufnehmen und zusehen, wie sich der Knabe, dessen Hauptgebrechen wir vorläufig ins Meer versenkt sahen, hervorbildete. Dazu wird es wohl zweckdienlich sein, vorerst wieder auf den Bildungsgang seiner Erzieherin zurückzublicken.

Da sich die Fürstin ganz und gar der Erziehung ihrer Kinder geweihet und es daher durchaus nicht im Sinne hatte, sie Schulen oder Erziehungsanstalten zu übergeben, ihr Aufenthaltsort ihr aber nicht die erforderliche Beihülfe zu einer häuslichen Erziehung darbot, so sah sie sich 1779 nach einem anderen Wohnplatze um. Dieses war also, wie ihr Sohn ins zehnte Jahr ging und es somit Zeit geworden war, ernstlich an seine wissenschaftliche Bildung zu denken. Das hochgepriesene Genf kam ihr in den

Sinn, oder vielmehr sie wurde durch Andere oder durch Umstände darauf aufmerksam gemacht. Ihr Gemahl besaß ein Landgut in der Nähe dieser Stadt und gab seine Einwilligung dazu, daß sie dort mit den Kindern und der nöthigen Begleitung für Unterricht und Bedienung wohnen möge. Dies war von den bei der Sache interessirten Personen alles angeordnet; man machte alle Anstalten zur Verwirklichung des Planes und freute sich schon auf den romantischen Aufenthalt an den reizenden Ufern des Genfer See's. Doch dieses lag nicht im Plane der göttlichen Vorsehung. Sie wollte, daß aus der edlen Philosophin eine Christin und aus ihrem Sohne ein eifriger Missionär werden sollte; und das hätte in dem aufgeklärten, heidnisch-protestantischen Genf wohl schwerlich geschehen können: darum mußte es aus dem Spiele bleiben.

Es war um diese Zeit, als der berühmte Franz von Fürstenberg als Minister des Churfürsten Maximilian Friedrich von Cöln im Stifte Münster eine neue Schulordnung einführte, etwas Unerhörtes zu der damaligen Zeit, womit ein geistlicher Fürst allen hochgepriesenen und aufgeklärten Regierungen fast um ein halbes Jahrhundert vorauseilte. Die Fürstin,

welche an Allem, was sich im Gebiete der Wissenschaften regte, besonders was auf Erziehung Bezug hatte, regen Antheil nahm, hatte davon gehört, Fürstenberg's Schulordnung vom Jahre 1776 gelesen und war begierig, sich mit dem Manne selbst zu besprechen. Somit beschloß sie, die Reise in die Schweiz vor der Hand auszusetzen und wenigstens für einige Zeit in der unmittelbaren Nähe dieses wahrhaft großen Mannes sich aufzuhalten; sie nannte ihn übrigens in ihren französischen Briefen an Hemsterhuys und ihren Gemahl nur immer so (le grand homme). Dies geschah im Jahre 1779. Allein in kurzer Zeit hatte sich zwischen ihr und Fürstenberg ein so inniger Freundschaftsbund geschlossen, der Rath und die Unterstützung des Mannes für die Erziehung ihrer Kinder war ihr so unentbehrlich geworden, auch fand sie den unvergeßlichen Pädagogen Overberg und so manche andere edle Seele in dem lieben alterthümlichen Münster, daß sie alles Anziehende und Lockende der Schweiz und des Genfer See's darüber vergaß und sich entschloß, in dieser Stadt ihren bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen. Sie kaufte ein Haus in der Stadt und da sie das Landleben liebte und sie auch ihre Kinder nicht einsperren und auf ein Stadtleben beschränken wollte, so mie-

thete sie zu Angelmodde, einem Landgute in der Nähe der Stadt, ein Landhaus.

Hier beginnt nun recht ernstlich die Erziehung unseres Demetrius. Mit welchem Ernste dieses Werk betrieben wurde, ersehe ich aus einer Menge von Briefen und Memoiren, die ich in Händen habe und die sich von 1780 bis zu der Zeit seiner Abreise nach Amerika erstrecken. Zugleich mit ihm wurden seine Schwester Marianne (Mimi), ein Sohn des berühmten Jakobi, Georg, der nachherige geheime Rath, und der Fürstin Taufpathin, Amalia von Schmettau, ihres Bruders Tochter, die nachher zu Wien ins Kloster der Salesianerinnen ging, erzogen. Auch die Söhne aus dem Hause Droste zu Vischering nahmen vielfach Antheil an den Unterrichtsstunden; wenigstens waren sie die unzertrennlichen Gespielen und späterhin treue Jugendfreunde unseres Gallitzin. Dieser freundschaftliche Verkehr wurde auch noch lange brieflich fortgesetzt, wie Gallitzin schon in Amerika war. Ich finde Briefe von ihnen Allen, besonders von den beiden jüngeren, Caspar Max, nachherigem Bischofe von Münster, und dem nachherigen Domkapitular Franz Droste, welche auf ihren Reisen 1797 von mehreren Plätzen Italiens an ihn nach Amerika schrieben.

Das unter diesen jungen Leuten bestehende freundschaftliche Verhältniß hatte aber mehr zu bedeuten, als gewöhnlicher gesellschaftlicher Verkehr. Die Fürstin, sagt Herr Katerkamp, war der Meinung, daß Unterredungen, zu welchen von mehreren Seiten her die besonderen Ansichten über Gegenstände der Wissenschaft und der Geschichte gleichsam zusammengetragen werden, weit zweckmäßiger seien, als der systematische Vortrag. Und so wurde denn fast jeder Abend in geselligem Verkehr zugebracht, wobei die Fürstin mit ihrem feinen Takt und beweglichen Geiste präsidirte und moderirte. Diese Abendstunden waren den jungen Männern mehr werth, als ein akademischer Cursus; und sie waren es auch für mich, setzt Katerkamp hinzu; denn da ich 1788 in das freiherrliche Haus Droste von Vischering als Hauslehrer trat, wurde mir das Glück bereitet, diese Herren täglich zu den Abendstunden der Fürstin zu begleiten. Auch Gallitzin gedachte als siebenzigjähriger Greis ihrer noch mit Freude und Rührung. Besonders erhielten sie erst ihre rechte Bedeutung, wie das heilige Band, welches nur die katholische Kirche weben kann, alle Theilnehmenden umschlang.

Ich gebe gerne zu, daß eine Ahnung nach etwas Höherem, Besserem, welches sie jedoch nicht kannte,

die Fürstin mit bestimmen half, gerade in Münster, in der Nähe und unter dem Einflusse der edlen katholischen Menschen, welche sie da traf, ihren Wohnsitz aufzuschlagen; es ist aber klar, daß sie es nicht gerade darum that, weil diese Leute katholisch waren; denn der Gedanke war ihr ja noch nicht aufgegangen, daß nur das Christenthum, und zwar wie es sich in der katholischen Kirche offenbart, solche Menschen, wie sie dort anzogen, bilden kann. Sie hielt vielmehr diesen guten Leuten ihr Christenthum zu Gute, weil Umstände, Erziehung oder der Schein vor der Welt es einmal so mit sich brachten, daß sie katholisch waren. Das belebende Element, in dem sie sich bewegten und welches sie gebildet hatte, suchte sie damals noch — Gott weiß, wo? vielleicht beim Sokrates, Plato und anderen Heiden. Sie gesteht dies selbst, wenn sie sagt: „Dem Herrn von Fürstenberg, dessen große Einsichten ich mir nicht verhehlte, hielt ich sein Christenthum des Vorurtheils der Erziehung wegen zu Gute und bat mir gleich von ihm aus, mich nicht bekehren zu wollen, indem ich, was Gott betreffe, nichts in mir leiden könne, was er in mir nicht selbst geschaffen; um Licht bäte ich ihn und dazu sei mein Herz offen."

Darum ist denn auch von einer religiös-christ-

lichen Erziehung der Kinder, und zwar wie sie noch Kinder waren und solche am nöthigsten und eindringlichsten war, durchaus noch keine Rede und man würde sich sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß die Fürstin absichtlich darauf hingearbeitet habe, ihrem Sohne die Idee in die Seele zu pflanzen, welche er nachher in Amerika realisirte, wie ihr von ihrem Gemahl und andern Familiengliedern vorgeworfen worden ist. Im Gegentheil, sie hat bis zu der Zeit hin, wo Demetrius schon ein herangewachsener Jüngling und im Stande war, selbst zu entscheiden, seine Erziehung auf solche Weise geleitet, daß wohl eher ein ganz entgegengesetztes Resultat hätte erwartet werden mögen. Denn sie bedauerte in späteren Jahren, daß sie aus Mangel an Glauben die Erziehung so spät erst auf die rechte Stütze des gottseligen Lebens gegründet habe; denn das Kind kann nicht zu früh durch den Glauben an Christus, durch die Uebung des Gebetes, durch Demuth und Treue unter den Zug der Gnade gestellt werden. Herr Katerkamp erzählt, daß sie einst in einer vertrauten Unterredung, welche sie mit ihm und Overberg über diesen Gegenstand hatte, Bezug nahm auf eine bekannte, vornehme Familie (die Droste's?), in welcher die Kinder ihres zarten christ-

lichen Sinnes wegen ihrem Herzen so lieb und theuer geworden waren; und schrieb es dem Glauben der Aeltern zu, daß die Erziehung bei weit geringerem Aufwande von Kraft und Anstrengung, als sie angewendet zu haben sich bewußt war, so gut gelungen war.

Ihr Demetrius war der Sohn eines russischen Fürsten und gehörte somit der hohen Aristokratie des russischen Reiches an. Durch diese obwaltenden Verhältnisse und des Vaters Willen sollte er daher durch eine tüchtige, dahin zielende Erziehung zu einer Carriere im russischen Militär- oder Staatsdienste vorbereitet werden. Hier wollte nun die Mutter, als eine gewissenhafte Frau, auf keine Weise ändernd oder störend eingreifen. Sie hat da auf jeden Fall eine harte Stellung gehabt und es konnte nicht fehlen, daß sie oft zwischen widersprechenden Anforderungen der Pflicht und des Herzens und späterhin, wie sie wirklich in die Kirche eingegangen war, ihrer Ueberzeugung, in manche Collisionen mit sich und Anderen kam, ja manche Mißgriffe in der Behandlung ihres Sohnes beging.

In eine solche Collision kam sie im Fortgange ihres Erziehungsgeschäftes hinsichtlich des Religionsunterrichtes. Obgleich für die verschiedenen wissen-

ſchaftlichen Fächer Hauslehrer und Profeſſoren angeſtellt waren, ſo hatte ſie doch die Kinder unter ihrer beſtändigen Aufſicht und gab die mehrſten Unterrichtsſtunden ſelbſt. Wem ſollte ſie dieſen Unterricht anvertrauen? Konnte ſie ihn ſelbſt geben, da ſie ſelbſt ungläubig war, wenigſtens zu keinem Syſtem geoffenbarter Religion ſich bekannte? Um ſich aus dieſer Verlegenheit herauszuhelfen, beſchloß ſie, den Kindern das Chriſtenthum, wie ſie ſich ausdrückte, hiſtoriſch vorzutragen und ihnen ſpäterhin die Wahl einer Confeſſion ſelbſt zu überlaſſen. Um ſich hierzu zu befähigen, warf ſie ſich mit aller Kraft und Aufmerkſamkeit auf das Studium der heiligen Schrift, beſonders des neuen Teſtaments. Der Erfolg davon war, daß ſie immer mehr und mehr gerührt und angezogen wurde von dem Heiligen, Göttlichen in der Perſon Chriſti; und darum, ſagt ſie in ihren Memoiren, nahm ich mir vor, ſeinem rührenden Rathe: Wir möchten nur verſuchen, ſeine Lehre treu zu befolgen, um zu erfahren, daß ſie göttlich ſei (Joh. 7, 17), wirklich zu folgen und mir vorſetzte, zu handeln, als wenn ich wirklich an ihn glaubte. Ich fing dann ſogleich damit an, meine Grundſätze und Handlungen mit ſeinen Lehren zu vergleichen und wie vieles fand ich zu ändern, was

ich bisher kaum als Fehler bemerkt hatte .... Gebetet hatte ich zwar, aber selten; nun fing ich an, öfter zu beten und wurde so oft erhört, daß ich an der Kraft des Gebetes nicht mehr zweifelte. Manche Zweifel gegen das Christenthum löseten sich nach und nach auf."

Um diese Zeit der inneren Gährung war es, nämlich im Jahre 1783, wie die Fürstin von einer gefährlichen und langwierigen Krankheit befallen wurde, und dieses Umstandes bediente sich der Herr in Sonderheit, diese auserwählte Seele ganz zu sich zu ziehen. Nach ihrer Wiedergenesung hatte sie nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich allseitig mit dem Christenthume und in Sonderheit mit den Lehren der katholischen Kirche bekannt zu machen. Da sie wegen fortwährender Schwäche dem Unterrichte ihrer Kinder nicht wie bisher obliegen und überhaupt keiner anstrengenden Beschäftigung sich unterziehen konnte, so hatte sie jetzt auch am besten Gelegenheit und Muße dazu. Ich finde, daß sie nach langer Ueberlegung und sorgfältiger Vorbereitung 1786 an ihrem Geburtstage das erste Mal wieder seit ihrer Kindheit zu den heiligen Sakramenten nahete, also den 28. August, am Tage des heiligen Augustin, woher es auch wohl kam, daß sie

stets eine so große Verehrung für diesen Heiligen hatte und daß auch ihr Sohn bei der Firmung seinen Namen annahm.

Mit welchem heiligen Ernste sie von da an als Kind der Kirche wandelte, geht aus mehreren zu jener Zeit geschriebenen Briefen hervor. So schreibt sie an den frommen Overberg: „Es ist in mir ein Bedürfniß entstanden, von welchem ich so wenig Hoffnung hatte, daß es je entstehen würde: ich fühle nämlich jetzt, daß ich eines geistlichen Freundes und Vaters im eigentlichsten Verstande, wie Franz von Sales es meint, bedarf, dem ich nicht allein meine Sünden beichten, sondern dem ich mein ganzes Herz öffnen, das Gute sowohl als das Böse darin frei zur Beurtheilung und Aufsicht aufzuheben geben, von dem ich zu meinem Wandel Verhaltungsbefehle mir holen und der aus christlichem Eifer, ungeachtet meiner Unliebenswürdigkeit, genug mich lieben könne, um auch außer der Beichte und unaufgefordert, wie Väter mit ihren Kindern zu thun pflegen, mich zu beobachten, zu prüfen, zu strafen, zu trösten, zu ermahnen, kurz — für meine Seele, wie für die seinige zu sorgen." Hierauf fährt sie fort, daß sie einen solchen Mann in Overberg gefunden zu haben glaube und bittet ihn, die Sorge für ihre Seele in

beſagter Weiſe zu übernehmen. Man ſieht, daß ſie ſich nicht mit dem Gewöhnlichen begnügte, ſondern gleich von vorn herein nach Vollkommenheit ſtrebte.

Dieſer Ernſt, verbunden mit einer rührenden Demuth, ſpricht ſich aus in einem Briefe, den ſie im Juni 1788 von der Stadt aus an Herrn Haſe, den Hofmeiſter und die Kinder nach Angelmodde ſchrieb, wie ſie am andern Tage zur Communion gehen wollte: „Ich bitte Euch herzlich, daß Ihr mir meine an Euch begangenen Fehler verzeihen, und wenn Euch ins Beſondere einige einfallen, mich daran erinnern wollet. Ich bereue in Hinſicht Eurer ins Beſondere, daß ich das irascimini, sed nolite peccare*) allerdings nicht immer beobachtete. Mein Fehler darin war meiſtens, daß ich die Angſt über Euren böſen Zuſtand zu heftig auf mich wirken ließ und mir daher nicht immer Zeit genug nahm, daß ich durch Gebet und längere Ueberlegung meine Begierde nach Eurer Beſſerung mit willenloſer Unterwerfung unter Gott feſſelte; ſo geſchieht es denn wohl, daß der gerechte Eifer zum Guten durch die ungerechte Leidenſchaft, es zu erreichen, verunreinigt wird.“

*) Zürnet, aber ſündiget nicht. Die Fürſtin las und citirte die heil. Schrift immer nach der lateiniſchen Vulgata.

In einem andern Briefe aus derſelben Zeit an Demetrius allein heißt es: „Liebes Kind, ich muß dich ſo oft betrüben, weil ich für dich wollen muß, was du bis jetzt nicht gewollt haſt, und von dir abwenden muß, was du bisher am ſehnlichſten verlangteſt. Glaube mir, Sohn, dieſes beſtändige Streben gegen dein Wollen iſt die ſchwerſte meiner Pflichten, denn es kommt mir vor, als wenn ich deswegen deine Liebe und dein Zutrauen verliere. Doch du wirſt mich, wenigſtens noch einſt im Grabe, dafür ſegnen müſſen.“

Und das hat er gethan! Mit Thränen der Rührung hat der alte Mann mir oft Stunden lang erzählt von der herrlichen Mutter, welche er wirklich erſt vollkommen erkannt zu haben geſtand, wie ſie ſchon im Grabe lag, und konnte nicht müde werden, zu erzählen. Und auch ich kann, wie der Leſer vielleicht mit Befremden ſieht, nicht müde werden, von ihr, anſtatt von dem Sohne, deſſen Lebensgeſchichte doch eigentlich meine Aufgabe iſt, zu erzählen. Doch denke ich, Alles, was bisher von ihr geſagt wurde, war nicht überflüſſig zum rechten Verſtändniß der Lebensgeſchichte ihres Sohnes. Im Haushalte der Natur hat ja auch das Kind keineswegs ein gänzlich von der Mutter geſondertes Daſein, nachdem es

den M[illegible]ssen. Es bleibt in innigem Zusam[illegible] mit [illegible]s nimmt Theil an Allem, wa[illegible]cht, so lange es an ihrer Art[illegible] So war's hier in geistigem Verstande. Erst lange nachher entwickelte sich vielleicht in unserm Gallitzin manches Große und Schöne, welches er als gedankenloser Knabe und Jüngling unbewußt eingesogen hatte.

Es konnte nicht fehlen, daß das Beispiel einer solchen Mutter einen mächtigen Einfluß auf die empfänglichen Gemüther der Kinder übte, zumal da sie durch jenen geschichtlichen Religionsunterricht, von dem vorhin die Rede war, so gut vorbereitet waren. Und so folgten sie denn der Mutter auch in der Form des Religionsbekenntnisses. Am Dreifaltigkeits-Sonntage 1787 erhielten sie die Firmung und ich finde von diesem Jahre verschiedene Briefe der Mutter, in welchen von gemeinschaftlichem Beichten und Communiciren die Rede ist. Was aber besonders diesen Umstand klar macht, sind Gallitzin's eigene Worte in einer seiner späteren Controversschriften. Er sagt nämlich in seinem „Brief an einen protestantischen Freund über die heilige Schrift": — „Ich wuchs in einer Art von religiösem Indifferentismus auf. In meiner Familie war geoffenbarte

Religion verachtet. Meine Verwandten männlichen Geschlechtes waren sammt und sonders Protestanten. Ich war ungefähr siebenzehn Jahre alt (also 1787), wie ich ein Mitglied der katholischen Kirche wurde."

Was sein Vater zu dem Allem dachte, kann ich nicht sagen. Bekannt waren ihm natürlich alle Verhältnisse, denn er stand nicht nur in beständigem Briefwechsel mit Frau und Kindern, sondern besuchte sie auch oft, ja er war manchmal Wochen lang bei ihnen, und die Fürstin war zu offen und edel, als daß sie irgend etwas im Hause oder in den Familienverhältnissen sollte gethan oder zugelassen haben gleichsam wie hinter seinem Rücken. Es bestand zwar ein eigenthümliches Verhältniß zwischen den Eheleuten als solchen, aber von einer Trennung ist ja nie die Rede gewesen; jedes ging halt seinen eignen Weg und das mit gegenseitiger Uebereinstimmung und Zufriedenheit. Im höchsten Grade indifferent in allen religiösen Beziehungen, wie er war, wird er sich nicht darum bekümmert haben; ja mir kam bei Durchlesung mancher seiner Briefe der Gedanke, daß er mit billigender Neutralität dem Gange der Dinge zusah, bis es zu spät war, wie nämlich der Sohn in Amerika aus der Sache Ernst machte. Es ging ihm da wie manchen anderen philosophischen

Politikern, welche in ihrem Sinne weit über alle Religion hinweg ſind, darum aber doch Religion bei ihren Untergebenen nicht nur dulden, ſondern ſogar befördern, freilich aber nur als einen Beſen, um moraliſchen Schmutz abzukehren, oder als Hemmzaum, um von Exceſſen abzulenken. Er ſah ſeinen Sohn zu einem blühenden Jünglinge in aller Unverdorbenheit heranwachſen; er ſah, daß bei ſeiner Erziehung nichts von all dem, welches ihn in den Augen der großen Welt einſt auszeichnen konnte, vernachläſſigt wurde, denn er ſprach Franzöſiſch, lernte Muſik, Reiten, Tanzen, Fechten; wurde ſogar von wiſſenſchaftlich gebildeten Offizieren unterrichtet in mathematiſchen und andern Wiſſenſchaften, welche ihn zu einer militäriſchen Carrière befähigen konnten. Was wollte er mehr? Der Einfluß der Mutter, wird er gedacht haben, und die religiöſe Zucht, unter der er ſteht, bewahren ihn vor manchen Dingen, welche manche junge Leute verkrüppeln und verderben; wenn er einmal in die große Welt eintritt, werden alle jetzt noch nützliche Vorurtheile ſchon mit den Kinderſchuhen ausgezogen werden.

So floſſen denn die Jahre ruhig dahin in nützlichen Studien und Beſchäftigungen, und wie die Kinder herangewachſen waren, dachte die Fürſtin

darauf, durch kleinere und größere Reisen etwas Veränderung in die Einförmigkeit des Stilllebens zu bringen, wie der Storch, um die heranwachsenden Jungen bei Zeiten zum Berufe des Wanderlebens vorzubereiten, sie aus dem Neste lockt und sie wenigstens von einem Ende des Scheunendaches zum andern flattern macht.

Im Anfange der achtziger Jahre machte die Fürstin mit ihren Kindern in Begleitung von Fürstenberg und Hemsterhuys Reisen durch verschiedene Gegenden Deutschlands, um Beobachtungen über Erziehung und Schulwesen anzustellen. So kamen sie nach Halle, und es ist merkwürdig, was der bekannte Pädagoge A. H. Niemeyer über diesen Besuch erzählt.

Er sagt in seinen „Beobachtungen auf einer Reise durch Holland und Westfalen", nachdem er Mehreres über Fürstenberg, die Fürstin Gallitzin, Hemsterhuys, Hamann, Overberg u. A. erzählt und die Fürstenbergische Schulordnung als ein Meisterwerk gerühmt: „In Halle besuchten sie das Pädagogium und baten, da eben die Schulstunden geendigt waren, um die Veranstaltung einer mathematischen Lection, um die Lehrart kennen zu lernen. Als einer der Schüler den pythagoreischen Lehrsatz mit vieler Fertigkeit bewiesen hatte, so begleitete die Fürstin den Ausdruck

ihrer Zufriedenheit mit einigen Fragen über einige andere Methoden der Beweisführung. Da dieſe ſelbſt dem Lehrer fremd waren, ſo trat ſie an die Tafel und führte ſie mit großer Klarheit und Sicherheit. Man vergaß das Ungewöhnliche der Erſcheinung, eine Prinzeſſin, die Kreide in der Hand, an der Schultafel zu ſehen, und hing nur deſto aufmerkſamer an ihren Lippen.

Ebenſo neu war es, was wir von der Erziehungsweiſe der Fürſtin ſahen. Ihr Sohn und ihre Tochter, beide damals 11 — 12 Jahre alt, trugen höchſt einfache Gewänder, das Haar ſchlicht, die Füße unbekleidet, das Geſicht von der Luft und Sonne gebräunt, das Auge offen und hell, das Geſpräch verſtändig, ohne Affection. Die Mutter glaubte, ihre Kinder dem Jahrhunderte, worin ſie lebten, entfremden zu müſſen, um ihnen Gewohnheiten und Grundſätze ganz anderer Zeiten einzupflanzen und ſie auf dieſe Weiſe geſchickt zu machen, einſt mit Nachdruck die erſten Schritte zu einer Verbeſſerung des gegenwärtigen Zuſtandes der Menſchheit zu thun. An Plutarch's Biographien und Parallelen war ihr Geiſt gereift. Uebrigens lebten ſie, wie Jacobi, der dies Alles genau kannte, verſichert, in einem ſtrengen

Zwange, der, wie sie hoffte, die eigene Neigung beugen sollte.

So sicher die Kinder mathematische Aufgaben gelöset hatten, ebenso sicher sah man sie den Saalestrom beherrschen. Wir gingen an das Ufer; hoch erfreuete sie die Gewandtheit unserer Halloren, die bekanntlich von Kindheit an zu den geschicktesten und kühnsten Schwimmern gebildet werden. Auf den Wink der Mutter warfen sie — die Prinzessin wie der Prinz — im Bewußtsein, es mit ihnen aufnehmen zu können, das leichte Oberkleid von sich, klimmten mit Leichtigkeit an den Balken einer Zugbrücke hinan, stürzten sich von der Höhe in die Fluth, schwammen den Fluß, wie einheimisch in diesem Elemente, hinauf und hinab und wurden, als sie an's Land kamen, von den Meistern der Kunst in ihrer Sprache mit einem lauten: „Gut geschwommen! Gut geschwommen!“ empfangen.

Dann finde ich sie 1788 in Hamburg, verkehrend mit manchen hervorragenden Personen der Stadt und Umgegend, besonders im Kreise des gemüthlichen Wandsbecker Boten. Gallitzin hatte noch den Asmus omnia secum portans, so weit er damals erschienen war, als Geschenk des Boten selbst, sorgfältig aufbewahrt und erinnerte sich mit Freuden,

aber auch mit Wenuth, weil er der Kirche fern geblieben war, des lieben Mannes. Auch finde ich sie in Eutin bei Stolberg; dann wieder zu anderer Zeit am Rhein, besonders in Düsseldorf im Kreise Jakobi's; auch Weimar, das damalige deutsche Athen, wurde nicht vergessen. Gallitzin erinnerte sich recht wohl aller der berühmten Personen, welche damals dort blüheten; besonders hatte ihn Herder sehr angezogen. Auch erinnerte er sich lebhaft und mit großem Interesse des bekannten und verkannten Hamann, der längere Zeit bei der Fürstin in Münster lebte. Er starb auch dort und sie schrieb ihm auf sein Grab: Judaeis quidem scandalum, gentibus autum stultitiam; sed infirma mundi Deus elegit, ut confundat fortia. 1. Cor. 1. 23.*)

Jedoch es wird wohl Zeit, vom lieben Münster und dem Vereine guter, frommer Menschen, die sich damals dort zusammengefunden, Abschied zu nehmen, um einen von der Genossenschaft allein hinaus zu begleiten in die weite Welt, ins feindliche Leben. Man ging nämlich damit um, den jungen Prinzen

*) Den Juden ein Aergerniß, den Heiden aber Thorheit, doch was schwach ist vor der Welt hat Gott erwählet, auf daß er das Mächtige zu Schanden mache.

auf Reiſen zu ſchicken, damit er ſich etwas verſuche und die Welt kennen lerne. Aber wohin? Der Revolutionskrieg tobte um und um, und Paris, das feine, das hochgeprieſene, ohne welches ja bereits ſeit mehr denn einem Jahrhunderte ein ſolches Reiſen gar nicht denkbar war, war gerade damals der unnahbare Krater, welcher das Verderben über die Welt ausſpie.

Daher war es des Vaters Meinung, den jungen Mann nach St. Petersburg zu ſchicken und ſogleich bei der kaiſerlichen Garde eintreten zu laſſen. Die Mutter zitterte vor dieſem Gedanken, denn der Unglaube und das Sittenverderben in den höheren Ständen Rußlands war ihr nicht unbekannt; beſonders aber erbebte ihr Mutterherz vor einer ſolchen Trennung, welche die Ausführung dieſes Gedankens würde veranlaßt haben. Sie dachte wohl daran, ſelbſt mit ihm nach Rußland zu gehen, aber ſie konnte ſich unmöglich entſchließen, ſich loszureißen von dem geliebten Kreiſe, in welchem ſie eingebürgert war, gewohnte Sitten, Sprache und Religionsübungen aufzugeben; und in dieſes Alles ihren geliebten, ihren einzigen Sohn, von deſſen ſchlummernder Energie ſie damals freilich keine Vorſtellung hatte,

unberathen hineingehen zu laſſen, daran konnte ſie gar nicht denken. Sie erbat und erhielt daher von ihrem Gemahl die Bewilligung, daß der Prinz vorläufig unter der Begleitung und Aufſicht eines erfahrenen Mannes als Freiwilliger bei einer andern Macht Kriegsdienſte nehmen ſollte und ſchrieb deswegen an ihren Bruder, den preußiſchen General Schmettau. Dieſer ſcheint aber Schwierigkeiten gemacht und beſonders gegen die Zulaſſung eines Begleiters ſich aufgelehnt zu haben, und ſo zerſchlug ſich die Sache. Der öſterreichiſche General Merveld, an den ſie ſich hierauf wandte, ging auch nicht darauf ein. Doch da ſcheint die Verweigerung andere Gründe gehabt zu haben. Nach dem plötzlichen Tode Leopold's und manchen anderen verdächtigen Erſcheinungen war man da mit Recht ſehr vorſichtig geworden, Ausländer in Dienſt zu nehmen. Was war jetzt zu thun? Die Vorſehung hatte zu rechter Zeit ſchon Alles vorbereitet und ſo brauchte man eigentlich, wie es denn gewöhnlich der Fall iſt mit denen, die Gott lieben, nicht gerade viel zu thun, ſondern nur ihrem Winke folgen.

Es lebte damals in Münſter ein junger Prieſter, Namens Broſius, welcher ſich entſchloſſen hatte, als

Missionär nach Amerika zu gehen. Er war Hauslehrer in der Drosteschen Familie und gehörte als solcher zu jenem geschilderten Kreise, dessen Seele und Leiterin die Fürstin war. Diese erkannte in ihm einen frommen, wohlunterrichteten und tüchtigen Mann und kam auf den Gedanken, ihren Sohn unter seiner Aufsicht und Leitung eine Reise nach Amerika machen zu lassen. Ihr Gemahl stimmte ihr bei, daß der Eintritt in den russischen Dienst noch aufgeschoben werden könne, billigte ihren Plan und erlaubte, daß sein Sohn zwei Jahre zu dieser Reise verwenden, überall in den Vereinigten Staaten umherreisen und sich mit Sprache, Gesetzen, Sitten u. s. w. dieses neu aufblühenden Landes bekannt machen sollte. Er war ein Verehrer Washington's und besonders des philosophischen Jefferson und ich ersehe aus einem seiner Briefe, daß er es seinem Sohne ernstlich ans Herz legt, sich bei diesen und anderen Männern der Art Zugang zu verschaffen. Die Mutter hingegen sorgte dafür, daß er durch die Vermittelung des damaligen Fürstbischofs von Hildesheim und Paderborn an den berühmten Johann Carroll, ersten Bischof von Baltimore und damals einzigen katholischen Bischof der Vereinigten Staaten, empfohlen wurde.

Im Auguſt 1792, alſo in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre, verließ er Europa mit Allem, woran ſein junges Herz mit Liebe hing, um es nie wieder zu ſehen. Seine ſonderbare Einſchiffung in Rotterdam iſt bereits erzählt. Und ſo finden wir denn jetzt auf einmal unſeren Gallitzin in Amerika.

III.

Fast die erste Kunde, welche von dorther denen kam, die in Europa täglich, stündlich an ihn dachten, von ihm redeten, für ihn beteten, war — daß er dort Priester werden, sich dem armen, verachteten, mit tausend Gefahren und Beschwerden verbundenen Leben eines Missionärs widmen will. Hier haben wir ein psychologisches Phänomen. Wir kennen ihn bis jetzt nur als eine unbedeutende, furchtsame, ja, wie die Mutter in ihrem Briefe zu seinem vierzehnten Geburtstage sagt, als eine willen- und charakterlose Natur. Darum konnte sie auch zuerst gar nicht daran glauben. Und das war ganz natürlich, denn sie dachte ihn zu kennen, insofern er beim Anfange seiner Erziehung mit der Ruthe und beim Schlusse mit einem extemporirten kalten Seebade behandelt werden mußte. Auch liegen außer den schon angeführten noch genug Briefe vor, in welchen sie nicht müde werden kann, über seine Verkehrtheiten zu

jammern. So heißt es unter andern in einem, am Vorabende seines achtzehnten Geburtstages (am 21. December 1788) geschriebenen Briefe: „Es ist etwas Fatales, ein achtzehnjähriges Kind zu sehen. Mann kann man freilich in diesen Jahren nicht sein; aber Jüngling muß man sein, wenn man jemals Mann werden will. Gott lege Aufrichtigkeit in dein Herz, welches du so verdrehet hast, daß es seit einiger Zeit weder ein gesundes Wahrheitsgefühl in sich zu fassen, noch eine reine, wahre Aeußerung von sich zu geben fähig zu sein scheint. O Mitri, welch zärtlich liebendes Mutterherz du von dir stößest! Die Rückerinnerung an so manche mit dir verflossene Stunden deiner Kindheit, wo ich an deiner naiven Herzlichkeit, Redlichkeit und feinem Gefühl mich labte und unerachtet deiner auch damaligen, doch in Proportion weit geringeren Trägheit auf jene edlen, rührenden Eigenschaften des Herzens große Hoffnungen in mein warmes Herz aufnahm; — diese Rückerinnerung preßt mir in dem Augenblicke, da ich sie dir schreibe, helle Thränen aus und ich kann nichts weiter sagen, als: Jesu, du Sohn David's, erbarme dich unser; ich hatte einen Sohn, der ist todt, — erwecke ihn!"

Nun, so arg wird's wohl gerade nicht gewesen

sein. Wer war übrigens Schuld, wenn der junge Mann mit achtzehn Jahren und darüber hinaus noch ein Kind war? Ich habe mich beim Durchlesen zahlloser Briefe, Abhandlungen und Instruktionen an Gehülfslehrer, welche die Fürstin von 1774 bis 1791 schrieb, überzeugt, daß sie bei seiner Erziehung Mißgriffe über Mißgriffe beging. In der ersten Periode, wie sie noch alle Hände voll zu thun hatte mit ihrer eigenen Erziehung, erging's ihm wie einem jungen Baume, welcher alljährlich einmal versetzt wird; und in der zweiten, eigentlich philosophischen, ihrer Vorbereitungsperiode auf das Christenthum, da war des Meisterns, des Zustutzens, des Anbindens kein Ende. Von einer freien, dabei aber wohlbewachten und geleiteten Entwickelung war keine Rede. Und wie sie nun zuletzt von ganzem Herzen und mit all ihrem Dichten und Trachten sich in das christliche Element hinübergebettet hatte, da sollte ihr Sohn auch auf einmal mit der Freiheit der Kinder Gottes sich mit ihr in demselben Elemente bewegen. Wenn dies nun nicht immer der Fall war, wie es natürlicher Weise nicht sein konnte, so jammerte sie auf die Weise, wie wir in dem zuletzt angeführten Briefabschnitte sahen. In einem anderen Briefe von noch späterem Datum macht sie dem bereits neun-

zehnjährigen jungen Mann bogenlange Vorwürfe über geringfügige Dinge und schließt mit den Worten: „Du hast mir wohl die Wahrheit gestanden, aber wenn deine Besserung nicht im Thun, sondern wieder nur unter dem Namen der Aufrichtigkeit blos darin besteht, daß du mir die Wahrheit sagst, so wird die zweite Heuchelei größer, wie die erste; du wirst fortfahren, schlecht zu sein und dein Gewissen damit verkleistern, daß du es gestehest. Mitri, ich zittere für dich und finde keine Ruhe, als in Hoffnung und Gebet. Ich kann mit dir nicht in Gemeinschaft treten, so lange du nicht wahrlich Buße thust, d. h. dich änderst. O Mitri, erbarme dich deiner Mutter; doch nein, erbarme dich deiner selbst; denn nichts kann bestehen, außer was du in Gott und um Gott thust, — aber freilich muß Gott auch das segnen, was du aus Liebe zu deiner Mutter thust."

Hier sind wiederum harte Worte und man sollte daraus schließen, daß unser Gallitzin damals ein recht verdorbener, grundschlechter Bursche gewesen sei. Und wenn dies auch der Fall gewesen wäre, was wäre es dann weiter? War ja Paulus vorher auch ein Saulus und wer war Gallitzin's Namenspatron vor dem Tolle lege? — Doch, wie gesagt,

es wird wohl gerade so arg nicht gewesen sein. Die Mutter war gerade damals beständig leidend an schwerer Melancholie und schmerzhafter Ischiatik, sah daher Alles in einem trüben, krankhaften Lichte. Dazu kommt, daß sie sich, wie wir bereits gesehen, für sich selbst ein sehr erhabenes Ziel gesteckt hatte, wie die heil. Theresia, ein unabläßiges Streben nach höchster Vollkommenheit. Wenn sie nun den innig geliebten Sohn, der aber als junger Weltmann für die Welt erzogen wurde, nicht gerade nach demselben Ziele streben sah, so berührte sie, die Feinfühlende, das sehr schmerzlich und machte sie geneigt, ungerecht gegen ihn zu sein. So beschuldigt sie ihn im angeführten Briefe der Heuchelei und daß er es nicht redlich mit ihr meine. Aber da kann man auch wieder sagen: wer war Schuld daran? Man kann in der ernsten, strengen Behandlung junger Leute leicht des Guten zu viel thun. Und das war hier der Fall. Gallitzin hat mir in seinen alten Tagen selbst gestanden, daß er eigentlich erst angefangen habe, seine Mutter recht zu erkennen und zu lieben, wie er sie nicht mehr hatte. Während er mit ihr war, fühlte er nichts von jener Liebe, welche die Furcht austreibt, wagte es nicht, vertraulich mit ihr zu sein, und hatte stets etwas vor ihr zu verbergen;

denn, sagte er scherzhaft, ich durfte mich kaum räuspern oder schnäutzen, ohne einen langen Sermon darüber von ihr anhören zu müssen.

Sie scheint dies späterhin selbst eingesehen und erkannt zu haben, daß sie ihm oft Unrecht that. Denn im Jahre 1803, wo also Gallitzin schon acht Jahre Priester war, hatte er in einem Briefe an sie alter Zeiten gedacht und sie wiederholt um Verzeihung gebeten wegen manchen Herzeleids, welches er ihr verursacht, und sie antwortete darauf: „Sie sähe es jetzt ein, daß bei den erwähnten Irrungen und Mißverständnissen der größte Theil der Schuld auf ihrer Seite gewesen sei."

Wolle der Leser nicht unwillig werden über die Anführung so vieler Briefe und Briefabschnitte, wovon manche vielleicht langweilig, unbedeutend, nicht des Raumes im Buche werth erscheinen mögen. Es geschieht dies absichtlich und gehört zur versprochenen Vollständigkeit, damit der Leser überall sein eigenes Urtheil bilden könne. Ich wollte es nicht gerne machen wie manche Lebensbeschreiber, welche wie jener mythologische Räuber seine berüchtigte Bettstatt, die Form schon vorläufig fertig haben; in die muß ihr Held hinein, er mag nun zu lang oder zu kurz sein und sich wehren und zappeln, wie er will.

Was nun jenes pſychologiſche Phänomen betrifft, daß der junge Mann, ſo wie wir ihn bisher kennen gelernt haben, auf einmal einen ſolchen gewaltigen Entſchluß faßte und trotz allem Widerſpruche auch durchführte, ſo muß ſich das ſchon ein Jeder ſo gut erklären und auslegen, wie er kann und mag; ſein Vater war mit der Erklärung deſſelben ebenſo ſchnell fertig, wie rationaliſtiſche Exegeten mit der Erklärung der Wunder, denen ja Alles ganz natürlich ohne alle höhere Einwirkung zugeht. Er warf alle Schuld auf die Mutter, Alles war zwiſchen ihr und dem Sohne ſchon lange vorher abgekartet. Er war freilich in der Folge, wie er vom Gegentheil überführt wurde, ehrlich genug, nicht nur dieſe Meinung fahren, ſondern ſeiner Gemahlin auch alle Gerechtigkeit angedeihen zu laſſen.

Andere haben wieder andere Erklärungen und Auslegungen verſucht; ſie ſagten: Der junge Mann kam in Begleitung eines überſpannten Prieſters, ohne alle Erfahrung und Menſchenkenntniß, fremd und unberathen, in eine neue Welt. Hier nahmen ihn ſogleich, ehe er ſich nur umſehen und recht beſinnen konnte, die — Jeſuiten in die Hände. Denen aber kam er gerade recht. Sie fingen damals in jenem Lande erſt ihre Operationen an; ſo

ein junger Prinz konnte ihrer Sache Eklat geben, nichts zu sagen von einem fürstlichen Vermögen, welches in Aussicht stand. Hier hatten sie ja leichtes Spiel. Die schwärmerische, pietistische Mutter hatte ihnen gut vorgearbeitet, sie durften nur auf dem gelegten Grunde fortbauen. Freilich war hier, weder hüben noch drüben, nichts von Jesuiten zu hören oder zu sehen. Aber das thut nichts. Die müssen nun einmal herhalten, wo immer sich etwas Außerordentliches in der Kirche Gottes regt.

Jedoch angenommen, daß fremder Einfluß den jungen Mann zu dem großen Entschlusse vermogte, so wäre er ja nichts weiter als eine Maschine in den Händen Anderer gewesen, und das reimt sich doch durchaus nicht mit dem Erfolge. Eine Maschine, und wenn sie auch noch so kunstreich eingerichtet und in den Gang gesetzt ist, bedarf doch immer wieder der Reparaturen und vor allen Dingen muß sie oft geschmiert werden. Nun frage ich: wer hat denn hier von 1795 an, wo Gallitzin zum Priester geweiht und selbständig in die amerikanischen Urwälder hinausgeschickt wurde, bis zu seinem Tode 1840, also volle 45 Jahre, das Repariren und Schmieren besorgt? Man sollte kaum glauben, auf was für Absurditäten die Leute verfallen, wenn sie durch-

aus Alles erklären, nirgends den Finger Gottes erkennen und ihm die Ehre geben wollen.

Wie die Fürstin ihren Sohn an den Bischof von Baltimore empfehlen ließ, dachte sie wahrscheinlich an einen mächtigen, einflußreichen, gefürsteten Herrn, wie sie damals noch auf den Bischofsstühlen des deutschen Reiches sah und konnte sich wohl schwerlich einen Begriff davon machen, wie arm, wie verachtet, wie durchaus ohne allen Einfluß der erste amerikanische Bischof dastand. Erst zwei Jahre vor Gallitzin's Ankunft in Amerika, 1790, hatte Johann Carroll diesen Posten angetreten. Er war ein Abkömmling einer altenglischen Familie, die schon zu Lord Baltimore's Zeiten nach Amerika übersiedelte und im Staate Maryland begütert war. Sein Bruder, Carl Carroll, war einer von den herzhaften Männern, welche die Unabhängigkeitserklärung Amerika's unterzeichneten. Bischof Carroll hatte aber damals, außer seinem Privatvermögen, nichts weiter, als seine bischöfliche Weihe, welche er sich aus Europa holen mußte, indem vor ihm in Nordamerika kein Bischof war.*) Wenn Herr Katerkamp daher

*) Merkwürdig ist, daß ihm schon im zweiten Jahre seiner bischöflichen Amtsführung ein Coadjutor bestimmt wurde und zwar in der Person eines Deutschen. Lorenz Gräffel, Sohn

in seiner Biographie der Fürstin sagt: „Der Prinz wählte unter des Bischofs Einwilligung oder auf seinen Rath das bischöfliche Seminar zu seinem Aufenthalt," so hatte er wohl gerade solche Begriffe von der Sache, wie die Mutter haben mochte, wie sie ihren Sohn an den Bischof empfehlen ließ. Wo war denn da ein bischöfliches Seminar? Es war ja damals noch keine bischöfliche Kirche oder eine bischöfliche Residenz, viel weniger etwas der Art vorhanden. Gallitzin traf den Bischof 1792 in noch viel ärmlicheren Umständen, als wie ich ihn selbst 1834 auf seinem Schlitten traf.

Carroll hatte seine Studien in Frankreich gemacht und stand dort in manchem freundschaftlichen Verkehr. Dies war wohl die Ursache, daß während der Schreckenszeit der Revolution manche französische Priester zu ihm ihre Zuflucht nahmen. Zu diesen gehörte Dubois, der späterhin die so berühmt gewordene katholische Erziehungsanstalt zu Emmitsburg gründete und in hohem Alter als erster Bischof von

---

eines Gerbers im baierischen Städtchen Ruhmannsfelden, war dazu ernannt, starb aber vor seiner Consekration in Philadelphia 1793. Sailer, dessen Studiengenosse er in Ingolstadt gewesen, giebt einen gar lieben Brief von demselben im letzten Bande seiner Briefe aus allen Jahrhunderten.

New-York ſtarb. Zu ihnen gehörte Bruté, ſpäterhin Biſchof von Vincennes, Flaget, Biſchof von Louisville und Nagot, Präſident des berühmten Seminars von St. Sulpice in Paris. Erſtere hatten in der erſten Zeit ſich ihren Lebensunterhalt zu verdienen mit Unterrichtgeben im Franzöſiſchen und arbeiteten nachher, denn ſie hatten ja erſt Engliſch zu lernen, hie und da in der Seelſorge; letzterer ſuchte den Grund zu legen zu einer geiſtlichen Erziehungsanſtalt und wohnte mit einigen wenigen Candidaten des Prieſterſtandes in einer Privatwohnung. So verhielt ſich's mit dem biſchöflichen Seminar.

Unter den Zöglingen deſſelben befand ſich ein ebenfalls geflüchteter franzöſiſcher Theologe, Namens Badin. Er war der Erſtgeborene der nordamerikaniſchen Kirche. Der zweite, welcher aus dieſer unſcheinbaren Anſtalt hervorging und vom Biſchof Carroll zum Prieſterſtande befördert wurde, war unſer Gallitzin.

Hier ſehen wir das Senfkörnlein, welches ſeit noch nicht vollen ſiebenzig Jahren zu einem herrlichen, weithin ſchattenden Baume aufgewachſen iſt. Statt Eines Biſchofs, der in den erſten fünf Jahren ſeiner Amtsführung nur zwei neue Arbeiter in ſeinen ungeheuren Weinberg ausſenden konnte, zeigt

uns jetzt der katholische Almanach für die Vereinigten Staaten — sieben Erzbischöfe, vierunddreißig Bischöfe, zwei infulirte Prälaten, über zweitausend Priester, Klöster von beinahe allen Orden, Seminarien, Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten ohne Zahl.

Durch Herrn Brosius und die von seiner Mutter besorgte Empfehlung kam also Gallitzin mit dem Bischofe und den übrigen damals in Baltimore lebenden Geistlichen in Berührung. Brosius hatte bald nach seiner Ankunft auf eine ferne Mission zu gehen, wohin der Prinz ihn nicht begleiten konnte. Er blieb also allein im fremden Lande unter Fremden. Was war natürlicher, als daß er sich an die französischen Geistlichen, schon der Sprache und der europäischen Gefühle wegen, anschloß? Er wohnte mit Herrn Nagot und anderen in demselben Hause, das bedeutet es, wenn es in der Biographie seiner Mutter heißt, daß er seinen Aufenthalt im bischöflichen Seminar nahm. Und dies hatte kaum zwei Monate gedauert, als er schon nach Münster zurückschrieb, „daß er sich mit Leib und Seele, mit Hab und Gut dem Dienste Gottes und zum Heile seiner Nächsten in Amerika aufgeopfert habe. Und diese Entschließung sei von ihm gefaßt worden wegen des dringenden Bedürfnisses nach Arbeitern im Wein-

berge des Herrn, indem die Geistlichen in diesem Lande oft 40 bis 50 Stunden Weges und noch wohl darüber reisen müßten, um den Gläubigen die Heilsmittel zu bringen. Er zweifele nicht, daß in Rücksicht auf die schwere Arbeit, welche ein solcher Beruf fordert, die Wahrheit dieses Berufes nicht werde verkannt werden können."

Diese Worte aus einem Briefe des jungen Gallitzin, welchen er am Ende des Jahres 1792 von Baltimore aus schrieb, werden von Katerkamp angeführt und es wird dabei gesagt, daß dieser Brief wahrscheinlich an Gallitzin's früheren Beichtvater gerichtet gewesen wäre. Er war wirklich an Pater Schnösenberg, einen Franziskaner in Münster und Gallitzin's Beichtvater, und ich habe dessen Antwort in Händen. Diese Antwort ist in lateinischer Sprache verfaßt, mehrere Bogen lang und erst vom 14. August 1794. Der gute Pater hatte nämlich den wichtigen Brief Gallitzin's, aus welchem jene Worte entnommen sind, so wie auch einen zweiten, unbeantwortet gelassen und erst lange nachher, wie er auch noch einen dritten mit ziemlich scharfen Wahrheiten erhalten hatte, diese lange lateinische Epistel, vielleicht um sich zu rechtfertigen, erlassen; denn eine Antwort war damals nicht mehr nöthig.

Ich hatte diesen Brief, als eine Merkwürdigkeit, übersetzt, um ihn hier einzurücken. Allein er ist zu lang und zu langweilig, verliert sich alle Augenblick in Wiederholungen und schwülstigen Bombast und ist in einem barbarischen Latein verfaßt, dessen wortgetreue Uebertragung fast unlesbar und schwer verständlich sein würde; ich werde daher nur Auszüge daraus geben.

Hinsichtlich des ersten Briefes von 1792, dessen Empfang 1794 bestätigt wird, obgleich er als Gewissensangelegenheit und um sich Raths zu erholen, geschrieben war, sagt Pater Schnösenberg: „Ihr Brief, der mir so unerwartet war, erfüllte mich mit Schrecken und Verwirrung und ich konnte nicht darauf antworten" (respondere non potui). Warum? wird nicht gerade herausgesagt. Erst wenn man sich durch lange, nichtssagende Saalbadereien hindurchgearbeitet hat, kommt man darauf: Der Herr Pater war ein Politikus und obgleich er eigentlich nichts weiter in dieser Welt hatte, als seine grobe Kutte, so wollte er doch, nach der etwas derben, aber sehr bezeichnenden Redensart, sich keine Läuse in den Pelz setzen. Auch gesteht er, daß er einen zweiten, vier oder fünf Monate später geschriebenen Brief ähnlichen Inhalts erhalten und gleichfalls nicht

beantwortet habe. Hierauf erzählt er, daß er einen am 27. September 1793 geschriebenen Brief vom Herrn Nagot erhalten, aus welchem er ersähe, daß nicht allein dieser hochverdiente Mann, der die Unterscheidung der Geister in hohem Grade zu haben scheine, sondern auch Bischof Carroll überzeugt wäre, daß er (Gallitzin) alle Eigenschaften und den Beruf zu dem großen Vorhaben im höchsten Grade besäße; — daß er es aber doch für gerathen gehalten, auch diesen Brief nicht zu beantworten, indem er gemeint, daß sein schwaches Urtheil in dieser wichtigen Sache durchaus nicht nothwendig sei. „Weil Sie aber," fährt er dann fort, „in dem letzten Briefe mich auffordern, ja im Namen des Herrn beschwören, Ihnen zu antworten und meine Ansicht über Ihre Angelegenheit ohne Umschweife klar und deutlich zu sagen, ohne jedoch Ihre Mutter darüber zu fragen, ganz und gar aus mir selbst, so will ich nun Ihrer Aufforderung Genüge leisten." Das thut er aber keineswegs, sondern windet sich wiederum durch mehrere Seiten hin und her, ohne sich deutlich auszusprechen, obgleich er vorher schon gesagt hatte, daß er durch Herrn Nagot's Brief zu einer moralischen Ueberzeugung von Gallitzin's Berufe gelangt sei.

Er fährt dann fort, Einiges aus Gallitzin's letz-

tem Briefe anzuführen und zu beantworten. Z. B.: „Ein strenges Recht hätte ich nun wohl gerade nicht, eine Antwort von Ihnen zu verlangen, doch glaube ich das Recht zu haben, Ew. Hochwürden einige Bemerkungen machen zu dürfen. Ich habe stets gedacht und bin noch der Ansicht, daß Jeder die Verpflichtung habe, seinem Beichtvater das Innere seines Herzens offen darzulegen, besonders aber den Beruf, den man fühlt oder zu haben glaubt, weil dieser eine Sache von höchster Wichtigkeit ist."

Antwort: Diese Bemerkung gebe ich als begründet und lobwürdig zu, wenn nur nicht die Aeltern übergangen werden und wenn keine Gefahr des Aergernisses daraus entsteht.

„Ich dachte nicht anders, als daß Ew. Hochwürden die Angelegenheit mit Gott überlegen und meiner Mutter, meinem Wunsche gemäß, wie ich ihn im ersten Briefe aussprach, dieselbe bis zu einer gewissen Zeit geheim halten würden. (Der Brief war, wie Pater S. eingesteht, überschrieben: sub sigillo confessionis — Beichtgeheimniß.) Ich schrieb nämlich Ew. Hochwürden nicht als dem Freunde meiner Mutter, sondern als meinem Beichtvater."

Von dieser letzten Bemerkung nun sagt Pater S., daß sie ihn verletze und beschuldige, als hätte er

seines Amtes übel gewartet. Der erste Brief hätte freilich die Ueberschrift: sub sigillo confessionis gehabt und er hätte sich daher über den Inhalt desselben auch gegen Niemand etwas merken lassen (freilich, gegen den Schreiber selbst auch nicht), zumal da er während der Abwesenheit der Mutter von Münster ankam. Der zweite aber sei mit mehreren anderen Briefen in einem an die Mutter adressirten Packete angekommen. „Ihr Brief," fährt er dann fort, „wurde mir nicht ins Kloster geschickt, sondern Ihre Mutter ließ mich zu sich rufen, weil sie mir etwas zu sagen habe. Ohne Verzug ging ich zu ihr und gleich beim Eintritte sagte sie, wenn ich nicht irre, traurig und niedergeschlagen: Es sind Briefe von meinem Sohne angekommen; einer an mich, der sehr kurz und von keiner Bedeutung ist, ein größerer an Sie. Hier liegt er auf dem Tische, wollen Sie ihn öffnen und sehen, was er wünscht und verlangt? Ohne Zögern erbrach ich ihn und wollte ihn lesen, wie Herr von Fürstenberg zu uns ins Zimmer trat. Da ich meine Brille vergessen hatte, so bat sich Herr Overberg, der auch zugegen war, denselben zum Vorlesen aus und las ihn von Anfang bis zu Ende vor. Wie mir während des Vorlesens zu Muthe gewesen sein mag, in welche

Bestürzung der Vorleser selbst gerieth, können Sie sich nicht vorstellen .... Ich kann es Ihnen nicht genug sagen, welche tiefe Traurigkeit mein Herz ergriff, als ich Ihre Mutter so höchst betrübt und niedergeschlagen sah, als ich sah, wie der Herr von Fürstenberg in tiefes Schweigen versunken war: wie seufzte ich, indem ich dachte, daß ich, jedoch ganz unverschuldet, die Ursache dieses traurigen Auftrittes sei ....“

Hierauf führt er wieder aus Gallitzin's Briefe an: „Was, sagte der Herr Präsident (Nagot), hat Einer also nicht das Recht, seinem Beichtvater sein Inneres aufzuschließen, oder setzte nicht etwa Gott gerade zu diesem Zwecke Beichtväter ein? Wo legte wohl Gott uns die Verpflichtung auf, den Aeltern unser Herz, unseren Beruf, unsere Sünden zu offenbaren? Gewiß nirgends! Meinem Beichtvater bin ich es schuldig, sonst aber gewiß keinem Menschen.“

Hier ging es dem guten Pater S. wieder ziemlich hart, sich herauszuwinden. Er versucht's aber doch in einer langen Abhandlung, welche zuletzt darauf hinaus läuft, daß man seinen Beruf den Aeltern nicht verheimlichen dürfe und daß das natürliche und göttliche Gesetz es erfordere, ihnen denselben zu offenbaren; denn der Beruf stehe mit der

Standeswahl im Zusammenhange und begreife somit die Emancipation von der väterlichen Gewalt in sich, der Sohn habe nicht das Recht, ohne seine Aeltern zu befragen, sich ihrer Gewalt zu entziehen u. s. w. (NB. Wie Pater S. dieses schrieb, war Gallitzin im vierundzwanzigsten Jahre.)

Der Pater giebt hierauf, auf drei vollen Seiten, allerlei Rathschläge, welche aber natürlich um ein Jahr und darüber zu spät kommen. Es läuft aber Alles darauf hinaus, daß der Vater zornig werden und alle Schuld auf die Mutter und die Geistlichen, welche bei seiner Erziehung thätig waren (also auch auf Pater S.) werfen würde. „Damit aber diesem vorgebeugt werde und damit Sie zugleich sich als einen solchen Sohn bezeigen, wie es Recht und Gerechtigkeit verlangt, so halte ich dafür, daß Sie in allem Ernste gehalten seien, Ihrem Herrn Vater sich und Ihren Plan vollkommen zu eröffnen und seine Ansicht darüber abzuwarten, bevor Sie Ihrem Berufe erlaubter Weise Folge leisten können und, wie man zu sagen pflegt, über den Vater hinwegschreitend (super calcatum patrem) den Stand antreten mögen, zu dem Sie sich berufen fühlen." — Hierauf instruirt er den jungen Mann förmlich, was und wie er schreiben müsse, um den Zorn des Vaters

von der Mutter und ihrem Freundeskreise abzulenken.

Doch dies Alles kam, wie gesagt, zu spät; denn die Fürstin sowohl als Fürstenberg und Overberg waren ja durch die öffentliche Vorlesung des zweiten Briefes an Pater S. von der Sache, welche ihnen vor der Hand ein Geheimniß hätte bleiben sollen, in Kenntniß gesetzt. Erstere ersuchte jene zwei gewichtigen Männer, sowie andere von den vertrauten Hausfreunden, an ihren Sohn zu schreiben; sie selbst setzte sich sogleich mit Herrn Nagot, dem Bischofe und ihrem Sohne selbst deswegen in Correspondenz; ihrem Gemahl scheint sie vorläufig nur unbestimmte Andeutungen gegeben zu haben.

Das Durchlesen der meisten dieser Briefe, welche jetzt haufenweise ankamen und den jungen Theologen in seinen Studien störten, und welche ich auch unangeführt lassen werde, hat mich wechselsweise mit Wehmuth und Unwillen erfüllt. Welch eine fade, erbärmliche Zeit muß es doch gewesen sein im katholischen Deutschland, wie Leute, die den armen Franz von Assisi zu ehren vorgaben, ja sein Ordenskleid trugen, dachten und handelten, wie wir hier einen Pater Franziskaner denken und handeln sehen. Sein Ordensstifter sagte sich ja klar und unumwunden

von seinem weltlich gesinnten Vater los, zog sogar den letzten Rock, welchen er von ihm hatte, aus und gab ihm denselben zurück, damit er in Zukunft recht in Wahrheit beten könne: Vater unser, der du bist im Himmel; und er, aus Furcht vor dem Zorne eines weltlich gesinnten Fürsten, läßt einen hochbegeisterten Jüngling, von dessen Berufe er eine moralische Gewißheit hat, zwei Jahre auf Antwort warten, wenn er sich in der wichtigsten Lebensfrage vertrauensvoll an ihn wendet. Und wie er endlich, Ehren halber, mit einer Antwort hervorrückt, welch hölzernes, nichtssagendes Gewäsch bringt er da zu Markte. Ja, am Ende des fast endlosen Briefes ersucht er sein früheres Beichtkind noch, ihn in Zukunft mit Briefen der Art zu verschonen, weil ihm solche Unannehmlichkeiten verursachen könnten.

Daß Andere, unter ihnen auch Geistliche und Freunde, die sich doch selbst dem geistlichen Stande zu widmen gedachten, vielleicht in guter Meinung und weil sie besorgten, ihr Freund möge eine übereilte Handlung begehen, sich gegen Gallitzin's heldenmüthigen Entschluß auflehnten und ihrem enthusiastischen jungen Freunde abmahnende Briefe voll von kühlen Vernunftgründen über's Meer hinüberschrieben, darüber darf man sich im Grunde

nicht so sehr wundern, wenn man an die Zeit denkt, in welcher man die Formen der Kirche, besonders insofern sie mit bequemem Leben und reichen Pfründen in Verbindung standen, wohl noch nothdürftig aufrecht zu erhalten suchte, den Geist aber längst verloren hatte. Kein Wunder, daß die Revolutionshorden, wie die Heuschrecken der Apokalypse dahertoben und nach göttlicher Zulassung Alles über den Haufen werfen durften, damit sich etwas Neues gestalten möge.

Overberg spricht in seinen Briefen, welche er im Auftrage der Mutter schrieb, freilich in einem ganz anderen Tone. Jedoch ist auch er nicht ganz entschieden und scheint etwas gestutzt zu haben über die unerhörten neuen Ideen, welche da auf einmal aus der neuen Welt in das behagliche Stillleben des alten Münsterlandes hereinblitzten. Er geht vor allen Dingen von dem bekannten Grundsatze Gamaliels aus: Ist's nur Menschensache, so wird es sich von selbst auflösen, kommt's aber von Gott, so wird es Niemand wehren oder aufhalten können; und ermahnt den jungen Mann daher, sich recht ernstlich zu prüfen, behutsam und vorsichtig zu sein und nicht übereilt einen entscheidenden Schritt zu thun.

Seiner Mutter Bruder, der preußische General,

welcher wegen seiner Erziehung, als einer militärischen, vielfach zu Rathe gezogen war und daher Beruf zu haben glaubte, hier ein Wort mitreden zu dürfen, schrieb, wie man es von einem Weltmanne und hohem Militär der damaligen Zeit nicht anders erwarten konnte. Ihm war es eine ausgemachte Sache, daß sein Neffe verführt und durch den Einfluß bigotter und schwärmerischer Personen dahin gebracht sei, seinen Rang, seine Familie, ja alle Lebensverhältnisse vergessen und sich einem niederen, verächtlichen Stande (un etat de la honte et de l'opprobre) widmen zu wollen. Herr von Fürstenberg, der Priester, sagt zwar solches nicht gerade heraus, allein er scheint auch nicht viel auf den Stand eines armen Missionärs zu halten, denn er giebt dem Prinzen den Rath: wenn er doch durchaus den geistlichen Stand antreten wolle, so möge er dazu zurückkommen nach Europa; da könne man doch wenigstens dafür sorgen, daß er eine seinem Stande gemäße Anstellung erhielte.

Die Mutter, obgleich es sie am schwersten traf, und sie die ganze Last auf sich zu nehmen hatte, handelte noch am vernünftigsten bei der ganzen Sache. Sie setzte sich, wie schon gesagt, mit Herrn Nagot und dem Bischofe von Baltimore, auch mit Herrn

Brosius, der damals in Philadelphia war, in Correspondenz. Und nachdem sie sich durch deren Schreiben und die Briefe ihres Sohnes selbst einmal von seinem Berufe überzeugt hatte, war sie unbekümmert um alle anderweitigen Folgen eines solchen ungewöhnlichen Schrittes und jubelte und frohlockte über das Glück, die Mutter eines jungen Mannes zu sein, der über das fade, flache Geschlecht jener Zeit so hoch hervorragte, daß er solchen Schritt zu thun fähig war.

Der Vater nahm übrigens die Sache viel ruhiger und geduldiger auf, als man mochte gehofft und erwartet haben. Es scheint, daß man ihm den eigentlichen Stand der Dinge so lange wie möglich verheimlichte. Der Sohn selbst trug zu dieser, wenn ich so sagen darf, Mystification bei. Denn lange nachdem er seinen Entschluß gefaßt und deswegen an Pater Schnösenberg geschrieben hatte, schrieb er ihm bei Gelegenheit einer Reise nach Philadelphia, um Brosius dort zu sehen, einen Brief, worin nichts von seinem Plane vorkommt. Seinen Brief habe ich nicht, wohl aber des Vaters Antwort, aus welcher hervorgeht, daß dieser in der Meinung war, sein Sohn reise in Amerika umher, um das Land kennen zu lernen und sich politische, geographische und an-

dere Kenntniſſe zu ſammeln. Seine Antwort iſt vom Haag den 28. Januar 1794 und lautet: „Ich habe, mein lieber Mitri, deinen letzten Brief vom October 1793 richtig erhalten und derſelbe hat mir wahre Freude verurſacht, nicht allein weil ich daraus erſehe, daß du dich der vollkommenſten Geſundheit erfreueſt, ſondern auch, daß du mir mit Nutzen zu reiſen ſcheinſt. Die Schilderungen, welche du mir von den Gegenden giebſt, die du von Baltimore nach Philadelphia durchreiſet haſt, ſind ſehr vernünftig und haben mich außerordentlich intereſſirt. Ich bitte dich, damit fortzufahren, bis du wieder in unſere Mitte zurückkehren wirſt. Nach deiner Beſchreibung ſehe ich, daß das Klima jener Gegenden durchaus daſſelbe iſt, wie das von Moskau, derſelben Veränderlichkeit unterworfen.

Um dich in fortlaufender Kenntniß deſſen zu erhalten, was ſich in unſerem Welttheile, beſonders hinſichtlich des Krieges, zuträgt, ſo will ich jetzt fortfahren mit der Erzählung der Ereigniſſe, welche ich in meinem letzten Briefe anfing.“ — Und hierauf erzählt er ihm in gedrängter Kürze die Hauptereigniſſe in Frankreich während der letzten Monate und ſchließt den langen, eigenhändig und zwar franzöſiſch geſchriebenen Brief (denn deutſch verſtand er

nicht): „Hier haſt du genug, mein lieber Sohn, um dir eine genaue Vorſtellung machen zu können von dem Zuſtande des unglücklichen Frankreichs, einſt ein irdiſches Paradies, jetzt eine Hölle.“

Unſer Gallitzin ſaß unterdeß ruhig in Georgetown, nicht weit von Baltimore, wohin Herr Nagot ſich unterdeß mit ſeinen Candidaten für's Prieſterthum zurückgezogen hatte. und wo auch wirklich dann ein förmliches Seminar entſtanden iſt, ſtudirte Theologie und ließ die Franzoſen revolutioniren und ſeine Freunde und Verwandte handſchlagen und ſich ſeinetwegen die Köpfe zerbrechen, ſo viel ſie wollten. Seine Mutter wußte damals ſchon aus dem von Overberg vorgeleſenen Briefe an Pater Schnöſenberg, was er im Sinne hatte; ſie hatte deswegen ſchon an ihn geſchrieben und eine kurze Antwort erhalten, in welcher indeß ausführliche Berichte von ihm ſelbſt und Herrn Nagot verheißen ſind. Auf dieſen Brief finde ich eine Antwort der Mutter mit der Ueberſchrift: Reponse de Madame Smith a la lettre de son fils, datié de Georgetown le 25 Sept. 1793, parti de Münster en Janvier 1794. Alſo wird der Brief zu gleicher Zeit mit dem vorhin angeführten Briefe des Vaters abgegangen ſein.

Es ist schon bemerkt worden, daß Gallitzin in der ersten Zeit unter dem Namen Schmidt in Amerika ging; seine Mutter, in ihrer Correspondenz mit ihm, dem Bischofe, Nagot u. A. heißt auch immer Madame Schmidt. Ich habe Gallitzin einmal nach der Ursache befragt und er sagte mir, daß es seines Vaters Wille gewesen sei, er solle incognito reisen, weil ohnehin in Amerika fürstliche und adeliche Titel keinen Werth hätten und so das Geld könnte erspart werden, welches, nach seinen Begriffen, zur Aufrechthaltung eines fürstlichen Auftretens erforderlich gewesen wäre.

Ich werde aus dem sehr langen Briefe der Fürstin nur Einiges übersetzen, denn er enthält im Grunde nichts, was für Gallitzin's Geschichte Interesse oder darauf Einfluß hat, und geht nach mancherlei Ermahnungen und mütterlichen Herzensergießungen auf eine umständliche Erzählung dessen über, was damals alle Gemüther bewegte, der Zeitereignisse von 1793. Auch schickt sie dem Sohne Zeitungen, des Wandsbecker Boten Abhandlung über die Menschenrechte und den neuen französischen Kalender. Der Brief fängt an:

„Ich habe gerade, mein theures Kind, deinen Brief von Georgetown vom 25. Sept. 1793 erhalten.

Das Packet, welches du mir anzeigst und welches eine weitläufigere Auseinandersetzung deiner Entschlüsse und Pläne enthalten soll (beides erwarte ich mit Ungeduld) ist mir noch nicht zu Händen gekommen. Ich bin dir indeß um so dankbarer, daß du mir dies Briefchen von Georgetown geschrieben hast, denn es erlöst mich, wenigstens zum Theil, von der peinlichen Ungewißheit, welche seit beinahe einem Jahre alle meine Thätigkeit gelähmt hat .... Ich lebte ja in vollkommener Dunkelheit, sowohl hinsichtlich deines Vorhabens, als des eigentlichen Zustandes deiner Seele. Es war da etwas zwischen uns getreten, welches uns eines vom anderen entfremdet zu haben schien. Der Entschluß, welchen du jetzt gefaßt, wird uns mit Gottes Hülfe wieder zu unserem natürlichen Zustande der Zärtlichkeit und des gegenseitigen Vertrauens zurückführen. Und dies wird nicht ausbleiben, wenn dieser dein Entschluß in keiner andern Absicht gefaßt ist, als die vernachlässigten Fähigkeiten, welche dir Gott verliehen hat, zu entwickeln, deine Untugenden zu bekämpfen und dich in der Tugend zu üben, vor allen Dingen aber deinen eigenen Willen dem heiligen Willen Gottes zu unterwerfen.... Das größte, ja das einzige Glück, dessen ein Mensch sich hienieden erfreuen mag, ist,

daß er sich gerade dahin stellen könne, wo Gott ihn haben will, und seinen Posten gut ausfülle. . . . Wenn dir die Tugend mangelt oder die so nothwendige geistige Thätigkeit, um die verlorene Zeit wieder einzuholen, dann werden alle meine Sorgen, all mein guter Wille nicht im Stande sein, dich von dem großen Unglücke einer üblen Wahl zu erretten und von dem noch größeren, nachher die Pflichten deines Standes schlecht zu erfüllen."

Hierauf versichert sie ihn, daß, wenn es mit ihm und seinem Berufe seine Richtigkeit hätte, so wolle sie von Herzen gerne alle Vorwürfe und alles Ungemach, welches deswegen über sie kommen werde, auf sich nehmen, und könne sie sich keine größere Wonne, keinen herrlicheren Lohn für all ihre Sorgen und Leiden denken, als ihren Herzenssohn am Altare zu sehen. Jedoch verlange sie von ihm zweierlei, nämlich: sich nicht zu übereilen und erst noch recht sorgfältige Selbstprüfungen anzustellen, und dann, bevor er den großen Schritt thäte, ihr zu versprechen, sich seine Freiheit vorzubehalten, d. h. sich durch kein Gelübde an Amerika und die Mission zu binden; denn wenn sie auch entschlossen wäre, Alles zum Opfer zu bringen, so könne sie sich doch mit dem Gedanken nicht versöhnen, ihren einzigen

Sohn in dieſer Welt nicht wiederſehen zu ſollen, auch meine ſie ſowohl als Herr von Fürſtenberg, Overberg und andere vertraute Freunde, daß er keine Hoffnung hätte auf das Familien-Vermögen, wenn er nicht in Perſon komme und als einziger legitimer Sprößling des fürſtlich Gallitzin'ſchen Hauptſtammes ſeine Anſprüche geltend mache.

Hier hat aber ſie ſowohl als die Freunde ſich geirrt. Seine Rückkehr nach Europa als Prieſter hätte ihm nichts genützt, wie wir ſpäter ſehen werden. Sein Prieſterſtand war nämlich gerade der Vorwand, unter welchem ihm die ruſſiſche Regierung die Erbſchaft abſprechen konnte, indem ein ruſſiſches Geſetz den Prieſter von der Beſitznahme von Familiengütern ausſchließt. Auch wäre es vielleicht gefährlich für ihn geweſen, nach Petersburg zu gehen, indem man ihn dort als Deſerteur hätte behandeln können; denn er war ja als Gardeoffizier enrollirt und amtlich aufgefordert worden, ſich bei ſeinem Regimente zu ſtellen, wie wir aus den folgenden Briefen erſehen werden.

Unter dem 20. März 1794 ſchrieb die Mutter, welche unterdeß die verſprochenen ausführlichen Berichte, ſo wie die Briefe von Herrn Nagot er-

daß er sich gerade dahin stellen könne, wo Gott ihn haben will, und seinen Posten gut ausfülle. . . . Wenn dir die Tugend mangelt oder die so nothwendige geistige Thätigkeit, um die verlorene Zeit wieder einzuholen, dann werden alle meine Sorgen, all mein guter Wille nicht im Stande sein, dich von dem großen Unglücke einer üblen Wahl zu erretten und von dem noch größeren, nachher die Pflichten deines Standes schlecht zu erfüllen."

Hierauf versichert sie ihn, daß, wenn es mit ihm und seinem Berufe seine Richtigkeit hätte, so wolle sie von Herzen gerne alle Vorwürfe und alles Ungemach, welches deswegen über sie kommen werde, auf sich nehmen, und könne sie sich keine größere Wonne, keinen herrlicheren Lohn für all ihre Sorgen und Leiden denken, als ihren Herzenssohn am Altare zu sehen. Jedoch verlange sie von ihm zweierlei, nämlich: sich nicht zu übereilen und erst noch recht sorgfältige Selbstprüfungen anzustellen, und dann, bevor er den großen Schritt thäte, ihr zu versprechen, sich seine Freiheit vorzubehalten, d. h. sich durch kein Gelübde an Amerika und die Mission zu binden; denn wenn sie auch entschlossen wäre, Alles zum Opfer zu bringen, so könne sie sich doch mit dem Gedanken nicht versöhnen, ihren einzigen

Sohn in dieſer Welt nicht wiederſehen zu ſollen, auch meine ſie ſowohl als Herr von Fürſtenberg, Overberg und andere vertraute Freunde, daß er keine Hoffnung hätte auf das Familien-Vermögen, wenn er nicht in Perſon komme und als einziger legitimer Sprößling des fürſtlich Gallitzin'ſchen Hauptſtammes ſeine Anſprüche geltend mache.

Hier hat aber ſie ſowohl als die Freunde ſich geirrt. Seine Rückkehr nach Europa als Prieſter hätte ihm nichts genützt, wie wir ſpäter ſehen werden. Sein Prieſterſtand war nämlich gerade der Vorwand, unter welchem ihm die ruſſiſche Regierung die Erbſchaft abſprechen konnte, indem ein ruſſiſches Geſetz den Prieſter von der Beſitznahme von Familiengütern ausſchließt. Auch wäre es vielleicht gefährlich für ihn geweſen, nach Petersburg zu gehen, indem man ihn dort als Deſerteur hätte behandeln können; denn er war ja als Gardeoffizier enrollirt und amtlich aufgefordert worden, ſich bei ſeinem Regimente zu ſtellen, wie wir aus den folgenden Briefen erſehen werden.

Unter dem 20. März 1794 ſchrieb die Mutter, welche unterdeß die verſprochenen ausführlichen Berichte, ſo wie die Briefe von Herrn Nagot er-

halten hatte: „Mein lieber Sohn! Der entscheidende Zeitpunkt für dein ganzes Erdenleben, welches dir ja nur als Vorbereitung auf die Ewigkeit dienen soll, ist jetzt gekommen, wie du ersehen wirst aus zwei hier eingeschlossenen Briefen, welche ich kurz nach einander von deinem Vater erhielt. Nach dem Inhalte dieser Briefe bleibt dir jetzt keine Wahl mehr als zwischen zwei Wegen.

Erstens: Wenn du dich entscheidest, Weltmann zu bleiben, so mußt du ohne Verzug hierher zurückkehren, um dich eilends nach Rußland zu begeben, wohin dich der Befehl der Kaiserin ruft, um dort die Carrière anzutreten, zu welcher dich dein Vater bestimmt hat.

Zweitens: Trittst du in den Priesterstand, wofür du dich entschieden hast, so mußt du dich, gleichfalls ohne Verzug, deinem Vater darüber erklären und zwar auf eine respektvolle, aber zugleich feste und entschiedene Weise, so daß kein Raum zum Zweifel übrig bleibt, auch keine Hoffnung, dich von deinem Vorhaben abzubringen, weder durch Schmeicheln, noch durch Drohungen in Bezug auf das zeitliche Vermögen, die einzigen Mittel, deren sich dein Vater gegen dich bedienen könnte; übrigens hat er auch nach gesetzlichen Bestimmungen nicht einmal das

Recht, dich eines gewissen Theiles seines Vermögens zu berauben" u. s. w.

Hier war die Fürstin übrigens in einem doppelten Irrthume befangen, wie wir späterhin sehen werden. Der Fürst hatte nie daran gedacht, seinen Sohn zu enterben; er starb ohne Testament und die russische Regierung sprach ihm das ganze väterliche Vermögen ab.

Es ist unnöthig, mehr aus diesem wiederum sehr langen Briefe zu übersetzen, denn die Fürstin geht in demselben nach allerlei Ermahnungen wieder auf eine ausführliche Erzählung der Zeitereignisse und mancher, längst veralteter Neuigkeiten über und schärft zum Schlusse ihrem Sohne wiederholt ein, in seinem Briefe an den Vater fein säuberlich zu verfahren und seine Worte so zu stellen, daß er sein Wohlwollen nicht verscherzen möge. Ja, sie treibt es so weit, daß man unwillkührlich sich der Rebekka erinnert und was die Alles trieb, um ihrem Jakob des blinden Vaters Segen zuzuwenden; denn aus Besorgniß, daß ihr Mitri taktlos verfahren und mit der Thür ins Haus fallen möchte, berichtet sie ihm, daß sie den weisen Diplomaten Fürstenberg ersucht habe, ein Modell für einen Brief, wie er ihn an seinen Vater in der jetzigen Lage zu schreiben hätte,

aufzusetzen und welches sie beilegen würde. Ob dieses geschah, kann ich nicht sagen; ich finde nichts dergleichen und so muß es denn auch dahin gestellt bleiben, was und wie Demetrius damals an seinen Vater schrieb. Daß er ihm geschrieben und was der Erfolg des Schreibens war, werden wir unten sehen. Aus Allem geht hervor, daß derselbe bis jetzt nicht im Klaren war mit dem, was eigentlich vorging, wohl aber seine Vermuthungen hatte und daher ernste Schritte that, welche darauf berechnet waren, seinen Sohn so bald als möglich von Amerika zurückzubringen.

Die Fürstin hingegen war jetzt mit ihrem Sohne durchaus einverstanden und wünschte sich und ihm von Herzen Glück hinsichtlich seines Vorhabens; doch aber bemühete sie sich nach Weiberart mit allerlei kleinen Künsten gar hart, etwas zu Wege zu bringen, welches seit Jacob's und Esau's, ja seit Abel's und Kain's Zeiten niemals recht gelingen wollte, daß nämlich die Kinder Gottes und die Kinder dieser Welt die Dinge in dieser Welt in demselben Lichte sehen sollten.

Die beiden Briefe ihres Gemahls an sie, von welchen sie in ihrem Briefe redete, folgen hier, d. h. so weit sie sich auf den Sohn beziehen, in wörtlicher

Ueberſetzung, ſo auch die erwähnte Ordre. Der erſte iſt vom Haag am 20. Januar 1794 geſchrieben und lautet:

„In einem Augenblicke, da ich nicht von ferne daran dachte, ſchickt mir Herr C. eine Ordre, welche er erhalten, um ſie mir mitzutheilen, daß Mitri ſich innerhalb ſechs Monaten bei ſeinem Regimente zu ſtellen habe, indem ihn am erſten dieſes Monats der Anciennetät nach die Reihe getroffen hätte, zum Offizier erhoben zu werden. Ich ſchicke dir hierbei dieſe Ordre in einer wörtlichen Ueberſetzung. Ich habe ſogleich an den erſten Major geſchrieben, daß ich meinen Sohn zum Behufe ſeiner Ausbildung nach Amerika auf Reiſen geſchickt, weil ich es nicht gewagt hätte, ihn in Europa reiſen zu laſſen wegen des Sittenverderbens und des zucht- und geſetzloſen Geiſtes, der ſich hier überall verbreitet; daß er wirklich in dieſem Jahre hätte zurückkommen ſollen, aber daß es mir durchaus unmöglich geweſen wäre, ihn zu rechter Zeit zurückkommen zu laſſen, weil nach ſeiner Abreiſe von Europa ſichere Gelegenheiten, über's Meer zu reiſen, außerordentlich ſelten geworden wären, indem die Franzoſen den Engländern, Holländern und Spaniern den Krieg erklärt hätten. Ich habe zu derſelben Zeit auch meinen Bruder gebeten, dieſe Angelegenheit, ſo viel er

kann, in Ordnung zu bringen. Da der Graf von Romanzow in deiner Nähe ist, so bitte ich dich, meine liebe Freundin, ihn auch zu Rathe zu ziehen und die Anordnung dieser Sache in seine Hände zu legen. Ich habe heute auch an C. geschrieben und ihn gebeten, sich darum anzunehmen. Er vermag vielleicht viel darin durch seine Freunde am Hofe. Er sagt mir, daß er dich dieser Tage habe besuchen wollen, du wärest aber nicht in Münster gewesen. Adieu, meine Liebe, ich liebe und umarme dich von ganzem Herzen."

Ordre

von der Kanzlei des Regiments der Leibgarde Ismailovsky an den Fähndrich desselben Regiments Dimitri Prinzen von Gallitzin.

Sie hätten am 1. Januar des laufenden Jahres 1794 nach der Ordnung des Dienstalters zum Grade eines Garde-Offiziers erhoben werden sollen; da Sie aber niemals wirklich beim Regimente Dienste gethan haben, so zeigt der ihrer kaiserlichen Majestät übergebene Bericht an, daß, da Sie vom Regimente beurlaubt waren bis zu ihrer wirklichen Anstellung (das Original sagt: bis zu Ihrer wirklichen Erhebung, crue) das Regiment Ihre Aufführung sowohl als Ihren Anspruch auf den Rang eines Gardeoffiziers ignorire. Sie sind dem zu Folge in Ihrem ersten Grade belassen,

und ihre kaiserliche Majestät haben verordnet, daß das Regiment einen Aufruf an Sie ergehen lassen und Ihnen einen Termin von sechs Monaten setzen solle, um sich bei demselben zu stellen, wenn Sie von der Ordnung des Dienstalters profitiren wollen; im Falle Sie sich aber während des vorgeschriebenen Termins nicht stellten, würden Sie gänzlich ausgeschlossen werden.

Sie haben sich also nach Empfang dieser Ordre unfehlbar in sechs Monaten beim Regimente einzufinden und wenn es früher wäre, würde es desto besser sein. Im entgegengesetzten Falle sind Sie von demselben ausgeschlossen.

Am 1. Januar 1794.

Unterzeichnet: der erste Major
d'Arbenen.

Brief des Fürsten Gallitzin an seine Gemahlin vom Haag den 16. Februar 1794, als Antwort auf ihr Schreiben vom 11. Februar.

„Ich habe dir nichts gemeldet, Geliebte, über meine besonderen Absichten in Betreff Mitri's; das kommt daher, weil ich vor der Hand keine anderen habe, als daß er so schnell wie möglich zurückkommen soll. Dann scheint es mir, daß wir uns dem nicht entziehen können, ihn nach Rußland zu schicken. Mein Bruder, von welchem ich

einen Brief vom 3. Januar erhielt, zeigt mir an, daß es durchaus nothwendig für ihn sei, in Petersburg zu erscheinen, wo man ihn, sagt er, sogleich zum Gardeoffizier machen werde. Wenn er aber keine Luſt hätte, im Militärdienſte zu bleiben, ſo würde man ihn auch im Civilfache anſtellen, beſonders im politiſchen, wo er, wegen ſeines Offiziergrades in der Garde, zu einem viel höheren Range erhoben werden würde, als er ſonſt erwarten könnte. Man könne übrigens in dieſer Hinſicht nichts für ihn thun, bevor er ſich nicht perſönlich in Petersburg geſtellt hätte.

Das Zeugniß des Biſchofes von Baltimore über Mitri's Betragen macht mir übrigens große Freude. Gott gebe, daß er auch in meinem Vaterlande Leute finde, die ihn mit ſo viel Gerechtigkeit beurtheilen, denn dort wird Einfalt und Natur nicht ſo hoch gehalten, wie in Amerika. Ich zittere, daß man ihn dort nur beurtheilen wird nach der äußeren Rinde, welche indeß jetzt wohl nicht mehr ſo rauh und knorrig ſein wird, als ſie vor ſeiner Abreiſe zu ſein pflegte. Reiſen bringen oft große Veränderungen im Betragen (manier d'être) junger Leute hervor. Am Ende kommt da doch nur Alles auf den Schneider und den Perrückenmacher an. Wenn er einmal die Nothwendigkeit einſieht, ſich kleiden und friſiren zu laſſen, wie Andere,

so wird es ihm sehr leicht werden, sich zu produciren."

Hier folgen im Briefe noch mancherlei Dinge, die uns hier nichts angehen, die aber hinlänglich beweisen, daß die Eheleute sich keineswegs als geschiedene Leute betrachteten. Der Fürst redet von der Gemahlin Gesundheitsumständen, von der Tochter, von mancherlei Familienangelegenheiten, ganz im Tone eines zärtlichen, sorgfältigen Gemahls und Vaters; ja er spricht von holländischem Käse und Häringen, welche ein Kaufmann von Embden in seinem Auftrage nach Münster spediren würde, und von westfälischen Schinken und Mettwürsten, welche er erwartete.

Während so unseres Gallitzins Eltern, Freunde und Verwandte in Europa sich hart abmüheten und geschäftig waren, ja seine Angelegenheiten, oder vielmehr was man dafür hielt, ohne ihn zu fragen, sogar bis an den Thron der russischen Selbstherrscherin getragen wurden, saß er ruhig und unbefangen in seiner ärmlichen Zelle in Amerika und bereitete sich mit Ernst und Eifer vor auf den Beruf, dem er sich geweiht hatte. Und daß er dies wirklich mit Ernst und Eifer that, weiß man nicht nur aus den übereinstimmenden Zeugnissen seiner Lehrer und Vorge-

ſetzten, ſondern ich weiß es auch im Beſondern aus dem Munde eines alten Geiſtlichen, der mit ihm zugleich in dem kleinen Anfangsſeminar war und ihn überlebt hat. Er hatte ſich ſo mit ganzer Seele dem Studium der Theologie ergeben, daß die Vorgeſetzten, aus Furcht, er möchte ſeiner Geſundheit ſchaden, oft gerade ſo verfuhren, wie die Mutter in ſeiner frühen Kindheit; ſie nahmen ihm nämlich das Licht weg, wenn es Zeit zum Schlafengehen war, ſonſt hätte er bis zum hellen Morgen fortſtudirt.

Seine nachherigen Schriften geben auch Zeugniß, daß er während der drei Jahre ſeiner Vorbereitung nicht müſſig geweſen ſein kann, denn vorher wurde ja nicht an das Studium der Theologie gedacht und nachher, während ſeines Miſſionslebens, wird er gewiß nicht viel Zeit und Gelegenheit zum Studiren gehabt haben, obgleich er auch da nichts verſäumte, was dazu beitragen konnte, ſeinen Geiſt in dieſer Hinſicht zu bereichern. Er war beſtändig mit etwas Ernſtem beſchäftigt. Wo er ging und ſtand, hatte er ein theologiſches oder aſcetiſches Buch in der Taſche und auf ſeinem Nachttiſche lag beſtändig der h. Thomas von Aquin oder etwas Kirchenhiſtoriſches. Er hielt wohl Zeitungen und las ſie ſehr eifrig, ſo daß er immer vollkommen unterrichtet war von Allem,

was in der Welt vorging; sonst war ihm aber sog. leichte Lektüre eben so sehr zuwider, wie Putz und neue Moden in seiner Gemeinde. Er hat mir selbst gestanden, daß er in seinem Leben nur zweimal es sich habe beikommen lassen, einen Roman zu lesen, und das waren „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" und der „Don Quixote". Die Mutter oder Schwester pflegten ihm im Anfange hie und da neue Erscheinungen vom deutschen Büchermarkte zuzuschicken; da habe ich aber manches der Art in seinem Nachlasse gefunden, dem man es ansah, daß es nie gelesen war, die Blätter klebten noch vom Buchbinder her zusammen. Ich bin wohl oft zu nächtlicher Zeit heimgekommen und weil ich noch Licht in seinem Zimmer sah, hineingegangen. Da saß er denn in seinem Bette mit dem h. Thomas und nickte und lächelte mir freundlich zu, ohne sich viel stören zu lassen: „So, sind Sie da? Werden hungrig sein, suchen's sich etwas, wissen ja Bescheid; zum Kochen wird's zu spät sein, geht schon auf zwölf" — und dabei wurde eifrig fortgelesen.

In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft fand ich mich zu Zeiten wohl geneigt, ihn zwar nicht geradezu für unwissend zu halten, aber doch für einen Mann, der nicht mit der Zeit fortgeschritten

war und dem gewaltig viel von allem Dem fehlte, womit ich, von deutschen Schulen, Universitäten und literarischem Verkehr frisch herkommend, reichlich ausgestattet zu sein mir einbildete. Auch war sein ganzes Auftreten der Art, daß es zu solcher Vorstellung herausforderte, besonders wenn er deutsch redete, und die knorrige Rinde, über die sich sein Vater im angeführten Briefe beklagt, war auch nie mit Frisur und modernem Frack vertauscht worden. Allein ich wurde bald gewahr, daß ich mich gewaltig geirrt und die Segel einzuziehen hatte, und daß ein gründliches Studium der Theologie aus den ewig lauteren Quellen des Alterthums, verbunden mit Contemplation und einfach klarem Denken etwas ganz anderes sei, als all unser Compendien- und Conversations-Lexikon-Wissen. Ich will bei dieser Gelegenheit ein erläuterndes Beispiel anführen, obgleich es wiederum dem Leser unsern Freund vor Augen führt, wie ich ihn 1834 kennen lernte.

Kurz vor meiner Abreise von Deutschland war „Das bittere Leiden des Herrn nach den Betrachtungen der Katharina Emmerich" erschienen und ich hatte es bei mir. Mich hatte das wunderliche Buch nicht nur sehr angesprochen, sondern förmlich hingerissen. Ich gab es meinem alten Freunde und war

sehr gespannt auf den Eindruck, welchen es auf den einfachen Mann im Urwalde machen würde. Ich verließ ihn, kam wieder, ging ab und zu, von meinem Buche war keine Rede. Wie ich zuletzt dachte, er würde es vergessen und ungelesen gelassen haben, und selbst endlich davon anfing, fand ich, daß er es nicht nur gelesen, sondern mit der größten Aufmerksamkeit studirt hatte. „Es ist," sagte er ganz ruhig, „recht erbaulich zu lesen; übrigens ist nichts Neues darin und das ist eigentlich das Gute dabei. Ich habe es deswegen wiederholt durchsucht und wenn ich etwas gefunden hätte, würde ich sogleich bei unseren hiesigen Bischöfen darauf angetragen haben, seine Lesung den deutschen Katholiken zu verbieten; diese bringen überhaupt allerlei wunderliche Ideen ins Land und man weiß nicht mehr, was man aus ihrem Katholicismus machen soll. Aber es ist auch kein Wunder, indem Bücher der Art, ohne kirchliche Approbation, wie ich sehe, unter ihnen cirkuliren." Mir war's, als wenn mir ein Eimer voll kalten Wassers über den Kopf geschüttet würde. Ums Himmels Willen, sagte ich, halten Sie denn das Ganze für Fiktion oder Illusion, oder gar für Betrug? — „Keineswegs; aber wogegen ich protestire, ist, daß ein Weltmann, ein Dichter mir da etwas als von

neuem Offenbarten auftischen soll, wobei ich überdem nicht einmal unterscheiden kann, was von ihm oder von dem armen stigmatisirten Nönnchen kommt. Die ganze Einkleidung ist einmal von ihm, da sie ein durchaus ungebildetes Bauernmädchen war. Das sind gefährliche Dinge; kommt mir beinahe vor, als wenn Kinder mit Feuer spielen; man muß nur Gott danken, daß sich der alte Böse hier nicht eingemischt und so statt etwas Erbaulichem Skandal und Teufelsspuck heraus kam." Und hierauf verbreitete er sich über Stigmatisation, Ekstase und dergleichen Zustände und das Irrige und Gefährliche, solchen Erscheinungen als Bestätigung der Wahrheit großen Werth beizulegen, mit so viel Umsicht und Gründlichkeit, daß ich mich über den alten derben, scharf zusehenden Theologen nicht genug verwundern konnte.

Von demselben Mitschüler Gallitzin's, der mir von seinem eifrigen Studiren erzählte, erfuhr ich auch, daß seine Vorgesetzten gleichfalls einschreiten und ihn in seinen ascetischen Uebungen einschränken mußten. Er hatte sich den h. Aloysius zum Vorbilde gewählt und wenn man ihn gewähren ließ, so geißelte er sich, fastete und schlief auf der bloßen Flur, bis er ganz von Kräften kam. Auch habe ich Anzeichen, daß er noch in späteren Zeiten dergleichen

Austeritäten muß fortgesetzt haben trotz aller seiner Arbeiten und Entbehrungen als Missionär. Ich fand unter seinen Sachen ein wohl gebrauchtes Cilicium, und eine alte fromme Person, welche schon im Anfange seines Missionslebens viel um ihn war und Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten, erzählte mir, daß er in früheren Zeiten selten in einem Bette schlief; ganz sicher wußte sie von ihrer Mutter, daß er 1803, nachdem er die Nachricht von seines Vaters Tode erhalten, ein ganzes Jahr hindurch auf der bloßen Flur mit einem großen Buche unter dem Kopfe geschlafen habe. Da diese ihm deswegen Vorstellungen gemacht, habe er ihr verboten, sich etwas davon merken zu lassen; er thue dies und manches Andere der Art in Folge eines Gelöbnisses; sein Vater sei in einem sehr zweifelhaften Zustande aus der Welt gegangen, und dabei habe er bitterlich geweint.

Er hatte überhaupt die Gabe der Thränen bis an sein Ende, ja mehr und mehr, je näher er seinem Lebensende kam. Wer, der ihn gekannt hat, erinnert sich nicht, daß sie oft während des Predigens in Strömen hervorbrachen, so daß er plötzlich abbrechen mußte. Dies war um so überraschender, da er im langen Verkehr mit einer verdorbenen, hart-

herzigen Welt sich etwas Rasches und Hartes angewöhnt hatte und im gerechten Zorne oft mit flammendem Blicke daher poltern konnte, daß den Leuten angst und bange wurde und die Kinder in der Kirche zu schreien anfingen.

IV.

Die niederen Weihen hatte Gallitzin schon während des Sommers 1794 empfangen, am 21. November desselben Jahres, als am Tage Mariä Opferung, opferte er sich unverbrüchlich dem Dienste des Altars durch Empfang des Subdiakonats. Herr Nagot berichtete dieses der Fürstin und versicherte sie, daß er nie einen angehenden Geistlichen zum Empfange der heiligen Weihen zum Altare begleitet habe, von dessen Berufe er so versichert gewesen sei, als von dem Berufe ihres Sohnes, und damit man ihn nicht der Parteilichkeit zeihe, so beruft er sich auf das Urtheil des Bischofs und Aller, die ihn kennen. Er bedauert in demselben Briefe, daß, weil er nichts vom Gegentheil vernommen habe, ein Brief verloren gegangen sein müsse, in welchem Demetrius seinem Vater Nachricht gegeben habe, daß er zum Dienste des Altars berufen zu sein sich überzeugt achte und entschlossen sei, die heiligen Weihen zu empfangen. Dieser Brief

war aber keineswegs verloren gegangen, sondern nebst einem anderen um dieselbe Zeit und zu demselben Ende geschriebenen in des Vaters Hände gekommen, wie ich aus einem Briefe desselben an seine Gemahlin vom 12. Januar 1795 ersehe. Dieser Brief ist in mancher Hinsicht merkwürdig genug, um übersetzt und hier eingerückt zu werden.

„Vor allen Dingen, theure Freundin, bitte ich dich, laß uns darin übereinkommen, mit Vernunft, mit kaltem Blute und als Freunde zu untersuchen, was denn eigentlich unser gemeinschaftlicher Verdruß sei und was dazu dienen könne, ihn, wenn's noch möglich ist, zu beseitigen. Ich beschwöre dich, auch die entfernteste Idee zu verbannen, welche dich glauben machen könnte, als wollte ich dir Vorwürfe machen, als wollte ich dir Verdruß, Schmerz und Leiden verursachen. Ich betheure dir bei Gott und meiner Ehre, daß ich darnach durchaus kein Verlangen habe, und wenn hie und da eine Redensart in diesem Briefe nur von ferne so etwas anzudeuten scheint, so glaube sicher, daß dies vielmehr daher kommt, weil ich mich nicht besser auszudrücken verstehe, als von einem Verlangen, dich ganz und gar zu Boden zu schlagen. Ach, warum sollte ich solches thun, da ich überzeugt bin, daß Alles, was uns befällt, dir mehr

Leiden verursacht, als mir? Doch, nun zur Sache.

Erstens: Was willst du, daß ich an Mitri schreiben soll? Ich bitte dich, es mir zu sagen und mir deinen Rath zu geben. Es scheint mir, daß von seiner Seite schon Alles in Richtigkeit ist, daß er nicht auf unsere Briefe wartet, um sich zu entscheiden, ob er nach Europa zurückkehren soll oder nicht, und daß er sich bei seinem Thun über meine Zustimmung sowohl als meine Mißbilligung hinwegsetzt. Nun, er wird nie meine Zustimmung oder Genehmigung erhalten, in den geistlichen Stand treten zu dürfen; aber ich gebe dir mein Wort, daß, wenn ich ihn wiedersehen sollte, ich ihn aufs beste empfangen und mir nicht gestatten werde, ihm nur ein hartes Wort zu geben, viel weniger noch je auf eine zornige und beleidigende Weise zu behandeln. Ich habe schon alle mir zu Gebote stehenden Vernunftgründe an ihm erschöpft, jetzt ist an ihm die Reihe, mich eines anderen zu belehren. Hinsichtlich dessen, was er an mich schreibt, erblicke ich in dem ganzen Inhalte seiner zwei Briefe nichts, als einen Enthusiasten, welcher, wahrscheinlich in Geistesüberspannung (extase), Vorschriften des Evangeliums selbst mißbraucht und Folgerungen daraus ableitet, welche durchaus falsch und der Gottheit unwürdig sind. Z. B.:

„Jesus Christus hat gesagt: wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth. — Sei es so, und ich finde dies sogar auch ganz billig; aber warum denn die Folgerung, daß man darum Priester werden müsse? Christo nachfolgen, seiner werth sein, will nichts anderes sagen, kann nichts anderes sagen wollen, als der Religion folgen, welche er uns überliefert hat, und in derselben genau unsere Pflichten zu erfüllen. An keinem Orte sagt uns diese Religion, daß wir Priester werden müssen, um die Pflichten, welche sie uns auflegt, genau erfüllen zu können. Ich möchte Mitri doch einmal fragen, ob der Jesu Christi werth sei, welcher seine Mutter, seinen Vater und seine Schwester in Verzweiflung stürzt? Aber alle unsere Vorstellungen sind bereits unnütz, wie ich glaube: Du wirst sehen, daß schon Alles bereits gethan ist.

Darum sage mir, ich bitte dich, zweitens: sollte ich nicht jetzt schon meinen Bruder davon benachrichtigen? Er schreibt mir bereits keine Briefe mehr, ohne mich zu fragen, wann Mitri zurückkommen werde, und er fügt hinzu, daß man ihn bis zum ersten Januar nicht vom Regimente ausschließen und er darnach sich bemühen würde, ihn in demselben zu erhalten. Jetzt, da wir wissen, woran wir uns hinsichtlich Mitri's zu halten haben,

ſcheint es mir, als wenn ich einem Ränkemacher gleich ſähe, wenn ich meinen Bruder, ja den Hof ſelbſt noch immer mit Mitri's Ankunft in Petersburg hinhalten wollte; dies könnte mir noch größere Verlegenheiten zuziehen, als jene ſind, deren ich mich verſehe in Folge jenes ſauberen Berufes und beſonders jener ſauberen Operation, wenn ſie ſchon vollzogen ſein ſollte.

Drittens: Mitri giebt mir zu verſtehen, daß er freiwillig ſeiner Erbſchaft entſagen wolle. Aber er weiß nicht, daß er durch Antretung des geiſtlichen Standes ohne weiteres enterbt wird, nicht zwar durch mich (denn ich verſichere dich, daß mir daran noch nicht einmal der Gedanke gekommen iſt), ſondern durch die Geſetze unſeres Landes. Es giebt kein Beiſpiel bei uns, daß ein Mann unſeres Ranges Prieſter geworden wäre; manche ſind freilich Mönche geworden. Dann iſt aber auch das erſte, was man thut, um dieſen Stand anzutreten, das Gelübde der Armuth, daß man nämlich allen ſeinen Gütern entſagt. Alſobald nimmt dann die Familie davon Beſitz, wenn anders der neue Kloſterbruder nicht vorher ſchon dafür geſorgt hat, ſie dem Kloſter zu vermachen. Aber Mitri kann nichts dergleichen thun, denn alles gehört noch mir und wie ich darüber verfügen will. Alles wird daher Mimi anheimfallen. Ich weiß, ſie iſt

ehrlich und großmüthig und würde sich ein Gewissen daraus machen, einen Bruder zu berauben, um sich zu bereichern. Aber sie könnte dieselben auch nicht retten, denn wenn sie derselben für sich selbst entsagte, so würde sich die Familie ihrer sogleich ohne Schwierigkeit bemächtigen, und du weißt, daß ich mehrere Neffen habe.

Du magst ihm, wenn du es für gut findest, diesen Brief zuschicken; dies würde mich des peinlichen Geschäftes, ihm selbst zu schreiben, entheben. Uebrigens, nach meiner Art zu denken, wenn ein Edelmann ohne weiteres dem Waffendienste, zu welchem seine Geburt ihn bestimmt, entsagt und sich in den Kirchendienst begiebt, so kann er keine andere Partie ergreifen, als Missionär zu werden, oder sich in einem Kloster zu verschließen, wenn er der Welt beweisen will, daß er weder aus Feigheit, noch aus ehrgeizigen Absichten seinen natürlichen Beruf hintenan setzt."

In der Weihnachtszeit des Jahres 1794 erhielt Gallitzin das Diakonat und in der Frühlings-Quatemberwoche, den 16. März 1795, wurde er zum Priester geweiht und sogleich ans Werk gestellt. Bevor wir aber den neuen Missionär in die amerikanischen Urwälder begleiten, wollen wir noch einmal nach Europa hinüber und in den Familien- und

Freundeskreis, den er dort verlassen hatte, hineinschauen. Ein langer Brief, welchen er 1796 von Overberg erhielt, ist in dieser Hinsicht interessant genug, um, wenigstens dem größten Theile nach, hier angeführt zu werden.

Geliebter in unserem Herrn Jesu Christo!

Ich habe Ihnen lange nicht geschrieben, aber darum nicht aufgehört, in meinem Gebete an Sie zu denken. Und wie hätte ich Ihrer vergessen können, da ich täglich eine Mutter vor Augen habe, die Sie so liebt, sich Ihrem Wohle so aufopfert; um Ihretwillen so viel gelitten und noch täglich Leiden von verschiedener Art zu ertragen hat, die gewiß zum Theil Folgen der Liebesopfer sind, welche sie Ihnen brachte. Die Leiden, wodurch ihr Körper gedrückt wird, werden Sie zum Theil aus den Briefen Ihres Vaters ersehen. Ihre Liebe würden Sie aber ganz mißkennen, wenn Sie dieselbe nach diesen Briefen beurtheilten. Diese ist von einer solchen Art, daß dem Herrn Vater bei seiner Denkungsart nicht einmal möglich ist, dieselbe recht zu ahnen. Wie uneigennützig, wie groß, wie ausdauernd, wie wirksam, wie ähnlich also der göttlichen Liebe, ihre Liebe gegen ihren Augustin sei, wie viel sie um dieser Liebe willen während Ihrer Abwesenheit gelitten,

scheint auch weder Herr Augustin, noch der Herr Präsident (nach den aus Amerika gekommenen Briefen zu urtheilen) recht zu ahnen. Ich möchte Ihnen diese Liebe (weil ich nicht zweifle, daß es Ihnen angenehm und in mehreren Rücksichten sehr heilsam sein könnte) gerne recht vor Augen und ans Herz legen, aber ich fühle, daß ich nicht im Stande bin, es so zu thun, wie ich es wünsche. Es würde ein Buch zu schreiben nöthig sein, wenn ich Alles schreiben wollte, was davon zu sagen wäre. Doch ich habe Erwähnung davon thun wollen, um den Brief Ihres Herrn Vaters, da Mama wegen Kränklichkeit selbst nicht schreiben kann, mit einigen Nachrichten von ihr, und zwar mit solchen, welche sie wohl selbst von sich nicht geben würde, zu begleiten.

Ich sagte: auch die Leiden, die Mama um ihrer großen Liebe willen in Ihrer Abwesenheit gelitten, scheinen Sie nicht zu ahnen. Die Standhaftigkeit, in diesen Leiden auszudauern, zeigt ihre Liebe; darum möchte ich Ihnen einen Abriß dieser Leiden geben. Sie waren wirklich sehr fürchterlich. Alles lehnte sich (unseren kleinen Zirkel ausgenommen) gegen Ihren Entschluß, in Amerika Priester zu werden, auf. Die Einen, welche davon erfuhren, verschrieen ihn als etwas Verächtliches, die Andern als ein Zeichen der Feigheit und Trägheit, die

Gemäßigteren hielten ihn für jugendlichen Enthusiasmus, für Unbesonnenheit, für Uebereilung; Alle wendeten sich mit ihren heimlichen oder offenen Vorwürfen darüber gegen die Mutter, welche in ihren Augen an allen diesen, wie sie es sagen, ungeheuren Uebeln Schuld sein mußte; der Herr Vater an der Spitze, der Herr Onkel folgte, doch schonender aus Liebe zu seiner Schwester; dann der Theil des Publikums, der von der Sache wußte und sich dafür interessirte. Wider alle diese mußte Mama nun nicht allein ihren Augustin, sondern auch sich selbst vertheidigen; daher schon mancher harte Kampf. Allein es kam noch härter. Unsere Freunde, die sich anfangs zurückhielten, wurden immer lauter, je deutlicher die aus Amerika kommenden Briefe zu zeigen schienen, daß Sie nicht nur die Freunde, sondern auch sogar eine solche Mutter (es gelinde auszudrücken) vernachlässigten; daher dann der Schluß, der natürlich schien, daß es mit der Aechtheit des Berufes übel aussehen müßte, weil, wie das Beispiel des h. Franz Xaverius und so vieler anderer Heiligen lehrt, der ächte Beruf zum apostolischen Amte das Band der geistigen Freundschaft nicht aufhebt, sondern noch fester knüpft. Also mußte Mama auch hier den Herrn Augustin und zum Theil auch wiederum sich selbst vertheidigen. Alle diese

Kämpfe aber dienten nur, so zu sagen, zum Akkompagnement des allerhärtesten Kampfes und des empfindlichsten Leidens, welches daher entstand, daß sie im Schweiße ihres Angesichts, weit über ihre Kräfte arbeiten mußte — woran? daran, welches ihr das Herz von mehreren Seiten durchschneiden mußte, daran, daß sie suchte, die Konsideration ihres Augustin dort, wo er war, zu schmälern, indem sie sich Mühe gab, dem Herrn Präsidenten seine vergangenen und gegenwärtigen Fehler aufzudecken, um auf diese Art seinen Beruf zu prüfen und denselben in Stand zu setzen, ihn prüfen zu können, damit Täuschung in Ansehung des Berufes, welche durch Eitelkeit und dergleichen hätte können erweckt werden, soviel möglich verhütet würde. Doch, was dieses Leiden auf den höchsten Grad erhob, war, daß sie bei jeder neuen Nachricht vom Herrn Präsidenten deutlicher erfahren mußte, wie sehr die Reinheit ihrer Absicht verkannt wurde, so sehr verkannt (welches nicht möglich gewesen wäre, wenn Herr Augustin dem Präsidenten die Mutter recht bekannt gemacht hätte), daß dieser sie als eine Mutter behandelte, die um ihrer eigenen zeitlichen Satisfaktion willen strebte, ihren Sohn dem Herrn zu entreißen und daß darüber Mama's Liebe, wie es schien, in Amerika in Vergessenheit gerieth und die Liebe, welche dort

noch gegen sie war, nach und nach immer mehr erlosch. Alles das trug sie Gott und ihrem Augustin zu Liebe mit der standhaftesten Geduld. Nur darauf sah sie bei allen Briefen, die aus Amerika kamen, ob klarere Spuren der Aechtheit des Berufes darin wären, ob Augustin standhaft darin verharrte, und jede neue Anzeige, die dies zu bekräftigen schien, erweckte sie, Gott mit Thränen zu danken. Wie konnte sie auch anders, da es der innigste Wunsch ihres Herzens war, daß der Sohn, der ihr so viele Thränen gekostet, sein Heil recht wirken und in der Hand Gottes ein taugliches Werkzeug zum Heile der durch Jesu Blut erlöseten Seelen werden möchte.

Den Erfolg ihres vertrauensvollen Wartens hat sie nun auch schon zum Theil darin erlebt, daß Gott auf eine wahrhaft wunderbare Art die Sache dahin gelenkt, daß nicht nur Ihr Herr Vater, sondern Alle, die es mit ihm hielten und denen in den ersten zwei Jahren von Ihrer Abwesenheit alle Dinge, die sie von Ihnen hörten, ein großes Aergerniß waren, nun seit vorigem Frühling eben so sehr für Herrn Augustin's Entschluß sind, als sie anfangs dawider waren. Zum Lobe der göttlichen Vorsehung will ich hier kurz anführen, wie das zugegangen ist.

Wir waren, wie Sie denken können, in äußer-

ſter Beſorgniß, es möchte ein großes Unwetter entſtehen, wenn der Herr Vater die Nachricht erhalte, ſein Sohn ſei Prieſter in Amerika geworden. Dieſe Beſorgniß war nun deſto weniger ohne Grund, weil, wie Ihnen bekannt iſt, ſchon ein gewaltiges Unwetter entſtanden war, als Sie hier einmal gegen den Herrn Vater äußerten, daß Sie wohl Luſt hätten, Prieſter zu werden. Sie werden ſich erinnern, was ſchon alles der Mutter zur Laſt gelegt, wie viel Grundfalſches ihr aufgebürdet, wie das Beſte verdrehet und wie manches übel genommen wurde, wovon vorher gar keine Meldung geſchehen und welches wohl gar, wie es verdiente, war gelobt worden. Wir beteten alſo Alle um glücklichen Ausgang und Ihre Mama wendete auch, nach Abraham's, Jakob's u. A. Beiſpiel, alle natürlichen Mittel an, die nach Gottes Fügung in ihrer Gewalt waren. Sie wußte, daß der Herr Vater nach Berlin kommen würde, und ließ bis dahin die Nachricht liegen. Ehe ſie dieſelbe dorthin ihm zuſchickte, gab ſie ihrem Herrn Bruder Nachricht davon und erſuchte denſelben, die Prinzeſſin Ferdinand dahin zu bewegen, daß dieſe, mit ihm vereint, ſuchen möchte, den Zorn, der bei dieſer Nachricht beim Herrn Vater entſtehen möchte, zu beſänftigen und es wo möglich zu verhüten, daß die Enterbung, die ſchon gedroht

war, nicht möchte fest beschlossen werden. Da es bekannt ist, daß die Meinung der Großen dieser Erde einen starken Einfluß auf den Herrn Vater hat, so hofften wir durch Gottes Gnade vieles von Seiten der Mitwirkung des Herrn Onkels und der Prinzessin Ferdinand. Der Erfolg übertraf aber weit unsere Erwartung, wozu Gott einen vortheilhaften Umstand veranlaßte und einen Fehler zuließ, doch keinen so gräulichen, wie der, durch welchen Gott den Joseph in den Kerker und von da auf den Thron führte. Der Umstand war dieser: Mama befand sich so übel, daß sie selbst nicht schreiben konnte, mußte also durch Mimi schreiben und dem Herrn Onkel die Nachricht, daß Sie Priester geworden, adressiren lassen, mit der Bitte, dieselbe dem Herrn Vater mitzutheilen. Als dieser die Nachricht las und der Herr Onkel nebst der Prinzessin Ferdinand bemerkten, welches Ungewitter sich auf seinem Gesichte erhob und die Ursache davon aus seinem Munde hörten, stellten sie ihm die Sache vor als eine seine Familie nicht nur nicht entehrende, sondern als ehrenvoll, wenigstens in der Rücksicht, daß der Entschluß Energie anzeige. Die übrigen Herrschaften am Hofe der Prinzessin stimmten in diesen Ton mit ein und so geschah es, daß sein Zorn etwas gemildert ward. Doch blieb ihm die Idee noch immer sehr gehässig, wie Sie aus den

Briefen des Herrn Onkels an Mama, die Ihnen geschickt wurden, werden ersehen haben. Darum war sie ihm so gehässig, weil er sie als das Grab ansah, welches den Glanz seiner Familie und alle Hoffnungen, dieselbe am russischen Hofe hoch empor zu bringen, auf ewig verschlänge. Dies mußte ihm desto schmerzlicher sein, je weniger er etwas anderes, als das Irdische kannte und suchte. Das Urtheil der Großen hatte, wie ich eben sagte, den Zorn gegen Sie gemildert; aber über Mama war von den Großen kein Urtheil ergangen und da diese nach seiner Meinung an Allem Schuld war, so würde sich sein ganzer Zorn gegen sie gewendet und fürchterliche Scenen veranlaßt haben, wenn nicht Gott den Herrn Onkel einen Fehler hätte begehen lassen, den Mama gewiß auf keine Weise würde gerathen, noch auch gelitten haben, wenn sie darüber wäre zu Rathe gezogen und zum Voraus berichtet worden. Der Herr Onkel benutzte den Umstand, daß Mama damals krank geworden war, und stellte dem Herrn Vater dieses Krankſein, welches sie am Schreiben hinderte, als einen deutlichen Beweis vor, wie entfernt Mama wäre, an der Sache Theil zu haben; die Krankheit wäre, sagte er, eine Folge des Schreckens und des Kummers über Herrn Auguſtins Entschluß; man dürfte ihr ohne große Gefahr nicht einmal von des Herrn

Vaters Unzufriedenheit etwas merken lassen u. s. w. Diese Lüge, von der Mama zum Voraus, wie gesagt, nichts wußte, brachte den Herrn Vater dahin, daß er, froh darüber, Mama's Gesinnungen in Betreff dieser Sache mit den seinigen übereinstimmend zu finden, ihr einen Trostbrief schrieb und nachher, als er zu ihr kam, aus Furcht, ihren Kummer wieder zu erwecken und zu mehren, kein einziges Wort mit ihr über die Sache sprach, auch nicht einmal den Namen Mitri nannte, als nur dann, wenn er mit Mimi allein sprach. Dann fuhr er aber noch immer fort, sich in bitteren Klagen über Ihren Entschluß auszulassen, bis Gott einen zweiten Umstand entstehen ließ, der alle Klagen in Glückwünsche verwandelte.

Die Kaiserin von Rußland starb. Auf diesen Fall waren alle Hoffnungen des Herrn Vaters gespannt. Der jetzige Kaiser hatte ihn seiner Meinung nach von jeher sehr konsiderirt, hatte ihn als seinen Vertrauten behandelt. Da nun dieser auf den Thron erhoben war, glaubte der Herr Vater, die größten Ehrenstellen am Hofe könnten ihm nicht fehlen. In dieser sicheren Erwartung schrieb er an den neuen Kaiser, nicht um etwas zu erbitten, welches er bei dem Verhältnisse, in welchem er mit dem Kaiser zu stehen glaubte, für ganz überflüssig hielt, sondern weil es doch schicklich

zu ſein ſchien, ſeine Dienſte anzubieten und — er wurde nicht einmal mit einer Antwort beehrt. Seit dieſem Augenblicke hat ſich ſeine Sprache über Höfe und Hofleben eben ſo ſehr geändert, wie ſie ſich über Religion (ſeitdem es ſich zeigte, wie nahe mit dem Sturze und der Verfolgung derſelben der Sturz und die Verfolgung des Adels verbunden ſei) geändert hat. Der zuvor dumm und einfältig geſcholtene Mitri wurde nun als weiſe gerühmt und glücklich geprieſen, ſich durch ſeine Wahl vor der Sklaverei des Hoflebens, vor der Undankbarkeit der Großen u. ſ. w. gerettet zu haben. So würden Sie ſich, lieber Auguſtin, ſehr verwundern, oft erſtaunen, wenn Sie mit uns den Kontraſt wahrnähmen, der ſeit der Revolution in Frankreich, womit alle Reiche Europa's mehr oder minder bedrohet wurden, bei den Großen, die keine Religion haben, ſich geäußert hat" u. ſ. w.

Von jetzt an werden wir unſeren Gallitzin mehr ſelbſtändig auftreten und handeln ſehen. Bisher ſahen wir ihn eigentlich nur immer im Hintergrunde, mehr paſſiv, ja ſo paſſiv, daß er ins Waſſer geworfen werden mußte, um munter gemacht und zur Selbſtthätigkeit gebracht zu werden. Es waren hauptſächlich andere Leute, welche redend und handelnd

eingeführt wurden, jedoch redend und handelnd seinetwegen, in seinen Angelegenheiten und dies, daß seinetwegen so viel Aufhebens gemacht wurde, bringt wenigstens auf die Vermuthung, daß er doch kein ganz gewöhnlicher Mensch war. Und das war er gewiß nicht. Sein Vater sagt schon in einem Briefe an seine Mutter, wie er etwa 15 oder 16 Jahre alt war: „Der Mitri, fürchte ich, wird uns noch viel Sorge, wo nicht Noth und Verdruß, verursachen. Stille Wasser sind tief. Ich glaube, du irrst dich in seinem eigentlichen Charakter: er möchte ja immer gegen den Strom schwimmen (il est toujours contre vent et marée)."

Wenn ihn die Mutter in oben angeführten Briefen hülf-, willen-, charakterlos nennt, ihn wohl gar einen Heuchler schilt, so verstand sie ihn nicht, hatte auch zum Theil selbst Schuld daran, daß er so erschien. Es ging dem armen Jungen wie einem Füllen, das zugeritten werden soll von einem Reiter, der selbst das Handwerk nicht recht versteht. Da wird dem eigenen Ermessen des Zöglings durchaus nichts zugetraut und anheimgestellt, sondern ohne Unterlaß hanthiert mit Zügel, Sporn und Peitsche, bis das verständigste und edelste unter den Thieren den Kopf verliert, entweder in tobendem Unsinn gegen die

Wand rennt, sich zu Boden oder den Reiter abwirft, oder aber voll Verwirrung und Zaghaftigkeit dasteht, wie — ein Kalb, bekanntlich das charakterloseste junge Thier. Wie viel Lehrgeld könnte in der Welt erspart werden, wenn Aeltern immer ihre Kinder verständen und jedes nach seinem individuellen Naturel behandeln wollten. Der Vater hatte recht gesehen und den Grundzug in der Seele des Sohnes erkannt und verstanden. Er würde freilich ohne den heiligenden Einfluß der Religion in späteren Jahren viel Sorge und Verdruß nach allen Seiten hin verursacht haben, denn er wäre unfehlbar ein Mensch geworden, wie ein Karl der zwölfte oder Kaiser Paul, halsstarrig und eigensinnig, der überall mit dem Kopfe durch die Wände rennen möchte. Hier gings aber ganz anders. Wie überhaupt das Christenthum nichts im eigentlichen Grunde der Seele zerstören, sondern alles veredeln und zum rechten Ziele leiten will, so entwickelte sich auch hier statt einer oft zur Narrheit überschlagenden Halsstarrigkeit jene unüberwindliche Willensfestigkeit, welche sich im wahren Nachfolger Jesu Christi so schön und wunderbar mit Milde und Sanftmuth vereinigt und welche besonders dem nicht fehlen darf, der im Weinberge des Herrn arbeiten und — etwas darin ausrichten will.

Darum heißt es auch: omnis sanatus pertinax. Daß dieſe heilige Willensfeſtigkeit ſich in Gallitzin entwickelt hatte, wird Niemand beſtreiten, der das bisher Erzählte durchleſen hat. Um den Leſer auf dieſe Eigenſchaft des jungen Prieſters aufmerkſam zu machen, habe ich beſonders manche der ihn beſtürmenden Briefe angeführt; denn da ſehen wir doch wahrlich Winde und Fluthen genug, um einen gewöhnlichen Vorſatz zu verwehen oder zu überfluthen. Auch in Zukunft werden wir überall dieſelbe Bemerkung machen, wenn wir Gallitzin als Miſſionär wirken und walten ſehen werden.

Nie verließ ihn da, auch unter den härteſten Prüfungen, der feſte, entſchiedene Wille, mit welchem er den Entſchluß gefaßt und durchgeführt hatte, auch auf dem Todtenbette nicht. Wie er nach ſchmerzhafter Krankheit und unſäglichen Leiden, die er mit Geduld und Standhaftigkeit ertrug, verſchieden war, ſagte einer der Anweſenden nach einem langen Blicke auf den Todten: Sieht er nicht aus, wie ein alter Kriegsheld, der gerade einen Sieg erfochten?

V.

Der neugeweihete Prieſter wurde alſo, wie geſagt, ſogleich ans Werk geſtellt, denn ſchon im April 1795 finde ich ihn in Port Tobacco als Miſſionär in Geſellſchaft mit einem Herrn Pelentz, einem wohlbekannten Prieſter jener Zeit. Es liegt ein Brief vor vom Biſchof Carroll, datirt Baltimore den 17. April 1795, nach jenem Orte an ihn adreſſirt, in welchem ihn der gute Biſchof ermahnt, ſeinen Eifer zu mäßigen und ſeine Geſundheit zu ſchonen. Es ſcheint, daß Gallitzin ihm von dorther geſchrieben hatte, er ſei vom Fieber befallen worden. Er ermahnt ihn daher, ſich in Acht zu nehmen, denn es ſei ihm zu Ohren gekommen, daß er oft übermäßige Tagereiſen zu Pferde mache und zwar oft in einem Wetter, bei welchem man keinen Hund aus der Thüre treiben würde, auch wiſſe er aus Erfahrung, wie die Koſt und Aufwartung auf dem Lande beſchaffen ſei. Das ſei zu viel gefordert von ſeiner ohnehin ſchwachen

Conſtitution, welche durch die ſitzende Lebensweiſe im Seminar und hartes Studium während der letzten drei Jahre noch mehr geſchwächt worden ſei. Er ſolle daher vor Ablauf des Monats nach Baltimore kommen, weil er ihn gerne ſehen und ſprechen wolle, im Mai aber für längere Zeit die Stadt verlaſſen müſſe; er ſolle in ſeinem Hauſe ſeiner Geſundheit pflegen und wenn das nicht gerade nöthig wäre, ſo gäbe es genug für ihn in der Stadt zu thun, die deutſchen Katholiken murrten ohnehin, daß man ſie vernachläſſige und er (Gallitzin) ſei jetzt ſo ziemlich der einzige Prieſter deutſcher Zunge, welcher ſie zufrieden ſtellen könne, indem Herr Broſius auf fernen Miſſionen beſchäftigt ſei. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Gallitzin dieſem Rufe Folge leiſtete; beſtätigt wird es übrigens durch verſchiedene von ihm geſchriebene Predigten, welche ich unter ſeinen Papieren fand. Sie ſind überſchrieben: Predigt, gehalten in Baltimore den . . . 1795 oder 1796.

Hierauf lebte er für zwei oder drei Jahre, erſt in Connowago, einer größtentheils von deutſchen Eingewanderten bewohnten Anſiedelung, und dann in Taneytown, einem Städtchen in Maryland, in welchem er aber keine Deutſche in der Gemeinde hatte und ſich daher aufs Engliſche verlegen mußte. An

letzterem Orte gerieth er in Verdrießlichkeiten und Irrungen mit den Kirchenvorstehern und wurde beim Bischofe verklagt. Dieses ist, oder Gottlob man darf jetzt wohl sagen, war in Amerika etwas so Alltägliches, daß es für Leser, die mit amerikanischen Verhältnissen bekannt sind, nicht der Mühe werth wäre, über diese Angelegenheit viele Worte zu verlieren. Da aber wohl Manche dieses Buch lesen werden, welche ohne Erläuterung nicht wissen würden, was sie aus der Sache machen sollten; und ferner, da gerade sie unserem Gallitzin die erste Veranlassung gab, darauf zu sinnen, wie er aus den schon etablirten Gemeinden weg und in unbewohnte Gegenden gehen möge, um dort Katholiken um sich zu sammeln und eine neue Gemeinde nach seinem Sinne zu begründen; so wird eine umständliche Darlegung dieser Angelegenheit zweckmäßig und hier am rechten Orte sein.

Ich finde einen Brief vom Bischof Carroll an Gallitzin d. d. 20. October 1798, in welchem er ihm mittheilt, daß Männer aus seiner Gemeinde bei ihm gewesen seien und bittere Klagen gegen ihn eingelegt hätten wegen seines herrischen und rücksichtslosen Verfahrens überhaupt und besonders bei Anordnung kirchlicher Angelegenheiten, ohne sich um die Kirchen-

vorsteher zu bekümmern, und wenn sie Gegenvorstellungen gemacht, habe er sie mit groben und beleidigenden Worten abgefertigt. Einem, der bisher sein Pferd auf dem Kirchhofe und um die Priesterwohnung herum habe weiden lassen und ein gutes Recht dazu habe, hätte er öffentlich als Unchristen und widerspänstigen Unruhestifter denuncirt und gedroht, er würde ihn gar nicht mehr als Mitglied der Gemeinde betrachten, wenn er nicht von seinem Thun abstehe u. s. w.

„Ich habe," fährt der Bischof fort, „da ich meine Leute an beiden Seiten kenne, die ganze Sache sogleich durchschaut und ihnen nicht viel Gehör gegeben, sondern sie nur im Allgemeinen damit abgefertigt, daß es ihre Pflicht sei, ihrem Pastor zu gehorchen; ich werde übrigens bald auf einer Visitationsreise nach Taneytown kommen und die Sache untersuchen. Von meiner eigentlichen Ansicht, was nämlich Sie betrifft, habe ich ihnen nichts gesagt, darüber rede ich zu Ihnen. Ich habe Sie schon öfter ermahnt, und Andere, auf welche Sie vielleicht mehr Vertrauen setzen, haben Sie ermahnt, sich mehr zu bemühen, die Zuneigung Ihrer Gemeinde zu gewinnen, sie mit Sanftmuth zu leiten, ja hie und da Manches, das nicht gerade ist, wie es sein sollte, für

den Augenblick zu überſehen, um es nachher durch milde Ueberredung rügen oder berichtigen zu können, ſtatt ſogleich ſich Ihres Anſehens zu bedienen und dieſes bis zur äußerſten Grenze auszudehnen. Ich wiederhole Ihnen dieſe Ermahnung und verſichere Sie, daß ich dies gewöhnlich als die beſte und wirkſamſte Handlungsweiſe befunden habe, obgleich die entgegengeſetzte für den Augenblick mehr Aufſehen erregt und auch mehr lärmenden Beifall, beſonders von denen, welche nicht gerade die unmittelbaren Gegenſtände eines heißen, unnachſichtigen Eifers ſind, hervorruft. Und dann, — was wäre das für eine Lehre, daß alle, welche unter Ihrer ſeelſorglichen Aufſicht ſtehen, ohne Vorbehalt jeder Meinung, welche Sie vorbringen, jeder Vorredung, welche Sie machen, ſich unterwerfen und nicht einmal ſolche in Zweifel ziehen müſſen. Wenn dem ſo wäre, warum wären dann über Prieſter Biſchöfe, über dieſe Erzbiſchöfe und Patriarchen und über alle der Papſt geſetzt? Zeigen nicht dieſe Abſtufungen in der Hierarchie deutlich das Anerkenntniß an, daß ein Jeder unrecht urtheilen und handeln möge und daß ſeine Entſcheidung einer Zurechtſetzung unterworfen werden dürfe?"

Obgleich des Biſchofs Verfahren wahrhaft väterlich und ſeine Ermahnung ſehr weiſe war, ſo ließe

sich doch Manches dabei bedenken, und Gallitzin war, was die Hauptsache betrifft, wohl nicht so ganz im Unrecht. Ich gebe gerne zu, daß der junge Priester im ersten Eifer manchmal zu weit ging, ja daß ihm auch hie und da etwas Menschliches begegnete und er im republikanischen Amerika sich den Prinzen nicht genug aus dem Sinne schlagen konnte und zu hartnäckig und ohne gehörige Discretion gegen den Strom schwimmen wollte. Jedoch wenn man den Grund jener Verdrießlichkeiten und anderer Irrungen derselben Zeit, worüber auch Briefe vorhanden sind, in Erwägung zieht, so sieht man, daß Gallitzin damals schon für eine Sache stritt, welche dem guten Bischofe als gebornen Amerikaner noch nicht recht klar gewesen zu sein scheint, welche aber späterhin seinen Nachfolgern unendliche Verdrießlichkeiten verursachte und gegen welche sie harte Kämpfe zu bestehen hatten.

Man hätte vielem Unheil vorbeugen können, wenn man überall gesinnt gewesen wäre, wie Gallitzin, und das Uebel nicht hätte einwurzeln lassen. Ich rede hier nämlich von der Neigung des katholischen Volkes in Amerika, seine demokratischen Grundsätze auch auf die Kirche übertragen und bei kirchlichen Einrichtungen geltend machen zu wollen. Die wenigen Katholiken meinten, sie müßten es da auch so halten, wie

die sie überall umgebenden protestantischen Sekten. Bei denen ist das freilich ganz in der Ordnung, da sie keinen Begriff haben von einer Hierarchie und einem von der Welt abgesondert und unabhängig sein sollenden Priesterstande. Fürsten und weltliche Regierungen haben eigentlich die sogenannte Reformation gemacht und bis dahin erhalten. In Amerika aber, wo zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung von England schon alle möglichen Sekten ihr Wesen trieben, hat die Regierung den unter den gegebenen Verhältnissen gescheidtesten Weg eingeschlagen und sich feierlichst verwahrt gegen alle Einmischung in die religiösen und kirchlichen Angelegenheiten der Bürger. Da war denn natürlich Alles dem Volke anheimgestellt und daher ging es, wie einst in Israel, wovon es heißt: Zu der Zeit war aber kein Richter in Israel und ein jeglicher that, was ihm gut dünkte. Jede einwandernde Caravane suchte, sobald sie sich irgendwo angesiedelt hatte, die ihr eigenthümlichen Hausgötter unter der Streu hervor und bauete ihnen ein Haus.

Wie die wenigen Katholiken anfingen, sich in Gemeinden zusammen zu thun, war ihnen durch die ange Vermischung mit den Sekten der rechte katholische Sinn und Verstand so ziemlich abhanden gekommen

und sie hielten sich auch nur für eine Sekte unter den Sekten. Wo sich katholische Gemeinden bildeten, geschah dies gewöhnlich schon von vorne herein auf eine fehlerhafte, unkatholische Weise unter den Auspicien des Volkes, weil noch nirgends residirende Priester waren, um die Sache in die Hand nehmen und leiten zu können. Doch war es auch oft der Fall, daß schwache oder kurzsichtige Geistliche, ja leider, um die Wahrheit zu gestehen, nicht selten feile Demagogen im Priesterrocke, die dem Volke schmeichelten, um ihren persönlichen Vortheil daraus zu ziehen, viel dazu beitrugen, daß allerlei Verkehrtes und Unstatthaftes ins Leben trat. Man nahm hinsichtlich der Gemeindeverwaltung das bei den Sekten obwaltende System an und so wurde alles von einem bitteren, calvinisch-demokratischen Geiste durchdrungen. Ueberall schlichen sich Trustees ein. Ich übersetze diesen Ausdruck mit „Kirchenvorsteher", obgleich das Wort dem, der nicht mit amerikanischen Verhältnissen bekannt ist, nicht den rechten Begriff von der Sache giebt. Es kommt von dem Worte trust, anvertrauen, und bedeutet Personen, die von einer Gesellschaft, welche sich zu irgend einem Zwecke zusammengethan hat, erwählt, aufgestellt und bevollmächtigt sind, die Zwecke und Absichten solcher Gesellschaft zu verfolgen,

ihre Angelegenheiten zu verwalten, ihre Rechte und ihren Vortheil zu wahren. Kirchenvorsteher in alten, wohl geordneten Staaten stehen erstlich einmal unter der Regierung und sind ihr verantwortlich; dann ist schon wirklich etwas vorhanden, welches verwaltet und in Acht genommen werden soll, und dieses muß geschehen nach altem Herkommen und bestimmten Regeln und Gesetzen, und — was die Hauptsache ist, die Geistlichkeit hat auch ein Wort mit dreinzureden.

Von allem diesen ist bei den amerikanischen Trustees keine Rede und daraus kann man leicht schließen, zu welchen Mißbräuchen dieses System Veranlassung geben und wie viel Unfug es in manchen Fällen hervorbringen mußte. Da wurden Kirchen gebaut auf Spekulation, auf Aktien, wie Freimaurerlogen, Baumwollfabriken und Theater, auch gar häufig dem Style nach. Oft verunglückten solche Spekulationen. Bauunternehmer oder Leute, welche Kapitalien geliehen hatten, legten Beschlag auf das Gebäude und es kam unter den Hammer. Andere Sekten kauften es dann gewöhnlich und profitirten wenigstens das, was als milde Gaben hinein verwendet worden, oder es wurde von neuen Spekulanten aufgekauft, wenn sich Aussicht zeigte, es zu irgend einem anderen Zwecke vortheilhaft verwenden

oder es für hohen Miethzins den Leuten verrenten zu können, welche es urſprünglich für ihr Gotteshaus beſtimmt hatten. Wenn dergleichen Schwierigkeiten nicht entſtehen ſollten, ſo mußten allerlei Künſte getrieben werden. Ich habe wohl eher auf Jahrmärkten den Hanswurſt, wenn er die Leute in Seiltänzer- und Kunſtreiterbuden ladet, ausrufen hören: wer nicht zahlt, ſieht nichts. So ging's hier mit den Kirchen. So bald eine Kirche gebauet war, wurde jeder Winkel in derſelben benutzt, um einen mit Schloß und Riegel verſehenen Kirchenſtuhl (Pew) anzubringen. Die Gänge ſind, um Raum zu erſparen, ſo enge, daß ſich kaum zwei Menſchen mit Anſtand vorbeigehen können (Reifröcke waren damals ab- und noch nicht wieder aufgekommen). Dieſe Kirchenſtühle wurden dann ſorgfältig numerirt und an einem beſtimmten Tage an die Meiſtbietenden verſteigert. Die Reichen und Angeſehenen wünſchten dann natürlich auch die anſehnlichſten Stühle zu haben, dafür ließ man ſie aber auch anſehnlicher bezahlen, und um die Sache noch anſehnlicher zu machen, ließ man die Ariſtokraten-Stühle auch wohl polſtern und mit Tuch oder Sammet überziehen. Die ärmeren Leute nahmen vorlieb mit den Abſeitſtühlen, welche ungepolſtert ſind wie die Sitze dritter

Classe auf der Eisenbahn, und die ganz Armen, welche gar keine Art von Stuhl miethen können und sich doch geniren, an der Thüre zu stehen oder im engen Gange hin und her gestoßen zu werden, bleiben zu Hause und erbauen sich, so gut sie können, wie sie zu thun hatten, wie noch keine Kirche gebauet war. Der heilige Jakobus macht freilich im zweiten Capitel seiner Epistel starke Einwürfe gegen ein solches Wesen. Allein man muß bedenken, daß es Protestanten waren, die solches einführten und denen hat ja Dr. Luther bewiesen, daß das eine stroherne Epistel sei; die Katholiken äfften nur ein wenig nach, wollten nicht zurückstehen und es nicht gesagt haben, daß sie nicht auch mit dem Zeitgeiste fortschreiten könnten.

Beiläufig gesagt, hat sich das Unwesen mit den Kirchenstühlen (the pew-system), seit man das Vorsteherwesen (the trustee-system) in den katholischen Kirchen durch bischöfliche Verordnung abgeschafft hat, ziemlich gemindert, beseitigt ist es aber bei weitem nicht; es hat sich einmal so eingebürgert, daß man das Unanständige, ja Aergerliche desselben kaum zu fühlen scheint. Man hat sogar Beispiele, daß man dieses System, wo es nicht existirte und wo auch keine Nothwendigkeit für dessen Einführung vorge-

wendet werden konnte, den Leuten mit Gewalt aufgedrungen hat. Da sah man denn auf einmal die alte schöne Ordnung, daß die Männer an einer, die Weiber an der anderen Seite und die Kinder um den Altar geordnet waren, aufgehoben; Rudel- oder Familienweise waren jetzt Männer und Weiber, Buben und Mädel in einzelnen Stühlen zusammengepfercht, während andere, die bei der Versteigerung keine Abnehmer gefunden hatten, leer blieben, denn sie sind ja verschlossen, und die, welche kein Geld hatten, sie zu miethen, blieben zu Hause oder standen in den Gängen.

Ein anderer Kunstgriff, Geld aufzutreiben, war, sich für die neue Kirche nach einem guten Prediger umzusehen. Wie Barnum Land und Meer durchzog, um etwas Außergewöhnliches für sein Museum zu erhalten, wie Theaterdirektoren nach einer berühmten Schauspielerin oder Tänzerin angeln, so sahen sich die Kirchenvorsteher nach einem Manne um, der es verstand, den Leuten die Ohren zu kitzeln und ein volles Haus herbeizuziehen. Dazu wollten sie dann überall dem Priester diktiren, ja, droheten ihm wohl mit Sperrung der Temporalien, wenn er nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollte. Und diese Herren Kirchenvorsteher waren dann gewöhnlich nichts anderes,

als verlaufene Schuſter und Schneider, Scheerenſchleifer oder Pfannenflicker aus der alten Welt, welche in der neuen, Gott weiß wie, zu Vermögen und Anſehen gekommen waren, bei den politiſchen Angelegenheiten als adoptirte Bürger mit drein zu reden hatten und daher auf den Gedanken gekommen waren, daß es in der Kirche Gottes auch nach ihrem Sinne gehen müſſe. Prieſter gingen im Lande umher wie reiſende Handwerksgeſellen und warteten, gleich den proteſtantiſchen Prädikanten, bis die Kirchenvorſteher irgend einer Gemeinde ſie engagirten, etwa wie Gemeindevorſteher in anderen Ländern einen Nachtwächter oder Kuhhirten einſtellen.

Man kann ſich leicht vorſtellen, welchen Eindruck dergleichen Dinge auf den feinfühlenden jungen Prinzen machen mußten. Unter ſolchen Verhältniſſen konnte und wollte er nicht Prieſter ſein. Er ſah ſich daher bei Zeiten darnach um, wie er ihnen entfliehen und eine Gemeinde finden möge, in welcher keine ſolche, ihn ſo tief verletzende Verhältniſſe herrſchten.

Wie er mir einmal erzählte, daß er im Anfange ſeiner Anſiedlung in Loretto über 50 Meilen zur Mühle und doppelt ſo weit für Salz, Kaffee, Zucker u. dgl. zu ſchicken gehabt hätte, fragte ich ihn, wie

er auf den Gedanken gekommen sei, sich auf einmal in eine solche Wildniß zu begeben? — „Da bin ich hergegangen," sagte er, „um den Kirchenvorstehern, Kirchenstühlen und allem anderen, damit verbundenen und daraus herfließenden Unwesen zu entfliehen, und da war kein anderer Weg, als etwas Neues nach anderen, als den bis dahin geltenden Regeln anzufangen. Wo immer ein Anfang gemacht war, hatte man die Sache schon von vorne herein verdorben, weil man sich überall nach den Protestanten richtete. Ich kam z. B. einmal nach Philadelphia, um zu sehen, wie es da aussähe, und Brosius zu besuchen. Ich las in der dortigen den Deutschen gehörenden Kirche die heil. Messe und hörte während derselben unter mir ein unaufhörliches Rollen und Poltern, untermischt mit lautem Reden und Schreien. Ich erkundigte mich nachher nach der Ursache und man sagte mir, es sei unter der Kirche ein Keller, welchen die Vorsteher an einen Wein- und Branntweinhändler vermiethet hätten. Nun, dachte ich, das fehlt noch; in der Kirche soll man mich auch nicht wieder finden."

Er ging daher mit dem Gedanken um, irgendwo in den noch unbewohnten Gegenden des fernen Westens eine eigene Gemeinde zu gründen. Wenn man heut zu Tage vom fernen Westen redet, so ver-

ſteht man darunter die Indianer-Gebiete am obern Miſſouri und Oregon jenſeits der Felſengebirge. Damals verſtieg man ſich eigentlich noch nicht weiter, als bis ins weſtliche Pennſylvanien; was darüber hinauslag, war noch größtentheils unzugängliche, von Indianerhorden durchzogene Wildniß.

Schon im Jahre 1785 hatten es einige katholiſche Familien von Connowago in Maryland und Goſchenhopen, einer alten katholiſchen Anſiedlung oberhalb Philadelphia, gewagt, in die Wildniſſe des weſtlichen Pennſylvaniens zu dringen. Sie ſiedelten ſich an in der jetzigen Grafſchaft Weſtmoreland, ungefähr 50 Meilen ſüdöſtlich von Pittsburg, welches damals Fort Pitt hieß und nichts weiter war, als eine befeſtigte Militärſtation, wie man ſie heut zu Tage nur noch 2000 Meilen weiter weſtwärts findet, um die umherſtreifenden Indianer im Zaume zu halten und die Anſiedler zu beſchützen. Trotzdem machten dieſelben aber aus ihren unermeßlichen Wildniſſen häufige Raubzüge ins weſtliche Pennſylvanien. Noch im Jahre 1783 hatte eine ſolche Streifpartei in der Gegend, wo ſich jene katholiſchen Anſiedler zwei Jahre ſpäter niederließen, das Städtchen Hannatown niedergebrannt und mehrere Leute als Gefangene fortgeführt. Ich ſelbſt habe noch einen alten

Mann gekannt, welcher bei ſolcher Gelegenheit in die Gefangenſchaft der Indianer gerieth und von ihnen als Sklave gehalten wurde, bis es ihm gelang, zu entfliehen und nach unſäglichen Mühſeligkeiten in der Wildniß wieder zu den Seinigen zu kommen.

Es wird in Gallitzin's Leben nicht am unrechten Orte ſein, einige Notizen über die Entſtehung und den Fortgang der erſten katholiſchen Gemeinde im weſtlichen Pennſylvanien zu geben. Er war, wie erzählt worden, der zweite vom erſten Biſchofe geweihete Prieſter; ſo war er auch der zweite Miſſionär, welcher unter jenes Biſchofs Jurisdiktion in die Urwälder ging und eine eigene Gemeinde gründete, und zwar nicht weit von jener Gemeinde.

Herr Pelentz, von dem ſchon die Rede geweſen, beſuchte von Baltimore aus jene Katholiken in Weſtmoreland und verſprach ihnen, dafür zu ſorgen, daß ſie ferner regelmäßig von ihm oder einem anderen Prieſter beſucht werden ſollten, welches auch geſchah bis zum Jahre 1789. Da ließ ſich ein holländiſcher Ordensmann, Namens Theodor Brouwers, feſt unter ihnen nieder. Er war vorher als Miſſionär in Weſtindien geweſen; übrigens iſt nicht viel von ihm bekannt. Daß er ein Holländer und Ordensmann

war, ersieht man aus einem seiner Bücher, welches noch vorhanden ist. Es ist eine holländische Uebersetzung der Briefe des heiligen Hieronymus. In demselben ist geschrieben: Willem Brouwers hoort dit Boeck toe, und darunter steht: nunc ad usum filii ejus Theodori Brouwers, Minoritae. Das werthvolle Land, etwa 600 Morgen, auf welchem sich dieser Priester niederließ, gehörte ursprünglich einem vermöglichen Manne in Harrisburg, der Hauptstadt Pennsylvaniens, welcher sich alljährlich im Herbste der Jagd wegen dort aufzuhalten pflegte und daher den Platz Sportsmans Hall (Jagdschloß) nannte. Brouwers kaufte das Land von ihm und vermachte es in einem am 24. October 1790 gemachten Testamente seinem Nachfolger, d. h. insofern er der rechtmäßige Pastor und Seelsorger der dortigen katholischen Gemeinde wäre, jedoch nur als Verwalter und Nutznießer und mit der Bedingung, es seinem Nachfolger wieder zu hinterlassen. Er starb den 29. October 1790 und liegt dicht hinter der neuen Kirche begraben, wo sein Grab bis auf den heutigen Tag in Ehren gehalten wird, denn er hat in kurzer Zeit viel Gutes gestiftet.

Bis zum Jahre 1799 war kein rechtmäßiger und residirender Pastor da, sondern es gab allerlei ver-

drießliche und ärgerliche Auftritte mit unberufenen Eindringlingen.

Im genannten Jahre aber (und dies war dasselbe Jahr, in welchem Gallitzin Loretto anlegte) schickte Bischof Carroll einen deutschen Priester, Namens Peter Hellborn, dahin. Dieser nahm sich der Sache von Herzen an und brachte nicht nur die verwilderte Gemeinde wieder in Ordnung, sondern besuchte auch die zerstreuten Katholiken weit und breit, ja er dehnte seine Missionsreisen bis in den Staat Newyork aus, denn ich finde in seinem Taufregister, daß er in Buffalo Missionen hielt und taufte; auch ersieht man daraus, daß er bis zum Jahre 1808 in allem 578 Taufen verrichtete. Er starb im Jahre 1815 auf einer Reise. Jetzt wurde die Gemeinde für längere Zeit wechselsweise durch Gallitzin und durch den Priester von Fort Pitt, welches unterdeß als Pittsburg zur bedeutenden Stadt herangewachsen war, versehen. Dabei gerieth aber alles wieder ziemlich in Verfall, besonders da sich wiederum ein unberufener Miethling einschlich, der wegen des zeitlichen Gutes allerlei Hetzereien mit der Gemeinde anzettelte. Dieses ging um so leichter, da in der seit 1809 errichteten Diözese Philadelphia, zu welcher jetzt ganz Pennsylvanien gehörte, allerlei beklagenswerthe

kirchliche Wirren stattfanden, welche erst 1830 beschwichtigt wurden, nachdem der berühmte Franz Patrick Kenrick, jetzt Erzbischof von Baltimore, der Diözese als Administrator war vorgesetzt worden.

Jetzt wurde der Kirchenplatz in Westmoreland dem noch lebenden Pastor von Blairsville, Jakob Stillinger, übergeben. Dieser ehrwürdige Mann, welcher beiläufig einer der ersten im Lande gebornen und erzogenen Priester ist, brachte nicht nur Alles wieder in gute Ordnung, sondern bauete auch eine stattliche Kirche nebst einem geräumigen Hause, in welchem sich mehrere Jahre hindurch eine blühende Schulanstalt unter Leitung von barmherzigen Schwestern befand. Am 9. Juli 1835, als am Tage des heiligen Vincenz von Paul, wurde die neue Kirche diesem Heiligen zu Ehren von Bischof Kenrick unter Herrn Stillingers und meiner Assistenz eingeweihet und von da an heißt denn das alte Sportmans Hall St. Vincenz. Im Jahre 1843 wurde das westliche Pennsylvanien zu einer eigenen Diözese gebildet und der Bischofssitz in Pittsburg errichtet, und 1846 übergab der Bischof der neuen Diözese, Michael O'Connor, St. Vincenz dem Benediktinerorden, welcher dort sein Mutterhaus mit Noviziat und ausgebreiteten Schulanstalten errichtet hat. Wo man vor

25 Jahren mitten im Urwalde nichts weiter sah, als ein rohes Blockgebäude, welches zugleich als Kirche und Priesterwohnung diente, sieht man jetzt auf anmuthigem Hügel, umgeben von Gärten, Baumpflanzungen, Mühlen und Oekonomiegebäuden eine stattliche Abtei, von der aus bereits neun andere Benediktinerklöster in den verschiedensten Theilen der Vereinigten Staaten angelegt wurden, wo Seelsorge und Jugendbildung, Künste und Wissenschaften, Ackerbau und Handwerke, ganz nach der ursprünglichen Bestimmung des Ordens, auf's Eifrigste betrieben werden.

Ich habe diese Abschweifung von Gallitzin's Geschichte hier gemacht, um den Leser vorläufig mit Umständen und Verhältnissen, unter welchen wir ihn in Zukunft sehen werden, bekannt zu machen und um ihm zu zeigen, welches gesunde Urtheil ihn bei seinem Unternehmen leitete.

Um ferner zu zeigen, wie nothwendig es sei, daß katholische Missionäre in Amerika einen ganz anderen Weg, als den früherhin betretenen, einschlagen sollten, will ich jetzt noch erst eine andere Abschweifung machen.

Wenn die katholische Kirche in der neuen Welt ihren hohen Beruf erfüllen und auch dort Bildnerin der menschlichen Gesellschaft werden soll, so gehört

dazu, daß sie sich kräftiger, als bisher zu geschehen pflegte, mit dem, was dort gang und gebe ist, in Opposition setze; dann aber wieder nach ihrer Art und Natur im Familienleben, bei der Heranbildung der anwachsenden Generation, beim gesellschaftlichen Verkehr, vorzüglich auch beim Ackerbau, dieser heiligenden Pflanzschule gesitteter Nationen, sich mehr betheilige und überall kräftig ein- und voranschreite. Freilich darf sich der Priester dieser Welt nicht gleichstellen. Aber er kann an der anderen Seite auch fehlen, und da fehlt er, wenn er sich dem Volke zu ferne und es gleichsam unter seiner Würde hält, mit ihm als Freund einzugehen auf manche Dinge, die nicht geradezu in den Beichtstuhl und die Kanzel gehören, den Leuten aber doch auch am Herzen liegen dürfen. Das erscheint dann und wird ausgelegt als Härte, Lieblosigkeit, und er kann mit dem größten Eifer, der besten Absicht nichts wirken; — er hat sich selbst die Thüre versperrt.

Mit dem bloßen Lehren und Predigen ist nicht viel, und mit dem so beliebten Controvershalten ist gar nichts ausgerichtet. Sonst könnten ja die Missionäre daheim bleiben und das Geld, welches ihre Ausrüstung kostet, könnte im Sinne der Bibelgesellschaften verwendet werden. Hier giebt es gar irrige

Anſichten, welche ſich leider auch vielfach ins katholiſche Element hineingeſchlichen haben. Ich bin ſtolz darauf, ſagen zu können, daß es vorzüglich Deutſche waren und noch ſind, welche auch in dieſer Hinſicht in Amerika im rechten Takte blieben und nicht am babyloniſchen Thurmbau mitarbeiteten.

Alles Gute und Schöne in der menſchlichen Geſellſchaft wird im gemüthlichen, wohlgeordneten Familienleben ausgebildet; davon aber hat der Amerikaner noch gar keinen Sinn oder Begriff. Er iſt gleich dem Vogel Kukuck, der ſtets umherflattert und viel Geſchrei macht, die Sorge für häusliche Angelegenheiten aber Andern überläßt. Darum hält er auch trotz all ſeinem Deklamiren von Freiheit, Gleichheit und Menſchenrechten ſo viel auf Sklaverei. Auch ſpricht er viel von komfortabel, aber von unſerem gemüthlich hat er keine Idee. Ein Deutſcher, mit dem ich einſt bei heißem Sommerwetter über Land ging, wollte jenes amerikaniſche Allerweltswort ſo überſetzt wiſſen, und da ich das nicht wollte gelten laſſen, verlangte er von mir das entſprechende deutſche Wort. Wir haben keins, ſagte ich, weil wir keins gebrauchen; wollen Sie aber den Begriff, welchen unſere Nachbarn mit demſelben verbinden,

in der Anschauung, so blicken Sie dorthin: da lag nämlich ein Schwein in einer kühlen Kothlache.

Zu einem gemüthlichen, wohlgeordneten Familienleben, aus welchem sich Segen über die Gesellschaft verbreiten mag, gehören gute Mütter und Hausfrauen. Die sollen aber dort erst erzogen werden. Das weibliche Geschlecht der vornehmen Klasse steht in Amerika trotz aller Dressur und Politur, ja ich denke, eben im Gefolge derselben, auf einer beklagenswerth niederen Stufe. Von einer häuslichen Erziehung der Töchter weiß man dort nichts und auf jegliche Art von Arbeit und nützlicher Beschäftigung des weiblichen Geschlechtes wird dort mit Verachtung und vornehmer Geringschätzung herabgesehen. Leute, die nur irgend eine Möglichkeit dazu sehen, Bauern im Busche, die ihr Land noch nicht bezahlt haben, Schänkwirthe, Krämer in kleinen Städten und Hausirer, deren ganzer Verlag nach Abzug der Schulden vielleicht keine 100 Thaler werth wäre, meinen, sie müssen ihre armen Mädchen zum Verziehen in Erziehungsanstalten*) schicken; die Buben mögen unterdeß umherlaufen, wie die Hottentotten- und Zigeuner-Jugend. Dressiranstalten für young

*) Hier ist der Prospektus der Unterrichtsgegenstände einer Mädchenschule (academy for young ladies), wörtlich aus einer

ladies sind ebenso allgemein verbreitet und, wie es scheint, ebenso unentbehrlich für den Comfort der Amerikaner, wie die Patent-Medicinen, und gerade so unheilbringend. Man kann fast kein Zeitungsblatt zur Hand nehmen, in welchem nicht dergleichen Anstalten angezeigt und angepriesen werden, gerade auf dieselbe Weise und in demselben Tone, wie Morrison's Pillen und andere dergleichen Universal-Quacksalbereien. Verlaufene französische Tanzmeister, italienische Musiker, deutsche Philosophen und Sprachlehrer, ausgediente und mit allen Hunden gehetzte Gouvernanten aus aller Herren Länder können in Amerika noch immer einen so guten Schnitt machen, wie die spekulativen Pillenmänner, welche aus etwas Queckſilber und Asafötida ganze Landgüter und Paläste herausdrehen.

Wenn einem jungen Geschöpfe, das in der Mutter bescheidener Hütte ein Segen für eine neue Haus-

---

amerikanischen Zeitung entnommen: Englisch, Französisch, Italienisch und Deutsch; Lesen, Schreiben, Grammatik, Arithmetik, Algebra, Kirchen- und Weltgeschichte, Geographie, alte und moderne Chronologie, Rhetorik und Poesie, Mythologie, Astronomie, Elemente der Naturwissenschaft, Chemie, Botanik, Logik, spekulative und Moral-Philosophie; Nähen, Sticken, Blumenmachen, Zeichnen; Malen auf Sammet, Seide und in Wasserfarben; Musik auf Guitarre, Piano und Melodion, Gesang.

haltung hätte werden können, in einem Institute der Kopf hinlänglich verschroben ist, wenn sie vielleicht gar Guitarre oder Piano trommeln und italienisch dazu krähen kann, dann ist die erste Sorge, einen Mann zu bekommen, der mit ihr in die Kost gehen oder in einem Gasthause leben kann. Darum findet man in Amerika nicht allein in den großen, sondern auch in unbedeutenderen Städten so viele und oft fabelhaft große Gasthäuser. Das erste bedeutende Gebäude in neu angelegten Städten ist gewöhnlich ein Hôtel, welches groß und elegant genug wäre für eine deutsche Hauptstadt. Junge Aerzte, Advokaten, Geschäftsleute und Spekulanten aller Art halten es für den größten Comfort, mit ihren Weibern in denselben zu wohnen. Der Mann geht den Tag über seinen Geschäften nach; die Lady steht zwar spät auf, hat bis Mittag, wo sie den Herrn Gemahl an der Gasttafel wiedersieht, ihren Roman, ihre Toilette und ihren Schaukelstuhl und Nachmittags ihre Theepartieen u. dgl., hat aber trotzdem so viel übrige Zeit, besonders wenn der Herr Gemahl anfängt, ihrer müde zu werden, und seine Abende in politischen Klubbs zubringt, daß sie vor Langeweile nirgends anders hinaus weiß, als wohin das alte deutsche Sprichwort deutet: Müssiggang ist aller Laster An-

fang. Da giebt's dann Eheſcheidungs-Prozeſſe, oder gar Mord und Todtſchlag.

Wenn es aber einer jungen Lady nicht gelingt, einen Mann zu erwiſchen, der ſie auf ſolche komfortable Weiſe unterbringen könnte, ſo muß ſie doch wenigſtens ein elegant möblirtes Zimmer mit Fußteppich und Schaukelſtuhl nebſt Bedienung haben, mag das übrige Haus auch ein Schweineſtall ſein. Sollte er aber nicht im Stande ſein, ihr eine Magd zu halten, was nichts Geringes iſt in einem Lande, wo jede verlaufene Weibsperſon eine Lady ſein möchte, dann muß er ſelbſt als Magd agiren, er mag ſein, wer und was er will, Doktor, Advokat oder — Prediger. Ein früher Morgenſpaziergang durch eine amerikaniſche Stadt zeigt dem humoriſtiſchen Beobachter viel Drolliges; der chriſtlich-ernſte Beobachter aber ſieht mit Wehmuth eine Verwirrung aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe, ja die Umkehrung göttlicher Einrichtungen und im Gefolge davon Elend und Verderben. Dieſelben Männer, welche man des Abends (NB. wenn die Weiber aus dem Wege ſind und beim Thee ſitzen) auf öffentlichen Plätzen und in Trinkſtuben ſchwadroniren hört, als wenn ſie die ganze Welt zu regieren hätten, ſieht man da gar demüthig Waſſer vom Brunnen holen, Holz ins Haus

tragen, um den Theekessel sieden zu machen, auch wohl die Kuh melken, damit, wenn die Lady aufsteht, Alles zum Frühstück in Ordnung sei. Nachher sieht man sie, die rerum dominos gentemque togatam, d. h. auf deutsch die Herren im Unterrocke, mit einem Korbe am Arm auf den Markt oder zum Metzgerladen gehen.

Nach einer alten Redensart will der, dem man einmal den Finger überläßt, gewöhnlich die ganze Hand. Und so sind denn auch die Weiber mit dem, was ihnen bereits eingeräumt ist, lange noch nicht zufrieden. Man hört überall von Weiberversammlungen, in welchen Reden gehalten werden über Weiberrechte und in allem Ernste auf ihre Emancipation hingearbeitet wird, so daß sie Stimmrecht bei den Wahlen und selbst die Fähigkeit, zu Staatsämtern gewählt zu werden, in Anspruch nehmen. Wohin das führt, geht aus einem Beispiele hervor, das mir passirte. Ein katholisches Mädchen kam am Tage vor ihrer Hochzeit zu mir: „Sie habe gehört, daß ich die Gewohnheit hätte, bei der Trauung der Braut die Frage vorzulegen, ob sie dem Manne unterthänig sein wolle. Ich möchte die Frage auslassen, denn sie hätte den Vorsatz, dieselbe nicht zu beantworten.“ Sie hat aber ihren Vorsatz nicht ge-

halten, indem ich ihr nebst einer tüchtigen Vermahnung erklärte, daß dann aus der ganzen Sache nichts werden könne.

Dieses unchristliche, ja unnatürliche Wesen tritt überall zu Tage. Man sieht hie und da freche Geschöpfe aus höheren Ständen, welche den Ton angeben möchten, in Amazonenkostüm einher stolziren; man hört und liest in Zeitungen von weiblichen Medicinern, Rechtspraktikanten und sogar Theologen; haben wir ja schon Beispiele von Weibern, welche förmlich zum Predigen von Kirchenvorstehern und Gemeinden berufen und salarirt wurden. Und obgleich sie so mit den Männern die Geschäfte des Lebens theilen wollen, so nehmen sie doch überall wieder einen gewaltigen Vorrang in Anspruch. Auf Dampfböten und in Gasthäusern dürfte es kein Mann wagen, sich's bequem zu machen oder zu essen anfangen, ehe die Ladies, welche ehrfürchtig stehend erwartet werden, ihre Erscheinung gemacht und sich gehörig akkommodirt haben. Obgleich sie selbst gerne rauchen und Taback, gewöhnlich Schnupftaback, kauen, so dürfte es sich doch kein Mann herausnehmen, dergleichen in ihrer Gegenwart zu thun. Auf Eisenbahnen oder in Landkutschen muß der ehrbarste alte Mann Platz machen, wenn er nicht insultirt sein

will, oder ſich auf den Bock ſetzen laſſen, wenn Ladies ihre Erſcheinung machen, mögen dieſelben nun aus einer Kunſtreiterbude oder aus einem Newyorker Bordell kommen.

Aber gehört dies Alles hieher? Ich denke ſchon: Pflegt man ja in Miſſions- und Reiſeberichten Nachricht zu geben von den Unarten und Verkehrtheiten der Hottentotten und Indianer, welche die Miſſionäre zu bekämpfen haben. Daß aber jene ſich an Gallatagen mit Butter und friſchem Kuhdung beſchmieren und dieſe Ringe in der Naſe tragen und ihren neugebornen Kindern den Schädel flach drücken oder die Ohren ausrecken, und ſich nachher gewaltig viel darauf einbilden, zu der berühmten Nation der Flachköpfe oder Langohren zu gehören; wären doch gar harmloſe Dinge im Vergleich mit den angegebenen Verkehrtheiten; beſonders da die Leute in Amerika ſich für Chriſten und für erſtaunlich gebildet und aufgeklärt halten und es ſich daher leicht fügen kann, daß Andere, welche unter ſie gekommen, wie jener Mann ins Land der Hinkenden, ſich geneigt fühlen möchten, mitzumachen, um doch nicht als Sonderlinge oder gar Finſterlinge angeſehen zu werden. Und dies iſt leider nur zu vielfach der Fall geweſen. Wie man katholiſcher Seits den Sekten in kirchlichen

Einrichtungen nachäffte, so hat man es auch in häuslichen, besonders in Erziehungsangelegenheiten, gethan. Wie man nicht daran dachte, den Armen das Evangelium zu verkünden, sondern es nur in Kirchen that, die den Armen unzugänglich waren, so hatte man auch nur Erziehungsanstalten, an deren Benutzung ärmere Leute nicht denken konnten. Auch von sog. Ordensfrauen wurden unter der Autorität von Priestern und Bischöfen Anstalten für junge Ladies gehalten, ganz im Geiste und nach dem Zuschnitt der beschriebenen und auch mit demselben Erfolge. Jetzt kommen, Gottlob, die armen Schulschwestern schon häufig ins Land und die Benediktinerinnen siedeln sich überall auf dem Lande an, um die verwahrloseten Landmädchen in die Hände zu nehmen. Die kommen zwar vom verachteten Deutschland und finden einstweilen bei der irisch-amerikanischen Noblesse noch nicht viel Anklang; aber das thut nichts. Die grundverdorbenen höheren Schichten der Gesellschaft werden von unten herauf rekrutirt werden. So ist's ja immer gegangen.

Gallitzin hat nie mitgehinkt oder den Mantel nach dem Winde gehängt. Er hatte einen richtigen Takt und einen eigenthümlichen Scharfblick, welcher alles Verkehrte in der amerikanischen Weise durch-

ſchaute, dem er ſich denn auch von Anfang an mit Entſchiedenheit, oft wohl etwas zu ſchroff, entgegenſtellte. Ich habe es ſelbſt angeſehen, wie er eine fremde Lady, die ſich in ſeine Kirche verirrt hatte und durch ihre Kleidung und ihr freches Benehmen Aufſehen erregte, beim Arme nahm und ziemlich unſanft zur Thüre hinausführte. Nichts war ihm mehr verhaßt, als eine gewiſſe pia fraus, welche unter dem Namen Humbug nur zu ſehr in Amerika eingebürgert iſt, und der beliebte Grundſatz, daß man mit den Wölfen heulen muß, wenn man einmal unter ihnen iſt. Um nicht auch davon angeſteckt zu werden, flüchtete er ſich mit armen und einfachen Menſchen in die Wildniß.

VI.

Wenige Jahre nach dem Beginn der ersten katholischen Ansiedlung im jetzigen St. Vincenz ließen sich einige katholische Familien etwa 50 Meilen nordöstlich von da an der Wasserscheide des Ohio und Susquehanna auf den Höhen des Alleghani-Gebirges nieder. Gallitzin, der sie einigemal von Taneytown aus besucht hatte, faßte den Entschluß, sich unter ihnen anzusiedeln, und schrieb deswegen an den Bischof. Die Antwort desselben ist datirt von Washington den 1. März 1799. Der Bischof spricht zuerst von unerheblichen Dingen, drückt dann seine Verwunderung aus über Gallitzin's sonderbares Gesuch und seine Zweifel, ob er auch im Stande sein werde, eine solche Aufgabe zu lösen, fährt dann aber fort: „Nun denn, Ihr Gesuch sei Ihnen gewährt; auch stimme ich von Herzen mit Ihrem Vorschlage überein, die in Ihrem Briefe benannten Plätze von dort aus pastoriren zu wollen. (Dies war Huntington

und andere gegen Osten, also näher nach der civilisirten Welt hin gelegene Plätze.) Ich hoffe aber, daß Sie Ihre Wohnung nicht bei einer Privat-Familie nehmen werden, wenigstens nicht länger, als dazu erforderlich sein wird, ein Haus zu bauen, entweder auf dem bereits von Capitän Macguire in Besitz genommenen und hergegebenen Lande, oder auf Ihrem eigenen, wenn Sie anders im Sinne haben, es zu behalten." Hierauf folgen manche unerhebliche, uns hier nichts angehende Dinge, und der Bischof schließt damit, ihn zu ermahnen, überall beim Gottesdienste öffentliche Gebete für den heiligen Vater zu halten; er habe ein Formular in diesem Betreff beigelegt. Dieses war mir sehr merkwürdig und rührend. Es war das gerade um die Zeit, wie Pius VI. von den Franzosen in der Gefangenschaft gehalten und von einem Orte zum anderen geschleppt wurde. In den Wildnissen Amerika's wurde für den Nachfolger Petri gebetet, wie man in Europa geneigt war zu glauben, daß das Schifflein Petri gescheitert wäre.

Somit zog denn Gallitzin im Spätsommer des Jahres 1799 mit Sack und Pack an den Ort, wo er für mehr als 40 Jahre seine Heimath und endlich sein Grab fand. Der Mann, welcher seine

Sachen von Maryland ins Gebirge hinauf transportirte, war mir wohl bekannt und ist erst vor wenigen Jahren in sehr hohem Alter gestorben. Er hieß Noel und kam als Kind schon vor der amerikanischen Revolution von Lothringen. Er zog mit seiner Familie nebst mehreren anderen Familien aus Connowago zugleich mit Gallitzin in das Gebirge. Es waren dies alles arme Leute, welche nicht im Stande waren, in den angesiedelten Gegenden sich eine Heimath zu erwerben und Land zu kaufen. Hier bekamen sie es wohlfeil und auf langen Credit, zum Theil verhalf ihnen auch Gallitzin dazu.

Eine solche Reise war damals eine wichtige Expedition und war mit großen Beschwerden verknüpft wegen des gänzlichen Mangels an gebahnten Wegen. Die Bagage nebst Weibern und Kindern wurde auf Karren oder Schleifen, von Ochsen gezogen, oder auf Packpferden fortgeschafft, und oft mußten die Männer für beträchtliche Strecken der Caravane vorangehen und Wege durch die Wildniß bahnen, so daß manchmal nur wenige Meilen in einem Tage zurückgelegt wurden; für die Nacht wurde dann im Walde kampirt.

Gallitzin nahm das Land (etwa 400 Morgen), welches Macguire schon vorläufig für Kirchengut

aufgenommen hatte, zu diesem Zwecke in Besitz; sein eigenes Land, welches er außerdem als Privateigenthum gekauft hatte, zerlegte er in kleinere Stücke und überließ es auf lange Zahlungstermine an arme Gemeindeglieder. Manches davon ist nie bezahlt worden. Dieser Macguire, ein Irländer, von dem der Bischof in seinem Briefe redet, war eigentlich einer der ersten weißen Bewohner jener Gegenden und der Stammvater einer dort weit verzweigten Nachkommenschaft. Er war auch der erste, welcher von der kleinen Gemeinde starb, und sein Grab wird auf dem damals angelegten und noch bestehenden Kirchhofe gezeigt.

Hier wurden nun sogleich auf einem bereits vom Urwalde gelichteten Platze zwei unscheinbare Gebäude aus rohen Baumstämmen errichtet, eins als Kirche, das andere als Priesterwohnung. In der heiligen Weihnachts-Nacht 1799 dachte kein Mensch in der kleinen Gemeinde an den Schlaf. Das Kirchlein stand da festlich geschmückt mit Tannenzweigen, Lorbeer und anderem Immergrün und so vielen Kerzen, als unter den Umständen aufzutreiben waren, und um Mitternacht wurde der erste feierliche Gottesdienst darin gehalten, zur größten Erbauung mancher Katholiken, die seit Jahren, und zur Verwunderung einiger alter verwilderter Jäger, die ihr Lebtag so

etwas nicht gesehen hatten. Und so ereignete es sich, daß an einem Orte, wo ein Jahr zuvor noch der Urwald stand, ein Häuflein von Wanderern verschiedener Zungen und Nationen unter der Leitung eines heimathslosen Prinzen eine Heimath gefunden, und wo vordem in der schauerlichen Mitternachtsstunde nichts gehört wurde, als das Heulen des Wolfes, der Lobgesang der himmlischen Heerschaaren erscholl: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden!

Und Friede war da, ein Friede, wie ihn die Welt nicht geben kann. Bei solchen neuen Ansiedlungen in Amerika sieht man recht, was es um das katholische Christenthum ist. Die Leute, welche da zusammenkommen, sind ohnehin von verschiedenen Stämmen und Nationen, eine bürgerliche Verfassung ist eigentlich noch nicht organisirt, eine ordnungsmäßige Handhabung der Gesetze liegt noch in weitem Felde; wenn nun die Leute auch noch von verschiedenen Religionsformen und Glaubensbekenntnissen sind, so kann man sich leicht vorstellen, wie sich der gesellschaftliche Verkehr gestaltet, Egoismus prädonnirt überall und nur die physische Nothwendigkeit führt hie und da eine momentane gegenseitige Annäherung herbei, wie ja auch weidende Kühe auf einen Haufen zusammenkommen, wenn ein Wettersturm heraufzieht,

oder einen Kreis bilden, mit den Hörnern nach außen, wenn sich Wölfe sehen lassen.

Bei katholischen Ansiedlern nimmt aber Alles sogleich eine andere Gestalt an, besonders wenn sich auch ein frommer, eifriger Priester unter ihnen angesiedelt hat, der dann dasteht als sichtbarer Repräsentant der allgemeinen Kirche, welche auch darum die allgemeine ist, weil sie das ganze Menschenleben umfaßt und alle Lebensverhältnisse ordnend und heiligend durchdringen möchte. Ein solcher Priester ist wahrlich ein Segen, nicht nur für seine Zeitgenossen, sondern auch für deren Kinder und Kindeskinder. Er sucht ja nicht das Seine, sondern theilt überall mit und theilt willig und gerne alle Mühseligkeiten und Beschwerden mit dem Geringsten seiner Gemeinde. Die Liebe Christi treibt ihn und darum ist er nicht damit zufrieden, sein Amt nach Herkommen zu verrichten, zur festgesetzten Zeit seine Predigt zu halten und dann zu hundert Dingen, die doch den Leuten am Herzen liegen, mit vornehmer Miene zu sagen: Das geht mich nichts an, das ist nicht mein Amt, da müßt ihr einen Doktor, einen Advokaten u. s. w. fragen. Nein, er geht dienstwillig auf alle ihre Angelegenheiten ein, geht ihnen überall nach und ist ihnen in allen Vorkommenheiten zugänglich. Er schreibt

ihnen ihre Briefe nach Deutschland, Irland oder Frankreich, und bringt ihnen, wenn er auf seine Missionen geht, ihre Briefe von der entfernten Poststation mit, wodurch ihnen Tagereisen erspart werden, ja er hält sich nicht zu gut dazu, den Weibern kleine Bedürfnisse mitzubringen, die wegen ihrer Geringfügigkeit vergessen, nun aber kaum 50 Meilen in der Runde zu haben sind, sei es etwa Pfeffer, Schnupftaback, Nähnadeln, oder ein Kamm, um den Kindern den Kopf sauber zu halten. Das bringt Anerkenntniß hervor und Liebe und geht zuletzt über in unbegrenztes Vertrauen, und da ein Geistlicher in einer solchen neuen Ansiedlung gewöhnlich der einzige gebildete und weltkundige Mann ist, so wird er bald Allen Alles werden. Ein Mittelpunkt hat sich gefunden, um den sich auch die heterogensten Elemente in willigem Gehorsam ordnen und ein patriarchalisches Leben gestaltet sich.

Gallitzin verwandte gleich von Anfang an viel Geld auf die neue Ansiedlung, besonders mit neuen Landankäufen, Urbarmachen, Errichtung von Gebäuden, wozu besonders eine Mühle gehörte. Auch wird er wohl anfangs in seiner fürstlichen Generosität und aus Unkenntniß der Dinge viel hinter's Licht geführt worden sein. Mir sind manche drollige Ge-

schichten in dieser Hinsicht erzählt worden. Ich will nur eine als Muster anführen, damit sich der Leser in das ganze Wesen hineindenken und es sich erklären könne, warum Gallitzin nachher in so schreckliche Verlegenheiten kam.

Er und seine Freunde wollten nämlich, ehe sie gewitzigt worden und ihr Lehrgeld in Amerika bezahlt hatten, auch ein wenig spekuliren, um so ihrer armen Ansiedlung aufzuhelfen. Da ist's ihnen aber gegangen, wie dem Mädchen in der Fabel mit dem Milchtopfe auf dem Kopfe, worüber sich auch nicht zu verwundern, wenn man sich die guten, ehrlichen Buschleute vorstellt und an ihrer Spitze einen jungen Prinzen, der von den niederen Regionen des Lebens nichts weiter wußte, als was er zufällig vom Fenster aus gesehen hatte, und daß die in Amerika spekuliren wollten. Ich traf einmal einen deutschen Juden, der in einem Städtchen im Innern des Landes ein Geschäftchen angefangen hatte, und bezeigte ihm meine Verwunderung, daß seine Glaubensgenossen nicht fleißiger ins Land kämen; er sei der erste, den ich außerhalb Newyork gesehen. Gott im Himmel, sagte er, was soll der Jud' in Amerika; könnt' man doch aus jedem Amerikaner sieben Juden machen.

Also unsere guten Leute im Gebirge wollten

ſpekuliren. Es gab ſo manche Bedürfniſſe, für welche ſie oft mehrere Tagereiſen machen und dann enorme Preiſe zahlen mußten. Wie wär's, wenn man dieſelben in der großen Handelsſtadt im Großen einkaufte? Geld war dazu aber auch nicht viel vorhanden. Doch wozu baares Geld ausgeben; man könnte ja allerlei Dinge, für die man doch keinen rechten Markt hätte, dafür in die Stadt ſchicken und ſo von beiden Seiten Profit machen. Es wurde alſo, natürlich auf Gallitzin's Koſten, ein großer Wagen mit fünf Pferden hergerichtet und mit allerlei Produkten, von denen man dachte, daß ſie in der Stadt einen guten Markt finden würden, beladen, und zum Fuhrmann und Kondukteur des Unternehmens war ein weitgereiſter, wichtig thuender iriſch-amerikaniſcher Geſchäftemacher auserſehen. Wer dieſe Art von Leuten kennt, wird wiſſen, daß es vielleicht beſſer geweſen wäre, wenn man die fünf Pferde hätte allein gehen laſſen. Patrick, unſer Mann hieß aber zufällig Thomas, iſt ſchon ſonſt eine gute Haut und meint's nicht böſe, trifft's aber ſelten gut, und das beſonders darum, weil er gar ſo geſcheidt ſein will. Würde man ihn z. B. anſprechen, Unterricht im Hebräiſchen zu geben, ſo wäre er gewiß bereit dazu; früge man ihn, ob er Guitarre ſpiele, ſo würde er

es gewiß nicht in Abrede ſtellen, obgleich er ſein Lebtag ein ſolches Ding nicht geſehen, höchſtens würde er ſagen: er hätt's zwar nie probirt, aber mit Gottes Hülfe würde es ſchon gehen. Und vor allen Dingen wird er gewöhnlich von einem eigenthümlichen Durſte geplagt. Dies hätte nun nicht viel auf ſich in einer entlegenen Anſiedlung im Buſche, wo gewöhnlich zum Durſtſtillen nichts weiter zu finden iſt, als unſchuldiges Waſſer, und wo Frau oder Mutter ihm gehörig auf den Dienſt paſſen. Kommt er aber einmal hinaus, dann geht's gewöhnlich ſchief. Thomas alſo, ein echtes Exemplar dieſer Art, fuhr gar ſtolz mit ſeinem ſtattlichen Geſpann von dannen, Baltimore zu; freilich eine gewaltige Reiſe zu damaliger Zeit; darum ließ man ihm auch Zeit genug und hatte Monate lang keine Sorge um ihn. Endlich dauerte es aber doch zu lange; die Männer, welche mit Sehnſucht auf Schießpulver und Tabak, die Weiber, die noch viel ſehnſüchtiger auf Kaffee und Thee, auf Kattun und Merino warteten, mußten ſich zuletzt zufrieden und den armen Thomas aufgeben, wie einen Oceandampfer, wenn man einmal drei Monate nichts mehr von ihm vernommen hat. Aber ſiehe da, Thomas war nicht verloren. Auf einmal, wie man ihn faſt vergeſſen, kommt er daher; er bringt

freilich nichts heim, als einen verkrüppelten Gaul und seine Peitsche; schauet aber ganz unschuldig und unbefangen drein, dankt Gott, daß er wieder da ist und fordert auch seine Freunde dazu auf. Denn er hat sich ja heldenmüthig durchgeschlagen, obgleich er sich unzählige Male festgefahren und umgeworfen; der Wagen ist ihm zerbrochen, wo auf 25 Meilen kein Schmied oder Wagner zu finden war, ein Pferd nach dem andern kam ihm abhanden; von Gott und Menschen verlassen, wurde er überall beraubt und betrogen. Das hat er aber nicht erzählt, daß er während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit nicht nüchtern geworden ist und daß er wohl noch lange nicht heimgekommen wäre, wenn die Wirthe den lahmen Gaul für Zahlung hätten annehmen wollen.

Gallitzin erhielt in diesen ersten Zeiten beständig Geldsendungen von seiner Mutter. Von seiner Gemeinde konnte er nicht viel erwarten. Im Gegentheil, da hatte er überall zu helfen. Die Leute wußten es immer ganz genau, wenn er eine Geldsendung erhalten. Wer dann recht in Noth war, lief, was er laufen konnte, ehe das Geld wieder zu Ende war. Sein Vater scheint sich nicht um seine Unterstützung gekümmert zu haben, obgleich von Zeit zu Zeit freundliche Briefe unter ihnen gewechselt wurden.

In einem Briefe vom Juni 1799 beklagt sich der Vater, daß er sein Versprechen, eine Reise nach Europa zu machen, in seinem Briefe vom Decbr. 1798 zurückgenommen hätte. „Wir sind Beide," sagt er, „ziemlich vorgerückt in Jahren, Deine Mutter ist obendrein mit Gebrechen beladen, und ich beginne, besonders nach dem letzten harten Winter, die Last der Jahre zu spüren. Hier ist also keine Zeit zu verlieren, wenn Du uns noch einmal sehen willst. . . . Uebrigens, wie ich es Dir schon in allen meinen Briefen gesagt habe, ist Deine Ueberkunft durchaus nothwendig, um eine Anordnung zu treffen hinsichtlich meines Vermögens zu Gunsten Deiner Schwester. Obgleich Du selbst darauf verzichtet hast, sowohl durch Deinen Stand, als durch die Erklärung, welche Du mir gemacht hast, so giebt es doch noch allerlei nothwendige Formalitäten zu beobachten, ohne welche dieses Vermögen den Seitenerben zufallen würde."

Mit seiner Mutter und Schwester stand er fortwährend im herzlichsten Briefwechsel und die Mutter unterstützte ihn, wie gesagt, mit Geldmitteln, nach Kräften, ja, wie aus einem Briefe der Schwester vom October 1800 hervorgeht, wohl über ihre Kräfte. Da heißt es nämlich: „Dein letzter Brief hat Mama's Seele mit süßem Troste erfüllt, mein liebster, bester

Bruder! Ihr schwaches Nervengebäude konnte im ersten Augenblicke den so unerwarteten, als schnell abwechselnden Eindruck, den die Empfindung des unbegreiflichen Mißverständnisses in Rücksicht Deines Geldes und der Noth, in die Du dadurch gerathen bist, einerseits, andererseits aber die Gnade, mit welcher Dich Gott segnet, auf sie machte, nicht tragen und sie bekam auf der Stelle solche Krämpfe, daß wir alle erschraken. Eine Ursache davon war wohl, daß sie Deinen Brief in unserer und einiger guter Freunde Gesellschaft erhalten und sogleich gelesen hatte. Sobald sie zu sich kam, daß sie sich zu Gott erheben und mit ihm von Dir reden konnte, ward es ihr besser und ihre Seele war lauter Freude. Noch auf derselben Stelle, wo sie Deinen Brief las, lieh sie von Stolberg 200 Thaler, die Du jetzt schon in Händen haben wirst. Sie wußte zwar nicht, wie oder woher sie wieder bezahlen wollte, aber es giebt Gelegenheiten, sagt sie, wo man sich unmöglich erst lange bedenken kann oder darf — woher? sondern sich genöthigt fühlt, blos in dem Vertrauen zu handeln, Gott werde schon sorgen! Uebrigens, bester Bruder, ist der Vorfall mit dem protestirten Wechsel unbegreiflich u. s. w." Hierauf folgen lange Auseinandersetzungen, aus denen man einerseits ersieht,

daß die Fürstin gerade damals in ziemlich beschränkten Umständen war, weswegen ihn auch die Schwester ermahnt, vorsichtig in seinen Unternehmungen zu sein; andererseits, wie langsam, schleppend und unsicher damals noch der Verkehr, besonders in Geldangelegenheiten zwischen Europa und Amerika war. Sie erzählt ihm dann in dem mehrere Bogen langen Briefe mehrere Neuigkeiten, die wohl ihn vor 60 Jahren in den Wäldern von Amerika, nicht aber uns mehr interessiren.

Allmählich wurde Gallitzin in der neuen Colonie so in Anspruch genommen, war in jeder Hinsicht so unentbehrlich geworden, daß an eine Reise nach Europa gar nicht mehr zu denken war. Es wäre dadurch nicht nur in zeitlicher Hinsicht Alles ins Stocken und in Unordnung gerathen, sondern auch in religiöser Rücksicht wäre wahrscheinlich ein unberechenbarer Schade entstanden; sicher wäre das kirchliche Leben in der neuen Colonie, welche schnell anwuchs und in welcher auch manche Neubekehrte sich niedergelassen hatten, durch seine längere Abwesenheit in Verfall gerathen. Vielleicht hätte sich ein Wolf in Schafskleidern oder ein Sektenprediger eingeschlichen.

Auch in der Umgegend hatte seine kirchliche Thätigkeit und sein apostolischer Eifer viel Aufsehen er-

regt und Eindruck gemacht, manche Familien für die katholische Kirche gewonnen und andere, ursprünglich katholische, aber lau und nachlässig gewordene, wieder auf den rechten Weg gebracht, denn seine Wirksamkeit erstreckte sich über 100 Meilen weit ins Land hinunter. Wer hätte da sein Werk fortsetzen oder sein Stellvertreter sein sollen?

Eines Ereignisses muß ich hier erwähnen, welches zu seiner Zeit viel Aufmerksamkeit erregte und zugleich eine Bestätigung dessen ist, was ich über Gallitzin's ausgebreitetes Wirken sagte; auch fällt es in diese Zeit. In der Nähe von Huntington lebte eine nichtkatholische Familie in guten Umständen auf bereits blühender, wohl eingerichteter Bauerei, welche man doch nicht gerne verläßt, um in der Wildniß wieder von vorne anzufangen. Hier ereigneten sich allerlei sonderbare und unerklärliche Dinge. Ich habe noch mehrere fromme und wahrheitsliebende Personen gekannt, welche mit den Umständen durch eigene Untersuchung an Ort und Stelle bekannt geworden waren und aus deren Erzählungen mir klar wurde, daß da eine von jenen, mir wenigstens wohl bekannten, Manifestationen aus der Geisterwelt im Schwange war. All dies vielfach erzählte, wohl konstatirte, aber nie hinlänglich erklärte tolle Gebahren

neckender Spuckgeister, vom nächtlichen Poltern an bis zum Herumwerfen mit mancherlei Dingen vor aller Augen und bei hellem Sonnenschein wiederholten sich da. Dabei blieb es aber nicht; es fanden auch schreckende, gespenstige Erscheinungen statt, womit besonders eine Tochter des Hauses so geplagt wurde, daß sie dem Tode nahe kam; auch wurden manche Lebensbedürfnisse in Keller und Speisekammer oft durch lächerliche Vermischungen verdorben; die an den Wänden hängenden und in verschlossenen Koffern verpackten Kleider und Leinenzeuge wurden von unsichtbaren Händen und mit unsichtbaren Instrumenten zerschnitten. Methodisten-Prediger und andere dergleichen Leute thaten ihr Bestes und sangen und beteten Tag und Nacht; aber je härter sie sich abmüheten, desto ärger wurde der Spuck. Einem frommen Sänger kam, wie er in bester Andacht war, ein Kopfkissen, von unsichtbarer Hand geschleudert, ins Gesicht geflogen, einem anderen wurde ein Hafen voll geronnener Milch über den Kopf gestülpt. Zuletzt mochte Keiner mehr dem Hause nahe gehen und die Bewohner selbst gingen mit dem Gedanken um, es zu verlassen; ans Verkaufen war nicht zu denken. Da sagte ein katholischer Mann aus der Nachbarschaft dem Hausherrn, daß die katholischen Priester

mit dergleichen Dingen umzugehen wüßten und auf das hin machte er die weite Reise ins Gebirge zu Gallitzin. Dieser versprach ihm, auf seiner nächsten Missionsreise, welche ohnehin durch seine Nachbarschaft ginge, bei ihm vorzusprechen. Er hielt sein Wort, untersuchte die Sache sorgfältig, überzeugte sich durch eigene Anschauung von der Wahrheit dessen, was man ihm berichtet hatte, und daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, an Betrug aber nicht zu denken war. Er wendete daher den Exorcismus an und von Stund an hatten alle die sonderbaren Erscheinungen ein Ende. Die Familie und mehrere Nachbaren sind nach einander von ihm in die katholische Kirche aufgenommen worden.

Dieses, wie manches Andere der Art war es, was er seiner Mutter berichtet und worüber sie eine so große Freude hatte, wie seine Schwester in dem zuletzt angeführten Briefe erzählt.

In diese Periode fällt auch ein Brief von Stolberg, welcher zwar mit Gallitzins Leben unmittelbar nichts zu thun hat, aber weil er von dem berühmten Stolberg ist und das, was ich oben angedeutet habe, bestätigt, nämlich daß sein Uebertritt zur katholischen Kirche besonders durch Gallitzin's Mutter vermittelt wurde, wohl werth ist, hier angeführt zu

werden. Zu bemerken ist hier, daß Graf Stolberg sich im Jahre 1800 nach Münster zurückzog und dort in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrte, nachdem er in Eutin sein Amt als Präsident der oldenburg-lübeckischen Kammer niedergelegt hatte.

Münster, den 27. März 1802.

Schon manchmal, liebster Mitri, habe ich an Sie schreiben wollen; schon zur Zeit, als ich noch in Eutin war. Da mir so viel Liebes, Unvergeßliches durch Ihre Mutter zu Theil ward, nachdem mich Gott mit einer Liebe, für die ich ihn ewig zu preisen, sowie dieser Liebe mich ewig zu erfreuen hoffe, mit ihr verbunden hat, so wollte ich mit Ihnen von ihr reden und konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ich dem geliebten Sohne dieser Mutter fremd werden sollte. Indessen hielt mich eine Art von Scheu zurück. Ich wollte in Ihrem Herzen kein Interesse erregen oder nähren, nachdem ich glaubte, daß es Sie nur betrüben würde. Und in meinem Innersten rief mir eine, bald lauter, bald leiser redende Hoffnung zu: Du wirst vielleicht mit ihm als Kind jener großen, heiligen Mutter, die dich jetzt in ihren Schooß ladet, und welcher er in jenem Welttheil neue Kinder zuführt, von dieser Mutter reden können und ihn auffordern, dem lieben himmlischen Vater

zu danken für die Barmherzigkeit, die er mir widerfahren lassen. Das thue ich nun, liebster Mitri, wiewohl spät. Indessen wußte ich, selbst ehe Ihre liebe Mutter mir voriges Frühjahr mittheilte, was Sie aus der Fülle der Liebe über meine Frau und mich, als Sie unsern Uebergang zur Kirche erfuhren, geschrieben hatten; ich wußte, was Sie nun für uns empfanden, und freuete mich auch Ihrer Freude über das Heil, das Gott uns hat widerfahren lassen, und desto inniger, da er es uns durch Vermittelung Ihrer lieben, gesegneten Mutter erzeigt hat. Denn diese Absicht hatte Er, als Er mich vor eilf Jahren über Münster führte und auf eine Weise mich mit ihr verband, wie nur Er Seele an Seele binden kann.

Durch sie, liebster Mitri, sind wir nahe verwandt, sind mit einander verbunden mit herzlicher Liebe in ihr. Und wenn ich sie von Ihnen reden höre, wenn, indem sie von Ihnen spricht, Sehnsucht, Liebe, Freude und Preis Gottes sich zugleich in den mütterlichsten Thränen ergießen, o liebster Mitri, da fühle ich mich mit Ihnen so nahe verwandt, so innig verbunden.

Beten Sie für mich, für meine Sophie, für meine Kinder! Gedenken Sie unserer manchmal beim heiligen Opfer und legen Sie dem großen, allbarmherzigen Hohenpriester meine älteste Tochter

ans Herz, welche allein nicht katholisch zur Zeit, wenn dieser Brief in Ihre Hände kommt, vielleicht schon Frau eines protestantischen Mannes sein wird, dem sie verlobt war, als uns die Kirche in ihren Schooß aufnahm. Ich kann und mag diese Saite, deren Berührung mich tief erschüttert, nicht weiter regen in diesem Briefe, als nöthig war, um Ihre Fürbitte für dieses mir sehr liebe Kind zu erbitten.

Ich reiche Ihnen die Hand hinüber über Land und Meer, liebster Mitri, und fühle mich Ihnen nahe in Liebe, welche sich durch Zeit und Räume nicht hemmen noch stören läßt. Mit dieser Liebe drücke ich Sie an mein Herz.

Fr. L. Gr. z. Stolberg.

Gallitzin scheint längere Zeit ernstlich mit dem Gedanken an eine Reise nach Europa umgegangen zu sein. Im Juni 1803 schrieb er an seine Mutter: er habe ihr seit einiger Zeit nicht geschrieben, weil er die Absicht gehabt habe, sie zu besuchen; er sei aber daran verhindert worden, weil er keinen Priester habe finden können, um während seiner Abwesenheit seine Stelle zu vertreten; seitdem aber seien die Arbeiten so vermehrt worden, daß er zweifele, ob es ihm in seinem Leben noch werde möglich werden, nach Münster zu kommen und seine Mutter zu

umarmen. „Ich darf nicht," fährt er fort, „daran denken; das Herz erzittert mir in Liebe: es ist mir, als ob ich durchaus Dich noch einmal sehen müßte, um ruhig und im Frieden aus dieser bösen Welt zu scheiden. Gott weiß, was in diesem Falle am besten wäre und am meisten zu seiner Ehre gereichen würde; aber dem Anscheine nach sieht es nicht so aus, als wenn es so bald möglich sein werde. Die Priester nehmen ab, anstatt zuzunehmen, und die Zahl der Katholiken vermehrt sich. Ich weiß, daß Du dem Willen Gottes in diesem Stücke gänzlich ergeben bist, ja weit mehr als ich, und nichts verlangst, als mich jenseits des Grabes im Schooße des himmlischen Vaters zu sehen. Doch würde es mir wohlthun, wenn ich mich zu Deinen Füßen hinlegen, dieselben mit meinen Thränen benetzen, Deinen Segen empfangen und aus Deinem Munde vernehmen könnte, daß Du mir alles verziehen habest; dies wäre mir lieber, als alle Schätze der Welt. Es ist mir, als hinge die Hand Gottes schwer über mir wegen meines vorigen Ungehorsams und der Außerachtlassung Deiner guten Ermahnungen. Nie habe ich es inniger gefühlt, als seitdem ich es mit eigenen Augen sehen muß, wie diese verdammliche Freiheit und unbändiger Ungehorsam und falsche Scham so vielen Seelen den

ewigen Untergang bereitet. Es kommt mir vor, daß ich wohl mein ganzes Leben hier nicht zubringen werde; man ist hier so vielen Versuchungen ausgesetzt, daß ich froh wäre, mein Leben an einem Orte zu endigen, wo ich keine andere Verantwortung hätte, als für meine Seele" u. s. w.

Dieser Brief wurde, da die Fürstin zu dieser Zeit beständig leidend war, von Overberg in ihrem Namen tröstend und ermahnend beantwortet. Die Mutter konnte es aber doch nicht lassen, ein langes, eigenhändiges Postscript hinzuzufügen. Diese Briefe sind mir als Reliquien edler Seelen einer längst vergangenen Zeit ehrwürdig und erbaulich; ich hoffe, sie werden es dem Leser auch sein; darum mögen sie hier einen Platz finden.

Geliebter in unserem Herrn!

Es war also der Wille Gottes noch nicht, daß wir unseren geliebten Augustin in diesem Sommer hier wiedersehen sollten, wie wir es wünschten und nun auch einen ganz besonderen Grund hatten, es zu hoffen. Ich denke, der hochwürdigste Bischof wird Rath schaffen, daß Sie eine Reise zu uns machen können, sobald er erfährt, wie sehr, der Nachlassenschaft Ihres seligen Herrn Vaters

wegen, bei welcher auch die amerikaniſche Miſſion intereſſirt iſt, Ihre Ueberkunft nöthig iſt.

Ich habe es Ihnen, Geliebter, in den Zeilen, die ich an Ihrem Geburtstage ſchrieb, verſichert, daß ich oft an Sie dächte, beſonders beim Gebete. Nie habe ich aber außer der Gebetszeit öfter an Sie gedacht und nie habe ich Sie Ihres Berufes wegen ſo glücklich geſchätzt, als von der Zeit an, da wir zu unſerer Abendlektüre die Lettres edifiantes et curieuses des missionaires gemacht haben. Es iſt die Sammlung dieſer Briefe, welche eine anſehnliche Menge Bände ausmacht, ein vortreffliches Werk, welches auch Sie gewiß mit vielem Vergnügen leſen würden, wenn Zeit und Umſtände es Ihnen erlaubten. Wie oft bin ich beim Leſen dieſer Briefe wiederum von neuem lebhaft überzeugt worden, daß das Amt eines Miſſionärs der heiligſte und ehrwürdigſte Beruf eines Prieſters Jeſu Chriſti iſt. Er ſelbſt hat dieſes Amt verwaltet, die Apoſtel ſind ihm darin nachgefolgt. Wer verdient alſo ein Nachfolger der Apoſtel, ein Prieſter Jeſu Chriſti genannt zu werden mit ſo vollem Rechte, als die Miſſionäre? Sie ſind es eigentlich noch allein, von welchen die heil. Schrift ſagt: Wie herrlich ſchön wandeln ſie umher, die den Frieden verkünden, die die gute Botſchaft bringen. Röm. 10. Wir haben hier während der

französischen Revolution auch die Trappisten näher kennen gelernt, die mir zuvor ganz unbekannt waren. Sie haben ein Kloster bei Darfeld und bei uns ihre Einkehr, wenn einer oder der andere von ihnen nach Münster kommt, welches oft geschieht. Ich sah anfangs ihren Stand für das non plus ultra der Heiligkeit an, zu welchem ein Mensch hier auf Erden gelangen könnte. Nachdem ich aber durch das Lesen der Lettres edifiantes mit den Missionen bekannter geworden bin, hat sich mein Urtheil geändert. Ich achte den Stand der Trappisten noch immer, muß aber den Missionären einen großen Vorzug einräumen, weil sie dem Leben Jesu Christi und seiner Apostel mehr conform sind, durch mehrere Mittel (nämlich nicht allein durch Gebet und Beispiel, sondern auch durch Ausstreuen des Samens des göttlichen Wortes) dazu mitwirken, daß an den durch das Blut Christi erlösten Seelen die Heiligung vollendet werde und dabei nicht geringeren, obschon nicht in Allem den Mortifikationen unterworfen sind, durch welche die Trappisten sich zu heiligen suchen. Es ist wohl gewiß wahr, was Sie, Geliebter, bemerken, daß ein Missionär vielerlei Versuchungen ausgesetzt ist. Das würde aber mich nicht schrecken, wenn mir Gott die Gnade erwiesen hätte, mich zu diesem Stande zu berufen. Nirgend könnte ich

mehr sicher sein, daß ich Christo in allen seinen Beschäftigungen nachfolgte; und sollte ich denn nicht auch das feste Zutrauen haben können, daß er mich in seinen Schutz nehmen würde? Mich dünkt, als Missionär würde ich mit voller Zuversicht den neunzigsten Psalm Davids auf mich anwenden, mich vor keinen Anfällen des höllischen Feindes fürchten, mit Muth über Schlangen und Nattern einhergehen, Löwen und Drachen mit Füßen treten, weil ich nicht würde zweifeln können, daß mich der, dessen Werk ich genau nach seinem Exempel zu verrichten suchte, mit seinen starken Flügeln deckte. Auch würde mir dabei, der Abbüßung meiner Sünden wegen, am allerwenigsten bange sein, da der heil. Geist uns in der heil. Schrift lehrt: Wenn jemand aus euch von der Wahrheit abgewichen wäre und es bekehrte ihn Einer, der soll wissen, daß, wer den Sünder von seinem Irrwege zurückführt, eine Seele vom Tode errettet und die Menge der Sünden bedeckt. Jak. 5. Wodurch könnte die Gott zugefügte Beleidigung, sein Ebenbild an sich selbst besudelt und verunstaltet zu haben, auch besser wieder gut gemacht und die geraubte Ehre ihm wieder erstattet werden, als wenn man dieses Ebenbild nicht allein an sich, sondern auch an Andern zu reinigen und zu verschönern sucht? Was die Verantwortlichkeit

betrifft, welche diejenigen auf sich haben, welche sich mit der Seelsorge abgeben, so weiß ich, daß diese groß ist; meines Erachtens aber würden wir uns noch eine größere zuziehen, wenn wir, nachdem Gottes Leitung uns zur Seelsorge geführt hat, aus Furcht vor der strengen Rechenschaft uns von derselben wieder entledigen wollten. Mir hat schon lange geschienen, wie aus meiner Anweisung für Schullehrer §. 37 erhellt, daß diejenigen, welche ihre Talente, durch Belehrung zum Heile des Nächsten mitzuwirken, entweder ganz oder zum Theil aus Furcht vor der strengen Rechenschaft müssig liegen lassen, Gott eine große Unbild zufügen und dem Knechte im Evangelium, welcher sein Talent aus Furcht vor der Strenge seines Herrn vergrub, gleich sind. Wenn Einer in der Seelsorge Fleiß anwendet, aber nicht so viel, als er hätte anwenden sollen, so kann und wird das Urtheil über ihn gesprochen werden: Du bist oft träge und untreu im Dienste deines Herrn gewesen; er kann und wird aber nicht wie der, der seine Talente vergrub, ein durchaus träger und schalkhafter Knecht genannt werden. Sollte also nicht jener viel eher noch als dieser Barmherzigkeit zu hoffen haben? Hier scheint mir zu passen, was Paulus dem Timotheus schreibt im ersten Briefe 4, 16, wo es heißt: Habe acht auf dich selbst und

auf die Lehre; beharre darin! denn wenn du dies thuſt, ſo wirſt du dich ſelbſt ſelig machen und die dich hören. Beides fand Paulus nöthig: auf ſich ſelbſt Acht zu haben, doch nicht allein auf ſich ſelbſt, ſondern auch auf die Lehre, um ſich des Heils zu verſichern. Wenn das — auf ſich ſelbſt und auf die Lehre Acht haben je nöthig war, ſo iſt es in den Zeiten, die wir erleben. Mit dieſen Gedanken ſuche ich mich oft zu beruhigen; ich wünſche, daß dieſelben auch Ihnen zur Beruhigung dienen mögen.

Sie kennen Ihre liebe Mama, Sie kennen ihre außerordentliche Liebe gegen ihren Mitri und werden es mir daher auch ohne Beweis glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß ihre Liebe an Innigkeit (wodurch ich hier das Zuſammenfließen der Seelen, die ſich lieben, verſtehe) ungemein gewonnen hat, ſeitdem ſie überzeugt iſt, daß ihr ſo ſehr geliebter Sohn mit ihr Ein Ziel gewählt hat und eifrig dieſes zu erreichen ſtrebt. So ſehr ſie ſich auch geübt hat, ſich in Allem in den Willen Gottes zu ergeben, ſo koſtet es ihr doch nicht wenig, das Verlangen, ihren Mitri einmal wiederzuſehen, ſo zu mäßigen, daß es ihre Ruhe nicht ſtöret; Thränen koſtet es ihr. Sie wird Ihnen diesmal wenig ſchreiben können, weil ſie an den hochwürdigen Biſchof und an den Herrn Nagot zu ſchreiben hat,

um bei Beiden es zu bewirken, daß Ihre Ueberkunft, welche wir für nöthig halten, so viel wie möglich zu einer Jahreszeit, in welcher die Schifffahrt weniger gefährlich ist, beschleunigt werde; auch erlauben ihre Gesundheitsumstände es nicht, viel nach einander zu schreiben. Wir sind deswegen während des Monats August im Bade zu Dryburg gewesen. So lange wir da waren, fand Mama sich erleichtert und gestärkt. Nach unserer Zurückkunft kamen aber auch ihre vorigen Plagen wieder zurück. Es ist offenbar, daß Gott sie durch Leiden, wie das Gold im Schmelzofen, läutern will, weil sie ihm lieb ist.

Die Gnade unseres Herrn und Heilandes sei und bleibe mit uns!

Oremus pro invicem, ut salvemur.

B. Overberg.

Am Tage, an welchem Sie die erste Weihung empfangen haben, 1803.

Das jetzt folgende, freilich sehr lange Postscriptum ist von der Fürstin eigenhändig und zwar diesmal deutsch geschrieben; sonst schrieb sie gewöhnlich französisch.

Innigst geliebter Sohn meines Herzens!

Ich will die kurze Zeit, die mir das Diktiren und Schreiben der übrigen, Deine Ankunft bei uns

und Deine Geſchäfte betreffenden Briefe übrig läßt, auch dem Bedürfniſſe meines Herzens in etwas Genüge zu leiſten, mit der Beſchreibung der langen und ſüßen Erwartung und der darauf durch Deinen Brief vom 26. Juni geſcheiterten Hoffnung nicht noch mehr verengen. Dein von Natur ſo gutes und durch die Gnade geläutertes Herz wird Dir durch Mitgefühl den richtigſten Begriff davon geben. Auch ſehe ich es Deinem Briefe zum Theil an, welche Empfindungen Du bei dieſer Gelegenheit dem beſten Willen unſeres himmliſchen Vaters aufzuopfern hatteſt. Es hat mir auch von jeher geſchienen, daß unſere Herzen übereinſtimmend genug wären, um, ohne uns großen Irrthümern auszuſetzen, von dem einen auf das andere ſchließen zu können, wenn wir gleich in Sachen des Verſtandes, oder vielmehr des unteren Willens, nicht ſtets übereinſtimmten. Daß Du oft Schuld hatteſt, kann wohl nicht fehlen, weil Du ein Kind, dann ein Jüngling ſein mußteſt, ehe Du konnteſt ein Mann ſein. Mein Theil der Schuld hingegen, der nicht der geringſte iſt, hat dieſelbe Entſchuldigung nicht; — und doch bin ich ſo feſt überzeugt, daß Du, mein Geliebter, inſofern es Dich betrifft, mir herzlich gerne verzeiheſt, daß ich darüber ganz ſorglos Dir die Arme entgegenſtrecke; umſomehr, da Gottes unendliche Barmherzigkeit und wie ich

es zum Theil Deinem mit herzlicher Anhänglichkeit an Gott gepaarten Gebete zuschreibe, es auf sich genommen hat, meiner eigenen Schwachheit und Unfähigkeit dazu eingedenk mich durch vieles Kreuz in meinem Alter von dem schweren, durch's Alter inkrustirten Sündenschmutz selbst zu reinigen. Bitte also jetzt nur recht inniglich, daß ich diese Operation nach seinem Wohlgefallen aushalte. Und sorge Du nicht mehr, wenn Du mich nicht mehr betrüben willst, ob Du noch Verzeihung Deiner Sünden von mir zu erhalten hättest. So weit ich auch zurückzublicken vermag in mein unnützes, sündenvolles Leben, so erinnere ich mich doch keiner Epoche desselben, wo etwas von Dir mein Herz auf eine Art afficirt hätte, die meiner Verzeihung bedürfte. Seit mehreren Jahren sehe ich mit Gottes Gnade ganz deutlich selbst in der Verblendung und einer Art Härte, die eine Zeit lang Dein Herz gegen mich geschlossen zu haben schien, was ich in den jetzigen Verfolgungen meiner beiderseitigen Familien auch sehe, — ein barmherziges Feuer, um noch hier auf Erden (wenn ich treu bin, es auszuhalten) von meiner Sündenlast so viel zu verzehren, daß ich mit der Hoffnung von hier scheiden dürfe, Dich, meinen innig Geliebten, in Gottes Schooß ewig zu umarmen und, vereinigt mit allen Heiligen, ihm Lob und Preis

zu ſingen. Allelujah! — Urtheile daher ſelbſt, ob es möglich iſt, daß ich jetzt, daß ich, ſeitdem ich in Dir meinen Auguſtin ſehe und feſt glaube, daß Du in Demuth und Treue Dich Gott immer hingegeben haſt, Dir noch etwas zu verzeihen haben könnte!

Ich habe dem hochw. Biſchofe von Baltimore und Herrn Nagot alles geſchrieben, was Deine Reiſe zu uns zu befördern nöthig war, weil ihnen eher als Dir die Briefe zu Händen kommen und weil Du außerdem ja auch der Erlaubniß ſowohl als anderer Beförderungsmittel von denſelben bedarfſt; nur wiederwole ich die Bitte, Du wolleſt Dich in keiner gefährlichen Zeit einſchiffen und mich benachrichtigen, was in dieſer Rückſicht beſchloſſen; darum flehe ich, um meiner Ruhe und um der Direktion willen, die ich dieſen Nachrichten zufolge meinen Maßregeln zu geben habe, die ich Deinem Intereſſe wegen in Rückſicht der ruſſiſchen Geſchäfte zu nehmen habe.

Noch ſchicke ich Dir hiebei die Antwort des Herrn Vogt in Hamburg über Deine Geldangelegenheiten, weil ich ihn im Januar darüber zur Rede ſtellte. (Dies bezieht ſich auf empfindliche Irrungen in Geldgeſchäften, wovon in einem oben angeführten Briefe der Schweſter Gallitzin's die Rede war.)

Wie Gallitzin am 26. Juni jenen Brief an seine Mutter schrieb, auf welchen dieser gemeinschaftliche von ihr und Overberg eigentlich die Antwort ist, konnte er noch nichts von dem Tode seines Vaters wissen, denn die förmliche Anzeige davon ging erst am 16. Mai von Münster ab, und wenn dieser Brief auch in den dazwischen liegenden vierzig Tagen von Münster bis über's Meer gekommen wäre, welches in jenen Tagen wohl ein seltener Fall gewesen sein dürfte, so wäre er doch noch nicht im Alleghany-Gebirge gewesen, wohin damals noch keine gebahnte Straßen, viel weniger Posten gingen. Gallitzin hatte auf den meisten Briefen, die er von Europa erhielt, das Datum ihres Empfanges gemerkt und daraus habe ich ersehen, daß er selten einen Brief in kürzerer Zeit, als in drei Monaten erhielt. Wenn er also in jenem Briefe sagt, daß wegen seiner Missionsangelegenheiten vor der Hand keine Aussicht für ihn wäre zu einer Reise nach Europa, so geschieht das keineswegs in Bezug auf die dringende Aufforderung dazu, welche ihm durch diese Anzeige zukam, und wenn er nach Empfang dieser Anzeige auf der Verweigerung der Reise verharret, so erscheint der Mann wahrhaft ehrwürdig. Nicht allein die Freude, seine liebende Mutter, seine Freunde und Jugendgenossen

nach eilfjähriger Trennung wiederzusehen, versagt er sich, damit das von ihm angefangene Werk, wobei das Heil vieler Seelen auf dem Spiele stand, nicht wieder zu Grunde gehen möge, sondern setzt auch ein fürstliches Vermögen darum aufs Spiel.

Der Brief mit der Todesanzeige ist französisch, in der Handschrift der Schwester, doch von der Mutter diktirt und von ihr mit einer eigenhändigen Nachschrift begleitet. Auch zum Datum: Münster den 26. März 1803, hat sie mit eigener Hand hinzugesetzt: „Ist erst am 16. Mai abgeschickt, weil die Vollmacht nicht auch sogleich in Ordnung war."

Ich werde aus dem langen Briefe nur das übersetzen, was dem Leser zur Kenntniß der Verhältnisse und Umstände nöthig sein wird.

Mein liebes Kind! Ich zeige Dir in Eile an, daß es dem lieben Gott gefallen hat, Deinen Vater am 16. dieses Monats von uns abzurufen. Er starb an einem Blutsturze, der nur drei Stunden dauerte, nachdem er uns noch an demselben Tage und wenige Stunden vorher geschrieben, daß er sich wohl befände. Er hat kein Testament hinterlassen; darum ist es dringend nöthig, daß Du, wenn Du nicht sogleich kommen kannst, mir Deine Vollmacht schickest, weil man nicht einmal die

wenigen beweglichen Güter, die sich in Braunschweig befinden, haben kann (denn die braunschweigische Obrigkeit hat sie sogleich nach seinem Tode versiegelt), wenn wir uns nicht alle drei, Du, Mimi und ich, als lebend legitimiren, entweder in Person oder durch Vollmacht. Ich muß ohnehin eine solche in Rußland wegen der liegenden Güter vorlegen. Ich bin in der That durch meinen Heirathskontrakt Nutznießerin des ganzen Vermögens Deines Vaters und nach meinem Tode sollt ihr Beide die Erben desselben sein. Aber dieser Kontrakt ist nicht in Rußland gemacht und so wäre es leicht möglich, daß Papa's Bruder und Neffen in den russischen Gesetzen etwas auffänden, um Hindernisse in den Weg zu legen, wenn man Dich nicht legitimiren könnte als lebend und als befähigt zu erben, um so mehr, da viele glauben, daß Du ein Mönch geworden und daher unfähig seiest, zu erben. Ich muß also, um Dein Interesse zu wahren, so schnell als möglich die Vollmacht haben. Ich werde ein Muster, wie diese abgefaßt sein muß, beilegen.

Sei diesmal nicht nachlässig, mein lieber Sohn, denn wenn Deine Geringschätzung der Güter dieser Welt meine Freude ausmacht, so gestehe ich Dir doch, daß ich gerade darum wünsche, sie Dir erhalten zu sehen. Du bist dazu berufen, sie gut

anzuwenden, und bist sie Deiner Mission und Deinen armen Pfarrkindern schuldig. Da mir übrigens die Angelegenheiten Deines Vaters stets unbekannt waren, so kannst Du leicht einsehen, wie schwer es mir jetzt wird, mich davon zu unterrichten. Beeile Dich daher, mein liebes Kind, mir die Vollmacht zu schicken; ja selbst wenn Du glauben solltest, es in Deiner Macht zu haben, Dich am nächstfolgenden Tage selbst auf die Reise begeben zu können, so unterlasse es nicht, mir dieselbe zu schicken. Denn es könnte sich ereignen, daß das Schiff, welches Dich trägt, länger unterwegs wäre, als das, welches Deine Briefe bringt. Bedenke wohl, daß, wenn ich sterben sollte, Du leer ausgehen möchtest u. s. w.

In einer eigenhändigen Nachschrift fordert sie ihn wiederholt auf, keine Zeit zu verlieren und die Vollmacht genau nach dem Muster, welches den Brief begleite, anzufertigen und durch amerikanische Behörden gehörig beglaubigen zu lassen; fügt dann aber hinzu, daß sie seit dem 26. März, dem ersten Datum des Briefes, in den Papieren des Vaters Einiges gefunden habe, welches darauf hinzudeuten scheine, daß der geistliche Stand nach russischen Gesetzen ihn unfähig mache, die Erbschaft der liegenden Güter in Rußland anzutreten. Wenn dieses der Fall

wäre, so müsse sie freilich andere Anstalten treffen, daß er nach ihrem Tode doch etwas erhielte u. s. w.

Ueber dieses muß man sich freilich wundern, so wie über die späteren Klagen, daß unserem Missionär die russische Erbschaft entzogen sei. Er wußte ja, wie es gehen würde, und die Mutter, denkt man, hätte es auch wissen sollen. Ein Brief, welchen der Fürst am 12. Januar 1795 an seine Gemahlin schrieb, den diese ihrem Sohne nach Amerika schickte und der oben S. 129 angeführt wurde, setzt ja die ganze Sache klar und deutlich auseinander.

Es ist unnöthig, die den Brief begleitende Formel für eine Vollmacht mit all ihrer Weitschweifigkeit und ihren juridischen Floskeln hier herzusetzen. Es genüge zu sagen, daß Gallitzin sie, in aller Ordnung ausgefertigt, der Mutter zuschickte und hiedurch gerade so viel ausgerichtet war, als wenn er persönlich gegangen wäre, nämlich in Bezug auf die liegenden Güter in Rußland — nichts — d. h. vor der Hand, denn sie waren sogleich nach dem Tode des Fürsten von dessen Verwandten in Rußland in Besitz genommen worden. Die Fürstin hatte um die Revenüen von denselben, welche ihr vermöge des Ehekontraktes zukamen, zu prozessen, bis sie darüber hinstarb. Wie es weiter damit ging und daß Gallitzin

endlich, nachdem er fast in Elend und Armuth zu Grunde gegangen wäre, doch noch durch seine Schwester den Antheil des Löwen in der Fabel davon erhielt, werden wir in der Folge sehen.

Er eilte nach Empfang der Nachricht von dem Tode seines Vaters sogleich nach Baltimore, wo er seit zwei Jahren schon nicht mehr gewesen war, um mit dem Bischofe Rücksprache zu nehmen. Dieser war entschieden für die Reise nach Europa, so auch Herr Nagot, welcher um diese Zeit selbst zur Rückreise nach Europa bereit war. Gallitzin stellte ihnen aber solche triftige Gründe entgegen, daß sie ihm Recht geben müßten, wenn er, wenigstens für den Augenblick, die Reise nicht unternähme; besonders da ihm der Bischof selbst gestand, daß er keinen Geistlichen wisse, welcher während seiner Abwesenheit seine Stelle vertreten könnte. Er meinte, die Reise sei, nach dem Briefe, welchen er erhalten, zu urtheilen, durchaus nicht nothwendig. Da der Bischof anderer Meinung war und sich dabei auf den Brief stützte, welchen er von der Fürstin erhalten hatte, erbat sich Gallitzin diesen Brief zur Ansicht. Hier fand er, daß seine Mutter zwar ursprünglich geschrieben hatte, die Reise sei durchaus nothwendig, das Geschriebene aber ausgestrichen und darüber geschrieben: man hielte

sie für nothwendig. Wenn er dieses mit dem zusammenhielt, was sie an ihn selbst geschrieben, so wurde es ihm klar, daß es keineswegs ihre Meinung gewesen sei, ihm die Reise als unbedingt nothwendig vorzuschreiben.

Er schrieb hierauf an seine Mutter und legte ihr seine Gründe vor, warum er, wenigstens für den Augenblick, nicht an die Reise denken könne. Sein Hauptgrund ist, daß sich seine blühende und schnell anwachsende Gemeinde durch seine längere Abwesenheit vielleicht wieder auflösen würde. Ohnehin wäre seine persönliche Gegenwart in Petersburg, wo ihn doch Niemand kenne, ganz gleichgültig, und wenn es darauf ankäme, die Sache gesetzlich zu betreiben, so sei er ja der russischen Gesetze und Sprache durchaus unkundig. Alles, was da zu thun wäre, könne und müsse durch rechtskundige Bevollmächtigte und glaubwürdige Zeugnisse geschehen. Es könnten Jahre darüber hingehen, bis die Sachen entschieden wären. Nun aber hätten sich manche katholische Familien auf sein Zureden bewogen gefunden, mit ihm in die Wildniß zu ziehen, um selbst den Trost der Religion zu haben und ihre Kinder in einer katholischen Ansiedlung, fern von dem verführenden Einflusse des Irrthums und der Sekten, aufziehen zu können; auch

hätten manche Freunde ihm zur Förderung des Unternehmens bedeutende Geldsummen anvertraut; die Leute würden ja verzweifeln und verzagen, wenn er auf Jahr und Tag davonginge; Andere hätten, weil es ihnen an Zeit und Einsicht dazu fehlte, alle ihre zeitlichen Angelegenheiten in seine Hände gelegt; wenn er plötzlich davon ginge, so würden gewissenlose Spekulanten und Advokaten darüber herfallen; auch wäre es gerade im Werke und wirklich bereits anhängig bei der Gesetzgebung von Pennsylvanien, aus der Gegend, in welcher er wohne, und welche bisher zu einer fern gelegenen Gerichtsverwaltung (county, Grafschaft) gehört hätte, ein eignes county zu bilden, in demselben könne vielleicht das Städtchen, welches jetzt gerade auf seinem eigenen Grund und Boden angelegt würde, mit der Zeit und wenn die Sache gehörig geleitet würde, den Hauptort abgeben. Doch abgesehen von allem Diesem komme ihm alles Zeitliche und was er daran vielleicht durch die Reise gewinnen könnte, nicht in Vergleich mit einer einzigen Seele, die durch seine Abwesenheit verloren gehen könnte. Er könne sich nicht denken, daß man es darauf angelegt habe, seine Mutter um ihre durch ihren Ehekontrakt erworbenen Rechte zu bringen. Was ihn beträfe, so sei er auf Alles gefaßt

und mit Allem zufrieden, wie es Gott ordnen würde, indem ja die Zeiten, wie die Christen arm und verfolgt waren, das goldene Zeitalter der Kirche gewesen. Darum sei er entschlossen, bei seinem Berufe zu bleiben und es der Vorsehung zu überlassen, für seinen Unterhalt zu sorgen.

So schrieb Gallitzin an seine geliebte Mutter, anstatt über's Meer zu eilen, um sie noch einmal in dieser Welt zu sehen. Von allen Seiten wurde er dazu ermahnt und angetrieben, ja es wurde ihm vorgestellt, daß ein fürstliches Vermögen auf dem Spiele stehe; er blieb unerschütterlich bei seinem Vorhaben und kehrte aus dem reichen, glänzenden Baltimore ruhig in seine wilden Gebirge, zu seinen armen Pfarrkindern zurück. Wer erkennt hier nicht den vom Geiste Christi und seiner Kirche durchdrungenen und geleiteten Glaubensboten, der sich nicht lange besinnt, wenn es sich darum handelt, zwischen den Freuden und Gütern dieses Lebens und dem, was er als Pflicht und Beruf erkannt und ergriffen hat, zu wählen?

Gallitzin's Brief selbst habe ich natürlich nicht; den gegebenen Hauptinhalt desselben aber finde ich in einem französischen Briefe, den die Fürstin unter dem 14. Juni 1804 an den Bischof von Baltimore

schrieb; dieser wird ihn Gallitzin mitgetheilt haben, indem ich ihn unter seinen Papieren fand. Dieses ist um so mehr wahrscheinlich, weil er ein Verzeichniß von mancherlei Dingen enthält, welche sie zugleich für ihren Sohn über Rotterdam nach Baltimore unter des Bischofs Adresse abgeschickt hatte. Für's Erste war da einmal ein beträchtlicher Wechsel, dann eine Kiste mit Büchern, auch Gebet- und Erbauungsbücher, Rosenkränze u. dgl. zum Austheilen, ferner von ihr und ihren Freundinnen verfertigte Wäsche für seinen eigenen Gebrauch und Kleidungsstücke zum Verschenken, besonders für arme Kinder, ja sogar weiße Häubchen und Kleidchen für Neugeborne waren nicht vergessen, damit er sie armen Wöchnerinnen gebe, wenn sie ihre Kindlein zur Taufe schickten. Eine bejahrte Frau zeigte mir ein solches Kleidchen und sagte: Das hat dem seligen Vater Gallitzin sein frommes Mütterchen gemacht; ich bin darin getauft worden und hab's auch allen meinen Kindern nach einander angelegt; ich bewahr's wie ein Heiligthum auch für die Enkel. Vor allen Dingen befand sich dabei aber ein vollständiger Meßornat, den sie, ihre Tochter und die Gräfin Stolberg mit eigenen Händen gemacht. Die Albe war ein wahres Pracht- und Kunstwerk in der Stickerei.

Dieſer Ornat wurde von ihm ſtets ſehr in Ehren gehalten und nur an den allerhöchſten Feſten einmal gebraucht. Wie der treue Diener Gottes ſeinen Lauf vollendet hatte, habe ich ſeinen ehrwürdigen Leichnam damit bekleidet und nach ſeinem Wunſche darin begraben.*)

Bald nach ihrem Schreiben an den Biſchof, nämlich am 24. Juli 1804, ſchrieb die Fürſtin auch an ihren Sohn. Da dieſer Brief eigentlich erſt eine Antwort iſt auf ſein vorjähriges Schreiben von Baltimore, in welchem er die Reiſe nach Europa ablehnt, ſo möge er hier auch einen Platz finden, umſomehr, da er der letzte eigenhändige Brief iſt, welchen Gallitzin von ſeiner Mutter erhielt.

„So wehe es meinem Mutterherzen thut, der nahen Hoffnung, den geliebten Sohn zu umarmen, entſagen zu müſſen, ſo kann ich doch mit Wahrheit ſagen, daß Dein Brief, der mir dieſe Nach-

*) Ich muß hiebei bemerken, daß viele von den deutſchen Büchern für Herrn Broſius beſtimmt waren, weil, wie die Fürſtin in ihrem Briefe ſagt, er einer deutſchen Gemeinde vorſtehe. Die Sachen wurden mitgebracht von zwei Geiſtlichen, welche ſie für die amerikaniſche Miſſion angeworben hatte und dem Biſchofe zuſchickte; es waren Herr Nerinx, der ſich nachher ſo auszeichnete in Amerika, und ein Herr Penmans. So wirkte dieſe merkwürdige Frau.

richt ankündigte, mir den größten Troſt gewährt hat, den ich auf Erden zu finden wünſche. Ganz übereinſtimmend mit meinen Geſinnungen und Wünſchen iſt jede Zeile dieſes lieben Briefes; auch haſt Du in den ausgeſtrichenen Zeilen, die das Unbedingte in meinem Briefe an den Biſchof ausdrückten und dem darüber geſchriebenen Bedingten mich ganz meinem Verlangen gemäß verſtanden. In Geſchäften, die ich theils wenig achte und worin ich theils unkundig bin, muß ich, weil ſie das Intereſſe meiner Kinder betreffen, Sachverſtändige zu Rathe ziehen, und ihren Rath, inſofern nicht etwas Höheres und Beſſeres darunter leidet, befolgen. Das ſchien mir hier der Fall wenigſtens ſein zu können, als ich, deren Rath zufolge, dem Biſchofe von einer unbedingten Nothwendigkeit Deiner Gegenwart ſchreiben ſollte. Da ich aber nicht einmal die Sicherheit hatte, daß dieſe perſönliche Gegenwart zur Rettung unſeres Vermögens helfen würde, ſo ſtand hingegen die Möglichkeit, daß Deine Miſſion ſehr darunter leiden könnte, wenn Du Dich plötzlich entfernteſt, mir ſo lebhaft vor Augen, daß dieſe Vorſtellung mich gleichſam zwang, das „il est absolument necessaire in ein on dit oder on croit qu'il est necessaire“ zu verwandeln. Gelobt ſei der Herr, der Alles zum Beſten geleitet hat und ferner

leiten wird, wenn wir das Beste — seine Ehre und Glorie in allen Dingen allein begehren und insofern es unsere Kurzsichtigkeit gestattet, auch in unseren Werken beabsichtigen und suchen. So stark und auffallend ruft uns in unserer Zeit der ganze Erdkreis zu: „Alles hienieden ist eitel“ — daß mir angst und bange für mich und jeden wird, der noch an etwas von dem Vergänglichen hängen bleibt, was die unendliche Barmherzigkeit Gottes täglich, ja stündlich mit erweckendem, erschütterndem Krachen des Donners vor unseren Augen zerplatzen läßt und wie zerplatzte Seifenblasen zernichtet. O, der Macht der Blindheit, die vom Stolze geboren ist! Aber mit Gottes Gnade wird der Lügner am Ende den Kürzern ziehen. Die Ausschweifungen selbst, welchen durch Gottes Zulassung sich des Lügners Kinder überall, dem Scheine nach triumphirend, überlassen, bereiten schon ihren Fall und der heiligen Kirche Triumphe vor. Weit gefährlicher waren die Zeiten vor dieser allgemeinen Weltrevolution, wo der Stolz durch allmächtige Erschütterung des Glaubens im Innersten aller Klassen von Menschen, selbst der Unschuldigen, um so sicherer wirkte, da er überall unter dem äußeren Gewande der Tugend, der Menschenliebe und einer glänzenden äußerlichen Schale von Religion noch umherschlich und die

Klauen einwärts gekehrt halten mußte. Seitdem aber die Maske abgeworfen und die scheußlichen Folgen seiner Verheerungen nicht etwa bloß dastehen, sondern den beinahe größten Theil Aller und jede Klasse von Menschen selbst angreifen, erscheint fast wirklich überall die Welt dem achtsamen Beobachter, als wäre der Engel des Herrn schon da, mit der Wurfschaufel in der Hand, und die Trennung des Waizens vom Unkraute habe überall ihren Anfang genommen. Die Gattung der Lauen nimmt täglich ab. Wenige nur findet man, die auffallend unter die Traineurs (die nicht wissen, ob sie weiter gehen oder stehen bleiben sollen) gehören, die ruhig sich damit begnügen, daß sie Abraham zum Vater haben. Die größere Zahl theilt sich in das rohe, verblendete Geschlecht und in die der Bußfertigen, die voran eilen. Erstaunen würdest Du, wenn ich ein Stündchen mit Dir sprechen und Dir die vielen Individuen und ganze Familien nur aus dieser Gegend, von denen Dir manche bekannt sind, herzählen und es Dir ganz darstellen könnte, welche Umwandlungen in ihnen vorgegangen sind und beständig vorgehen."

Wäre Gallitzin nach Europa gegangen, so wäre er gewiß überall mit Liebe empfangen und mit Ehrenbezeigungen überhäuft worden, nichts zu sagen von

der Freude, ſeine Mutter — und welche Mutter? ſeine Schweſter und Jugendgenoſſen wieder zu ſehen nach zwölfjähriger Abweſenheit; wieder umher zu wandeln an den traulichen Plätzen, wo er ſeine Kindheit und Jugend verlebte. Statt deſſen ging er mit einem wahrhaft chriſtlichen Heldenmuthe wieder dahin zurück, wo ihn von Allem das Gegentheil erwartete, nämlich zeitliche Noth, erſchöpfende geiſtliche Verrichtungen und Miſſionsarbeiten und mannigfaches Gedränge, in welches ihn die Natur ſeiner Stellung und ſeines Unternehmens führen mußte. Daneben aber warteten auf ihn die allerbitterſten Prüfungen, welche indeß für den Chriſten die heilſamſten ſind, indem nichts in der Welt ihm ſchneller und nachdrücklicher dazu verhilft, dem Bilde ſeines Herrn und Meiſters ähnlicher zu werden: — Mißkennung, Verläſterung, Verfolgung — und das von Seiten derer, denen er wohlthun möchte, für die er ſich opfert. Das Alles brach von jetzt an in Strömen über den armen Mann herein; es war, als wenn der Teufel eine ſpecielle Vollmacht, gegen ihn zu wüthen, erhalten hätte und auf einmal in die ſonſt ſo ſtille und harmloſe Bevölkerung jener Gegend hineingefahren ſei. Schriftliche Dokumente und die Erzählungen von Leuten, welche jene Zeiten er-

lebten und zum Theil bei den Hergängen selbst interessirt waren, haben mir eine deutliche Vorstellung gegeben von Allem, was damals vorging; ich zweifle aber, ob ich im Stande sein werde, dem Leser, der Amerika und amerikanisches Thun und Treiben nicht kennt, einen deutlichen Begriff davon beibringen zu können.

Die Colonie bestand fast aus lauter Leuten, die große Stücke Land, gewöhnlich 100 bis 400 Morgen, in Besitz nahmen und sich dann mit Urbarmachung und Ackerbau beschäftigten. Wie die Bevölkerung zunahm und manche Leute etwas aus dem Groben heraus und zu Mitteln kamen, entstand das Verlangen nach manchen Bedürfnissen eines civilisirten Lebens, welche bisher von fernher mußten herbeigeschafft werden. Dies brachte Gallitzin auf den Gedanken, auf seinem Lande ein Städtchen anzulegen. Schnell kamen Handwerker aller oder wenigstens solcher Art, wie sie an einem solchen Platze nöthig sind und Verdienst finden können, als Schmiede, Schuster, Schneider, auch Krämer, und so entstand Loretto.

VII.

Ein ſpekulirender Mann in der Gemeinde beſaß beträchtlich viel Land in der Nähe und kam auch auf den Gedanken, ein Städtchen anzulegen, weil er dachte, ſein Land ſei geeigneter dazu, beſonders weil eine von Oſten her nach dem aufblühenden Pittsburg führende Straße durch daſſelbe lief. Sein Name, obgleich ich ihn wohl kenne und noch vielfach in Briefen finde, thut nichts zur Sache und ſoll daher ungenannt bleiben. Er war da, wie Saul unter den Propheten, und man wußte nicht, woher er kam. Es geſellten ſich einige Irländer zu ihm und man legte nur eine gute Stunde weit von Loretto eine Stadt an und nannte ſie Münſter, nach der Stadt dieſes Namens in Irland. Schade, daß man ſie nach der ſonſt ſo beliebten Weiſe in Amerika, wo man ja alle Augenblicke auf ein Troja, Syrakus, Palmyra u. ſ. w. ſtößt, nicht Carthago genannt hat. Die

puniſchen Kriege waren da und endigten nach dreißigjährigem Streite mit dem Untergange Münſter's.

In Amerika wiederholen ſich im Kleinen unaufhörlich alle hiſtoriſchen Weltbegebenheiten, und das kommt von der Concurrenz und der ſo beliebten Oppoſition her. Es kann da kein Menſch etwas anfangen, ſei es, was es wolle, ſogleich verſucht ſich ſein Nachbar auch darin, denn was hindert ihn? Wenn z. B. ein Mann oder eine Geſellſchaft für eine neue Route ein Dampfſchiff oder eine Poſtkutſche in Operation ſetzt, ſogleich iſt die „opposition-line“ fertig und heimlich und öffentlich wird geſtritten, bis eine von den Parteien zu Grunde gerichtet iſt.*) Natürlich wurde von Gallitzin's Seite nichts dergleichen gethan, es wurden aber Vorwände vom Zaune gebrochen, um der Sache den Schein zu geben und an ihn kommen zu können.

Ein deutſcher Schneider hatte ſich in Münſter einen Bauplatz genommen und Vorbereitungen zum Hausbau gemacht. Darauf änderte er ſeinen Sinn

*) Es kommt häufig vor, daß Handelsleute weit unter dem Preiſe verkaufen oder Dampfboots-Geſellſchaften Paſſagiere umſonſt nehmen, ja ſie noch obendrein verköſtigen, bis ihre Competenten es nicht länger aushalten können und das Unternehmen aufgeben müſſen.

und wandte sich nach Loretto. Gallitzin nahm ihn nicht nur auf, sondern war ihm auch zu seiner Uebersiedelung behülflich, indem er Leute und Pferde schickte, um seine Baumaterialien herüber zu holen. Nun kam noch dazu, daß der ungenannte Leiter der Münsterpartei sich wohl für einen Katholiken ausgab, in seinem Leben aber nichts davon zu erkennen war; er kam selten in den Gottesdienst und gab solche öffentliche Aergernisse, daß Gallitzin sich gedrungen fühlte, als Seelsorger gegen ihn einzuschreiten. Nun konnte es angehen, worauf man lange gespannt hatte, denn er war jetzt der verfolgte Mann. Weil er mit seinem Münster dem herrsch- und geldgierigen Priester in den Weg getreten war, so sollte er jetzt zertreten werden. Natürlich fand er seinen Anhang unter den aufgeklärten Katholiken, welche lange schon im Stillen gemurrt über den strengen Sittenrichter, der, wo es sich um Glauben und Kirchenzucht handelte, durchaus nicht durch die Finger sehen wollte; besonders aber unter jenen demokratisch-protestantisirenden Katholiken, welche gerne Kirchenvorsteher, Kirchenstühle u. s. w. eingeführt hätten. Die Alle vereinigten sich nun und fingen einen gewaltigen Tumult an; und doch wußten selbst die Hauptschreier keinen besseren Grund davon anzugeben, als

jene Bären in der bekannten Fabel: Du Narr willst klüger sein, wie wir? — Es wäre indeß doch bald dazu gekommen, wie es in der Fabel weiter heißt: Man zwang den Petz, davonzulaufen.

Das Uebel wurde noch dadurch vermehrt, daß gerade zu der Zeit einer von jenen unglückseligen Priestern, von denen S. 28 die Rede war, umherschlich, wie sie denn in Amerika häufiger vorkommen und dort auch mehr Unheil stiften können, als irgendwo sonst. Gallitzin konnte und durfte ihn keine priesterliche Funktionen verrichten lassen, weil er keine bischöfliche Approbation hatte, wußte übrigens auch, warum er sie nicht hatte, besaß aber zu viel Zartgefühl, das öffentlich kund werden zu lassen. Das aber besaß jener versunkene Mensch nicht, ebensowenig wie Dankgefühl für die milde Schonung und die gastliche Aufnahme, welche ihm Gallitzin für längere Zeit hatte angedeihen lassen; sondern er hetzte unter dem Volke umher und stellte seine Sache so dar, daß man ihn als einen verfolgten Mann betrachtete, den Gallitzin aus Neid oder Geiz, um nicht mit ihm das Brod theilen zu müssen, nicht wolle aufkommen lassen. Hier war nun wieder Wasser auf die Mühle der Unruhestifter und Widersacher, die besonders recht erhitzt wurden, wenn jener Mensch

ihnen salbungsvolle Vorträge hielt über Gallitzin's Streben nach Unfehlbarkeit in kirchlichen Dingen und die europäische Tyrannei, welche er augenscheinlich hier im freien Lande einzuführen gesonnen sei; wenn alte Weiber die Hände zusammenschlugen über Gallitzin's Grausamkeit, den lieben, freundlichen Herrn so im Elend herumwandeln zu lassen u. s. w.

Wie denn gewöhnlich Alles zusammen kommen muß, so hatte sich damals auch ein adeliger Herr aus dem Münsterschen, der gleichfalls nicht genannt werden soll, bei Gallitzin eingefunden, der weder zum Vergnügen noch zur Bekehrung der Ungläubigen nach Amerika kam, sondern wahrscheinlich, wie mancher Andere seiner Art dachte, es sei dort doch auf jeden Fall besser, als daheim im Zuchthause, denn es wurde allerlei von falschen Wechseln und dergleichen gemunkelt. Er wußte vom Prinzen Gallitzin, war vielleicht in der Jugend mit ihm in Münster in Berührung gekommen. Er dachte wohl, daß ein Geistlicher von fürstlichem Geblüte auch in Amerika in einem Palaste wohne, genug übrig habe, Schmarotzer zu füttern, und auch simpel genug sei, sich von Seinesgleichen hinter's Licht führen zu lassen. Da er aber fand, daß dies nicht allerdings so war, und Gallitzin, der anfangs seine Bissen mit ihm

theilte, ihn fortjagte, wie er ausfand, weß Geistes Kind er sei, so gesellte auch er sich zu den Widersachern und ließ besonders damit sein Gift aus, daß er Lügen über Gallitzin's Herkommen und Familienverhältnisse, über sein Gehen nach Amerika in Umlauf brachte, welches er mit seinem angenommenen Namen, der damals noch galt, künstlich in Verbindung zu setzen wußte. Wie ich 30 Jahre nachher nach Amerika kam, fand ich noch hie und da auch in den Köpfen wohlmeinender Personen in dieser Hinsicht gar irrige Vorstellungen und wurde im Vertrauen darüber befragt. Hier sieht man's, wie wahr die alte Satansmaxime von dem semper aliquid adhaerebit ist: Nur fleißig mit Koth geworfen, es bleibt zuletzt doch etwas hängen.

Gallitzin war zu unbefangen und zu hohen Sinnes, als daß er sich um die Umtriebe des Gesindels hätte kümmern, viel weniger noch Maßregeln dagegen hätte ergreifen sollen; er ging umher und that wohl und wartete seines Amtes nach gewohnter Weise, bis auf einmal eine wüthende Verfolgung gegen ihn losbrach, so zwar, daß er zu Zeiten seines Lebens nicht sicher war. Und dies ist keine Uebertreibung, wie Jeder wissen wird, der einige Kenntniß hat vom Leben in neuen Ansiedelungen ohne wohl-

geordnete Rechtspflege und — von der wohlbekannten Lynchlaw (Volksjuſtiz).

Es ereigneten ſich wirklich beklagenswerthe und ernſte Auftritte, welche aber doch wieder ihre lächerlichen Seiten an ſich haben, wenigſtens in der Rückerinnerung. Denn man ſieht hier in einem verborgenen Winkel des Urwaldes einen Haufen zerlumpter Vagabunden, welche Gott danken ſollten, wenn ſie genug Welſchkorn und Kartoffeln ziehen können, um lebendig durch den Winter zu kommen, einen Krawall erheben und ſich wichtig machen, als wenn das Heil der Welt auf dem Spiele ſtände. Bei ſolchen Auftritten aber ſtehen die Stillen im Lande zitternd und zagend im Hintergrunde, obgleich ſie es doch gewöhnlich nur ſind, welche die Sachen durchſchauen und wiſſen, warum es ſich eigentlich handelt. So war es auch hier, bis einer von ihnen, und zwar der Stillſte unter den Stillen, hervortrat und ſich auf eine höchſt originelle Weiſe ins Mittel legte. Eine alte Frau, welche als junges Mädchen gegenwärtig war, hat mir die Geſchichte erzählt, und ſie war mir ſo rührend und ergötzend zugleich, daß ich es nicht über's Herz bringen kann, ſie der Vergeſſenheit zu überlaſſen.

Ein Haufe der Aufrührer überfiel Gallitzin, in-

sultirte ihn auf allerlei Weise und wollte ihm vor allen Dingen Zugeständnisse abzwingen, wodurch er sich seiner Rechte und seines leitenden Einflusses würde begeben haben. Da er sich dessen weigerte, machte man wirklich Miene, sich thätlich an ihm zu vergreifen, und er flüchtete sich in seine Capelle, wo er eine förmliche Belagerung würde auszuhalten gehabt haben, wenn nicht gerade John Weakland des Weges daher gekommen wäre. John aber war der größte und stärkste Mann auf hundert Meilen weit im Umkreise. Es war bekannt von ihm, daß er einst einsam im Walde einen stundenlangen Kampf bestand mit einem erzürnten Bären, wobei er keine andere Waffe hatte, als einen hastig aufgerafften Baumast, auch hat er einmal einen Wolf gefangen, geknebelt und lebendig heimgetragen, zur Ergötzung seiner Kinder. Dabei aber war er ein Mann von wenig Worten und milder, friedliebender Natur, der, wie man zu sagen pflegt, kein Kind beleidigte. Er war ein großer Verehrer Gallitzin's und auch mit ihm von Maryland ins Gebirge gekommen. Wie er sah, was hier im Werke war, meinte er, hier müsse er doch wohl eine Ausnahme machen von seiner gewöhnlichen Lebensregel, nach welcher er sich nur um seine Angelegenheiten zu bekümmern pflegte, und sah sich

somit nach einem Baumast oder dergleichen um; diesmal fand er einen eichenen Zaunpfahl, der ihm auch handgerecht war. Mit diesem wandelte er ruhig los auf die Rotte, welche scheu und respektvoll zurückwich, vermeinend, er würde ohne weiteres dareinschlagen. Das that er aber nicht, sondern hielt erst eine Anrede und zwar eine längere, als wie man von ihm zu hören gewohnt war, ungefähr folgenden Inhalts: Ich habe wohl mit Bären und anderem Gethier gefochten, habe aber bis dato, Gott sei Dank, noch nie einem Menschen ein Leid zugefügt. Jetzt könnte es aber doch einmal etwas Anderes geben. Darum geht heim und führt euch gut auf. Denn wer ferner muckst, oder beim Hause Gottes Ungebühr übt, oder gar seine Hand an den Gesalbten des Herrn legt, der mag sich in Acht nehmen, und hiermit erhob er seinen Zaunpfahl: so wahr ich lebe, ich schlage ihm den Schädel ein.

Jetzt gab es plötzlich einen Umschwung der Dinge. Die Stillen und Furchtsamen hatten einen Anhaltspunkt gefunden und traten nun ihrerseits keck und fröhlich auf den Kampfplatz; Gallitzin mußte als Vermittler einschreiten, sonst wäre es zu blutigen Auftritten gekommen.

Der Bischof erfuhr natürlich von diesen Vor-

gängen. Auch hatten Gallitzin's Feinde nicht ermangelt, manche bogenlange Beschwerden einzuschicken. Ich habe manches davon gelesen, welches der Bischof selbst im Original oder im Auszuge Gallitzin zugeschickt und dieser aufbewahrt hatte. Es waren sammt und sonders abgeschmackte Lügen und Verläumdungen. Obgleich der Bischof seine Leute kannte und die ganze Sache durchschaute, so beauftragte er doch den nächsten Priester, Herrn Hellborn in Westmoreland, eine Untersuchung an Ort und Stelle vorzunehmen und ihm darüber zu berichten. Auf dieses schrieb er wahrhaft väterliche Trostbriefe an Gallitzin, ermahnte ihn, standhaft auszuharren unter seinen Prüfungen, unterließ aber auch nicht, ihn zu warnen und ihm Mäßigung und kluge Vorsicht anzuempfehlen, auf dieselbe Art, wie wir ihn aus angeführten Briefen kennen gelernt haben. Auch schickte er ein offenes Schreiben, welches an die Kirchenthür geheftet wurde. Ich besitze es noch mit den Nagellöchern an den vier Ecken, verregnet und verwittert. Es möge hier in einer treuen Uebersetzung stehen.

„Ich halte es für nöthig, meinen lieben Kindern in Christo, den Gläubigen der Gemeinde des hochwürdigen Herrn Schmidt, anzuzeigen, daß mir die Verdrießlichkeiten, welche seit einiger Zeit zwischen

diesem hochwürdigen Herrn und verschiedenen Personen aus seiner Gemeinde obwalten, nicht unbekannt sind. Jede Nachforschung, welche in so großer Ferne gemacht werden konnte, hat mich überzeugt, daß Herr Schmidt bei Allem, was sich zugetragen hat, nie andere Beweggründe gehabt, als die der christlichen Liebe und des Eifers für das Beste derjenigen, welche seiner Obhut übergeben sind; daß er auf nichts bestehet, welches einer vollkommenen Versöhnung im Wege stehen könnte; daß er bereit ist, jedem Gliede seiner Gemeinde mit Vaterliebe entgegenzukommen und daß sie daher die Pflicht haben, ihm Beweise zu geben von ihrem Vertrauen und ihrer Bereitwilligkeit, sich seinen Hirtendienst zu Nutze zu machen. — Sie sollten ihm für immerdar dankbar sein, daß er sich so vielen Beschwerden für sie unterzieht und daß er um Gottes und ihretwillen so manchen zeitlichen Vortheilen entsagt hat, deren er sich anderweitig hätte erfreuen können.

Baltimore, den 30. November 1804.

Johann, Bischof von Baltimore.

Hierauf kehrte Ordnung, Friede und Ruhe wieder zurück. Manche, die sich hatten aufwiegeln lassen und Partei nahmen gegen Gallitzin, schämten sich jetzt, baten um Verzeihung und suchten ihr Unrecht

durch verdoppelten Eifer im Guten wieder gut zu machen. Die Hauptanstifter aber und Rädelsführer sind sämmtlich verschollen und von Einem weiß man, daß er nicht gar lange nachher auf eine elende Weise ums Leben gekommen ist. John Weakland aber lebte noch lange zufrieden und harmlos. Er starb erst 15 Jahre nach Gallitzin's Tode und hinterließ eine Nachkommenschaft von über hundert Personen bis ins vierte Glied. Eine Urenkelin folgte ihm zu Grabe mit einem Kinde auf dem Arm. Wer sieht hier nicht den Finger Gottes?

Jetzt aber fing für unseren Freund eine harte Prüfungszeit anderer Art an, und sie hat an die dreißig Jahre ununterbrochen fortgedauert. Daß er mit bitterer Noth und Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, wäre freilich für einen Mann, der so erzogen war und solche Tage gesehen hatte, wie er, schon hart genug gewesen; daß er aber Pläne für die Errichtung einer imponirenden katholischen Colonie aufgeben, begonnene Unternehmungen unvollendet lassen, Ländereien mit großem Verluste wieder veräußern und dazu von ungeduldigen Gläubigern sich als leichtsinnigen Schuldenmacher beschimpfen und verlästern lassen mußte, wie hart war das, wie wehe muß das seinem Herzen gethan haben! Und diese

Noth fing sogleich nach seines Vaters Tode an. Die Mutter war nicht im Stande, ihm die gewohnten Geldsendungen zukommen zu lassen, indem sie, statt Einkünfte von ihres Gemahls Gütern zu ziehen, kostbare Processe darum führen mußte.

Es scheint, daß Gallitzin schon beim Anfange seiner drückenden Lage seinem lieben, treuen Bischofe seine Noth geklagt und mit ihm deswegen Rath gepflogen habe. So schließe ich nämlich aus einem Briefe desselben vom 2. Januar 1805. Er schickte ihm Briefe von Europa und mancherlei, Gallitzin und seine Erbschafts-Angelegenheiten betreffende Papiere, die unter seiner Adresse angekommen waren, zu und sagt unter Andern: „Wenn ich den Inhalt des Briefes Ihrer Mutter an mich bedenke, so kann ich mir nicht versprechen, daß Sie viele tröstliche Nachrichten erhalten werden. Sie werden sehen, Sie sind das Opfer Ihres Glaubens und Ihrer Verwandten in Rußland, welche antikatholische Gesetze benutzen, um Sie von der Erbschaft auszuschließen und sich selbst zu bereichern. Dieses macht mir desto mehr Sorge, weil ich weiß, daß Sie, auf Geldsendungen von Europa sich verlassend, Schulden machten und nun in der Noth sind. In Ihrer Verlegenheit wollte ich Ihnen gerne zu Hülfe kommen durch

den Verkauf der Grundstücke in Huntington u. s. w.“ Er redet hierauf weitläufig über Mittel und Wege, wie ihm, wenigstens momentan, könne geholfen werden. Es geht aber aus dem Ganzen hervor, daß es nicht in seiner Macht stand und er selbst in bedrängter Lage war. Er schließt seinen Brief: „Seien Sie versichert, daß es mich sehr betrübt, von Ihrer drükkenden Lage zu hören, um so mehr, da Sie zum Theil durch Ihre Mildthätigkeit und Ihren Eifer in dieselbe gebracht wurden. Lassen Sie es sich eine Lehre für die Zukunft sein, Ihren Eifer mit Klugheit zu mäßigen und denken Sie an den Rath unseres Herrn, etwas von der Eigenschaft der Schlange mit der Einfalt der Taube zu mischen. Wolle der Herr in seiner Gnade Sie zurückbringen zur Gemüthsruhe und zur Freiheit von Sorg' und Noth, er wolle Sie überschütten mit jeglichem Segen zum neuen Jahre. Ich bin u. s. w.“

Aus den mitgetheilten Dokumenten ersah nun Gallitzin, wie der Stand der Dinge eigentlich war und daß seine Reise nach Europa auch wirklich nutzlos gewesen wäre, wenigstens hinsichtlich der russischen Erbschaft, denn davon war er dort einem Gesetze nach ausgeschlossen, weil er katholischer Priester war. Wenn er daher auch selbst gegangen wäre, so

würde er ja dieſes gewiß nicht haben verheimlichen, viel weniger noch abläugnen wollen und hätte ſich dann vielleicht noch anderweitigen Unannehmlichkeiten ausgeſetzt. Die Güter waren ſogleich nach ſeines Vaters Tode von deſſen Brudersſöhnen nicht gerade in Beſitz, aber doch in Beſchlag genommen. Zwei Jahre nach dem Tode ihres Gemahls hatte die Fürſtin ſchon nichts von den Einkünften dieſer Güter erhalten und ſtatt aller Antwort auf ihre desfallſigen Bemühungen erſchien von Rußland aus, jedoch nicht von Regierungswegen, im März 1805 eine ſonderbare Anzeige in öffentlichen Zeitungen, worin es hieß, daß die Fürſtin und ihre Tochter, obwohl ſie die katholiſche Religion bekennten, nach Rußland kommen und ihre Anſprüche auf den Genuß der Verlaſſenſchaft des Fürſten Gallitzin nachweiſen müßten, wenn auch der Sohn, welcher den geiſtlichen Stand angetreten habe, nicht ſelbſt käme, um auf das väterliche Vermögen zu verzichten.

Nun wandte ſich die Fürſtin an den Kaiſer Alexander, welcher durch einen eignen Ukas die eigenmächtig übernommene Verwaltung aufhob und ſie in ihre Rechte einzuſetzen befahl. Allein ſie erlebte das nicht mehr, wenigſtens, daß ſie Einkünfte bezog oder ihrem geliebten Sohne damit zu Hülfe

kommen konnte. Dieser lebte für manche Jahre in bitterer Armuth. Seine Schwester hatte zwar versprochen, das Ihrige mit ihm zu theilen, allein es scheint, daß sie auch nicht viel für ihn thun konnte, wenigstens in der ersten Zeit, denn 1808 mußte sie selbst nach Rußland reisen und nur nach großen Verlusten und langen gerichtlichen Proceduren gelang es ihr, ihren Antheil an der Erbschaft zu bekommen. Hiervon, so wie von dem, was sie später, beinahe zu spät, nachdem er hätte im Elende vergehen mögen, für ihren Bruder that, wird ferner noch die Rede sein. Hier mögen vorläufig erst einige Briefe über den Tod seiner Mutter stehen. Nachdem bereits so oft und vielfach von dieser merkwürdigen Frau die Rede war, mögen auch sie noch, gleichsam zum Abschiede von ihr, einen Platz hier finden. Sie werden nicht ohne Interesse sein für manche Leser.

Bischof Carroll schrieb an Gallitzin unter dem 6. October 1806:

> Der einliegende Brief enthält eine Nachricht, welche schmerzhaft für Ihre Gefühle, aber trostreich für Ihre mehr ruhige und christliche Betrachtung sein wird. Er kam mir zu in einem Briefe vom Grafen Stolberg, welcher mich ersucht, Sie allmählich vorzubereiten auf die Nachricht, welche

dieser Brief Ihrer Schwester bringt. Da ich wegen der großen Entfernung, die uns von einander trennt, nicht im Stande bin, diesem Ansuchen Genüge zu leisten, und da ich ja weiß, daß Sie Vater und Mutter und Alles verlassen und daher die besten Beweggründe zur Ergebung in Ihrer Seele haben, so habe ich beschlossen, Ihnen diesen Brief ohne alle andere Vorbereitung, als diesen, welcher ihn einschließt, zu senden. Seit ich den Brief empfing, habe ich sie schon öfter der Barmherzigkeit Gottes empfohlen und andere Mitbrüder aufgefordert, dasselbe zu thun, obgleich ich keinen Zweifel an ihrer ewigen Seligkeit habe. Es ist nicht allein, weil sie Ihre Mutter war, daß sie mir so am Herzen liegt, und ich auch Andere auffordere, ihrer zu gedenken, sondern weil sie mit Ernst und Thätigkeit das Wohl der Religion auch in dieser Diözese zu befördern suchte. Jetzt kann ich nichts thun, als Ihnen mein herzliches Beileid bezeigen, daß Sie für diese Welt des Segens beraubt sind, eine Mutter zu haben, die so höchst ehrwürdig war und die auch das Verdienst hatte, unter Gott das Werkzeug zu sein für so manche köstliche Gnaden, die auf Sie herabgeströmt sind.

Die Einlage war ein schwarz gesiegelter, mit schwarzer Einfassung versehener Bogen, von fünf verschiedenen Personen beschrieben.

Münſter, den 28. April 1806.

Liebſter, beſter Bruder! Der Anblick des Papiers, das ich brauchen muß, Dir heute zu ſchreiben, wird Dir ſogleich ſagen, was ich ſo viele Mühe habe zu ſagen. Nach langwierigen ſchweren Leiden entſchlief ſie geſtern Morgen 2½ Uhr ſanft in dem Herrn, die geliebteſte, beſte, trefflichſte Mutter — jetzt unſer Schutzengel bei Gott. Mein Kopf, noch mehr mein Herz, ſind von dieſem harten Schlage ſo angegriffen, daß Du mir verzeihen mußt, wenn ich Dir gegenwärtig nicht mehr davon ſage. Sobald ich mich erholt und etwas in Ordnung gekommen ſein werde, will ich Dir ihr Leiden, ihren herrlichen Kampf, ihren ſeligen Tod in Chriſto, einen Tod, dem ich beizuwohnen, ſie bis zum letzten Augenblicke in meinen Armen zu halten, das tiefſchmerzende, jedoch unvergeßliche Glück gehabt habe, näher beſchreiben. Beſter Bruder, verzeihe, ich kann nicht mehr ſchreiben; ich bin ſchwächer, dieſen Schlag zu tragen, als ich es ſagen kann. Gott ſtärke Dich und laſſe Dich einſt unſere geliebte Mutter in ihm wieder finden.

Deine treue Schweſter M. Gallitzin.

Hierauf folgen herzliche, tröſtende Worte von den Brüdern Droſte und der Gräfin Sophie Stolberg und folgende Worte von Stolberg ſelbſt, welche, wie

überhaupt Alles, was er schrieb, des Aufhebens werth sind, besonders da sie wiederum einen Beweis liefern von dem großen Einflusse, den die Verstorbene auf ihn geübt hat.

Gelobt sei Jesus Christus!

Sie lobt ihn jetzt besser, als wir, liebster Mitri! — ich kann den geliebten Sohn meiner geliebtesten Freundin nicht anders nennen, als sie ihn nannte, und Sie erlauben es mir gewiß — sie lobt ihn jetzt besser, als wir; doch wollen auch wir ihn loben, so gut wir können, und nicht nur überhaupt, denn das versteht sich ja von selbst und das sollen wir mit jedem Athemzuge, — aber ins Besondere jetzt dafür, daß er Ihre himmlische Mutter so unaussprechlich begnadigt hat. Er hat sie heimgesucht mit langen, unaussprechlich schmerzhaften Leiden, aber im Leiden war er ihr unaussprechlich nahe. Sie ward ihm ähnlich an Leiden, um ihm desto ähnlicher zu werden an ewiger Herrlichkeit. Sie bedürfen nicht, bester Mitri, daß ich Ihnen sage, welch ein Engel Ihre Mutter war, aber ich bedarf es in meinem tiefen Schmerze, Ihnen zu sagen, daß ich, seit ich sie kannte, nicht ohne die tiefste Ehrfurcht, herzlichste Liebe und Wonne über das Band, welches Gott, aus Erbarmung für mich, zwischen ihr und mir knüpfte,

an sie denken kann. Meine Seele ist tief betrübt, aber mein Geist freuet sich gleichwohl, denn sie hat das Ziel erreicht und hilft mir nach durch ihre kräftige Fürbitte. Freuen Sie sich, liebster Mitri, der geliebte Sohn einer Heiligen zu sein; ihr schon hienieden so große Freude gemacht zu haben; zu wissen, daß sie mit unaussprechlicher Mutterliebe Sie segnet und für Sie bittet, das ist ein großes Glück. Ich reiche Ihnen die Hand hinüber über's Meer, liebster Mitri, und vereinige mich im Geiste mit Ihnen und mit unserer Verklärten im Gruße der Erdenpilger und der Vollendeten: Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit!

F. L. Stolberg.

Mit dem Tode der Mutter fingen, wie gesagt, Gallitzin's zeitliche Sorgen und Verlegenheiten an und hielten nebst anderen Prüfungen und Leiden, die in seiner Stellung nicht ausbleiben konnten, treu mit ihm aus bis an sein Ende. Es war Gottes Wille so, daß er gleich seiner seligen Mutter, wie das Gold im Schmelzofen, sollte geläutert werden. Wenn man es nun mit Bedauern sehen muß und sich versucht fühlen möchte, die Vorsehung anzuklagen, daß durch Abgang und ungerechte Entziehung der zeitlichen Mittel so viel Gutes und Schönes, welches er zur Verbreitung des Glaubens beabsichtigte und

gewiß würde ausgeführt haben, unterbleiben, Vieles, das er schon begonnen hatte, wieder zu nichts werden mußte; so wird hingegen der, welcher in den Wegen Gottes etwas bewandert ist, welcher die arme Mutter mit dem Kindlein im Stalle zu Bethlehem fleißig betrachtet und die Bedeutung des Senfkörnleins kennt, die Sache in einem ganz anderen Lichte ansehen und zu dem Glauben kommen, daß es so, wie sich nun einmal Alles gestaltete, am besten war. Denn er weiß, daß Gott das Schwache, das Geringe, das Verachtete und das da nichts ist vor der Welt, erwählet hat, und das, was etwas sein möchte, zu Schanden macht, damit sich Niemand rühme. So viel weiß ich, daß in dem armen, verborgenen Loretto mit dem armen Gallitzin, und gerade weil er ein armer Jünger Jesu war, manche Seele geheiligt und, wie ich glaube und hoffe, selig wurde; es ist dort ein Christenthum angepflanzt und hat das Leben durchdrungen, ungetrübt von der so gewöhnlichen amerikanischen Halbheit, wie man vergebens darnach suchen könnte an manchem Platze, der einen großen Namen hat und zu dessen Einrichtung große Geldsummen verwendet wurden.

Es wird hier wohl der beste Platz sein, von Gallitzin's väterlichem Vermögen zu reden, was er davon

erhielt und wie es eigentlich damit zuging. Manche, die etwas von den Umständen wissen, legen es besonders seiner Schwester zur Last, daß er so sehr verkürzt wurde und so große Noth zu leiden hatte. Allein nach sorgfältiger Durchforschung aller mir zu Gebote stehenden Dokumente habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß sie selbst mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und nicht gerade thun konnte, wie sie gerne gewollt hätte. Sie hatte stets die Absicht, für den Bruder zu thun, was möglich war; über unvorhergesehene Umstände war sie nicht Meister, und daß sie sich selbst hätte im Lichte stehen und verkürzen sollen, wer erwartet das gerade von einer Schwester? Die Mutter würde es wohl gethan haben. Freilich hätte sie nicht nöthig gehabt, noch in ihren alten Tagen zu heirathen und dadurch das Viel oder Wenig, welches damals noch zu ihrer Disposition war und welches dem armen Bruder so gut zu Statten gekommen wäre, für ihn verloren gehen zu lassen, nachdem sie ihn wiederholt versichert hatte, daß sie sich nur um seinetwegen so viel Mühe gäbe, das väterliche Vermögen zu retten, ja sogar schon angelassen hatte, zu ihm nach Amerika zu gehen und sich dort unter seiner Leitung dem Dienste des Herrn als Schul- oder barmherzige Schwester

zu weihen. Doch was will man da viel sagen? Das menschliche Herz ist ein gar verzagtes und wankelmüthiges Ding, besonders das weibliche; wer kann's ergründen? Sagt ja St. Paul: Wenn sie durch Wohlleben satt geworden sind an Christo, so wollen sie heirathen. Der Apostel spricht da freilich nicht von alten Jungfrauen, sondern von jungen Wittwen, doch da wird es wohl übereins herauskommen.

Gallitzin hatte seiner Schwester am Ende des Jahres 1806 geschrieben, ihr seine Verlegenheit vorgestellt und zugleich, einer an ihn ergangenen Aufforderung zufolge, drei Bevollmächtigte aufgestellt, um in seinem Namen in der Erbschaftsangelegenheit zu handeln. Unter dem 10. April 1807 antwortete sie ihm und setzte ihm den ganzen Bestand der Dinge weitläufig auseinander: Sie sei selbst oft in Geldverlegenheit, habe schon in Hoffnung auf die russische Erbschaft Geld aufnehmen müssen; der Haupttheil des eigentlichen mütterlichen Vermögens sei, wie ihm bekannt, weil es auf Gütern in französischem Gebiete stand, während der Revolution zu Grunde gegangen, ihr sei also jetzt nicht viel mehr von demselben geblieben, als das Haus und Anwesen in Münster, der übrige Nachlaß, vom Vater sowohl als von der

Mutter, sei unbedeutend, und davon habe er 3000 Thaler erhalten, nämlich 2000 Thaler im vorigen Jahre und 1000 Thaler habe sie jetzt an den Bischof von Baltimore für ihn abgeschickt; das Haus sei nur eine Last wegen der großen Contributionen und immerwährenden Einquartierungen (es war gerade zur Zeit der französischen Invasion nach der Schlacht von Jena), sie würde es gerne verkaufen, aber Niemand dächte bei den bedrängten Zeiten an Häuser kaufen. Von Rußland sei seit des Vaters Tode, also seit vier Jahren, nichts bezogen und sie wisse selbst nicht, wie es da eigentlich stände; sie habe übrigens ihre Bevollmächtigten in Petersburg und hoffe, daß die Sache dort zu ihren Gunsten durchgesetzt werde, wie sie ja schon zu Gunsten der Mutter entschieden gewesen sei. „Du kannst daher in aller Hinsicht ruhig sein," sagt sie am Ende des langen Briefes, „wenn wir nur das Vermögen bekommen, es sei unter Deinem oder meinem Namen, das thut unter uns nichts zur Sache; stets werde ich treu mit Dir theilen, liebster Bruder, wie ich überzeugt bin, daß Du es mit mir thun würdest, wenn Dir Alles anheimfiele. Dies war der Wunsch und Wille unseres seligen Vaters und unserer geliebten Mutter und wird stets mein Verlangen sein."

Im Februar 1808 schrieben ihm seine Bevollmächtigten:

„Die Frage über Ihre und Ihrer Prinzessin-Schwester Rechte an die in Rußland befindliche väterliche Nachlassenschaft ist so vom Senate in Petersburg entschieden worden, daß Sie, liebster Prinz, da Sie die katholische Religion und den Priesterstand angenommen, nicht als russischer Unterthan den Eid der Treue geleistet, noch auch bisher die Absicht, solchen zu leisten, nicht geäußert haben, zum Besitz der Nachlassenschaft Ihres seligen Herrn Vaters nicht zugelassen werden könnten; daß daher Ihre Prinzessin-Schwester als einzige Erbin sowohl des väterlichen als des mütterlichen Nachlasses in Rußland anzusehen und in Besitz desselben zu setzen wäre.

„Der Staatsrath hatte eine der Entscheidung des Senats gleichförmige Erklärung gegeben und der Kaiser hat durch seine Sanction dem Spruche des Senats völlige Gültigkeit verliehen.

„Ihre Prinzessin-Schwester hat nun nach russischen Gesetzen Freiheit über den Gebrauch der Einkünfte, darf aber weder die Güter verschenken, noch im Testamente vermachen, wohl aber verkaufen, und dann wird sie ganz freie Eigenthümerin des Geldes, so daraus gelöset wird.

„Sie sehen also, liebster Prinz, daß Sie eigentlich

nur dem Namen nach enterbt ſind. Ihre liebe Frau Mutter dachte ſich oft dieſen Fall als möglich und pflegte dann zu ſagen: Es iſt ja gleichviel, ob man in Rußland meine beiden Kinder oder nur Mimi zur Erbin erklärt, dadurch kann Mitri nichts verlieren u. ſ. w.

Franz von Fürſtenberg.
F. L. Gr. zu Stolberg.
Gr. von Mervelbt."

Gallitzin's Schweſter reiſete hierauf ſelbſt nach Petersburg und ſchrieb ihm von da aus unter Andern: „Sie ſei bei Hofe eingeführt, habe dem Kaiſer perſönlich ihr Anliegen vorgelegt und zugleich ihren Dank abgeſtattet, denn ſie ſei förmlich in die Erbſchaft des väterlichen Vermögens eingeſetzt. Er ſolle ſich aber nur keine zu hohe Vorſtellungen und Erwartungen machen, denn das Vermögen ſei keineswegs ſo bedeutend, wie man ſich gewöhnlich vorgeſtellt hätte. Der Vater habe zwar bedeutende Einkünfte gehabt, ſonſt hätte er ja nicht ſo viel Aufwand machen und der Mutter und ihnen, wie ſie getrennte Haushaltungen hatten, bedeutende Summen jährlich auswerfen können. Allein mit ſeinem Tode hätten Gehalte und Penſionen aufgehört und die Güter wären mit Prozeſſen beladen und durch die Beſitznahme von

Seiten der Verwandten nun schon seit fünf Jahren schlecht verwaltet und heruntergekommen, und jetzt würde sie von diesen Verwandten auf alle erdenkliche Weise schikanirt. Ihre Reise und ihr nothwendiger Weise kostbarer Aufenthalt in Petersburg hätten schon mehr Geld verschlungen, als sie einstweilen aufzubringen im Stande wäre; sie schicke ihm indeß durch einen Herrn Daschkoff, der als Consul nach Philadelphia reise, einstweilen 2000 Rubel.

Dieses Geld aber hat unserem Gallitzin mehr geschadet als genützt, denn da mit der Uebersendung desselben zugleich die Nachricht und das Versprechen verbunden war, daß, da jetzt das Vermögen gerettet sei, er auf seine Hälfte, wenigstens 5000 Thaler jährlich, rechnen könne, so war er ohne Sorgen, folgte seinem Triebe zum Wohlthun und machte, statt so viel wie möglich die alten Schulden abzuzahlen, nur neue, ließ sich wenigstens aufs Neue wieder ein auf allerlei Unternehmungen, welche er aufgegeben, als Kirchen- und Hausbau, Verbesserungen der Oekonomie u. s. w. Alte Leute wissen noch davon zu erzählen, wie damals ein Gerede herumgegangen, als wenn alle Schätze des russischen Reiches in Bereitschaft wären, um aus dem wilden Alleghany-Gebirge ein Paradies zu schaffen. Allein,

wie kann der Menſch ſich trügen! Wie viel Noth und Sorge hätte unſer Freund ſich erſparen können, wäre er einſtweilen ruhig in ſeinem Blockhäuschen geblieben und hätte den großen Geldſack, der gefüllt werden ſollte, fein im Hintergrunde behalten. Da ſich Alles drängte, ihm zu verkaufen, für ihn zu arbeiten, ihm Geld vorzuſtrecken, oder ihn um Hülfe in der Noth anzuſprechen, womit er immer am leichteſten zu fangen war, denn wenn er kein Geld hatte, ſo leiſtete er Bürgſchaft; ſo häuften ſich die Schulden reißend, welches in Amerika bei dem wucherhaften Zinsfuße ſehr begreiflich iſt.

Daß die erwarteten Geldſendungen ausblieben, kann der Schweſter nicht zur Laſt gelegt werden, denn ſie bezog ſelbſt wenig oder gar nichts wegen der gemeldeten Urſachen. Gallitzin hatte ihr, weil er die Umſtände nicht wußte, vielleicht etwas barſch geſchrieben, daß ſie ihr Wort nicht hielte und ihn ſtecken ließe, und es trat eine Spannung zwiſchen den Geſchwiſtern ein, welche indeß der gute Biſchof Carroll vermittelte, wie er denn überhaupt bis an ſeinen Tod mit Gallitzin in freundlichem Briefwechſel blieb, obgleich er ſeit 1809, wie die Diözeſe Philadelphia errichtet wurde, nicht mehr ſein Biſchof war.

Nach 1812 wurde es noch viel ſchlimmer, denn

der Rückzug der Franzosen von Moskau nach Caluga ging gerade durch die Gegend, wo die Gallitzinschen Güter lagen, und diese wurden somit gänzlich verwüstet und zu Grunde gerichtet. Da ist's denn wohl kein Wunder, daß auch von dieser Zeit an keine Einkünfte von Rußland kommen konnten. Im November 1817 schrieb die Fürstin ihrem Bruder: „Du mußt Dich nicht wundern, daß ich Dir noch immer kein Geld schicke. Du wirst aus meinem letzten Briefe, wie aus manchem vorhergehenden, die traurigen Geldumstände abgenommen haben, in denen ich mich befinde und die Du Dir leicht erklären kannst, wenn ich Dir sage, daß ich seit sechs Jahren keinen Pfennig aus Rußland erhalten habe."

Wie es überhaupt mit diesen russischen Gütern zugegangen ist, kann ich nicht sagen. So viel weiß ich, daß Gallitzin hinfüro nichts mehr von denselben erhalten hat. Nach dem Tode seiner Schwester konnte er ohnehin auf nichts mehr Anspruch machen. Uebrigens war das Vermögen doch nicht so unbedeutend. Nach einem Verzeichniß, welches ich in Händen habe, machten zwei Landgüter in der Gegend von Caluga nur einen Theil davon aus, und die hatten 1269 Erbunterthanen männlichen Geschlechts und trugen jährlich 12,900 Rubel ein.

Daß die Schwester that, was sie konnte, sehe ich aus demselben Briefe von 1817. Da sagt sie, sie habe an einen Herzog (der Name ist unleserlich) in Frankreich geschrieben, weil sie so in Geldverlegenheit gewesen wäre, daß sie sich nicht anders hätte zu helfen gewußt. Auf einem seiner Güter hätten nämlich 40,000 Francs von ihrem mütterlichen Vermögen gestanden. Das Gut sei wegen der Auswanderung des Herzogs mit den Bourbons confiscirt und Nationaleigenthum geworden. Der Herzog sei mit Ludwig XVIII. wieder zurückgekehrt und jetzt wieder in guten Umständen. Er habe ihr 20,000 Francs geschickt und sie schicke jetzt ihrem Bruder die Hälfte davon.

Dieses war aber wie Wasser, auf einen heißen Stein geschüttet, denn Gallitzin's Schulden waren damals bis gegen 20,000 Dollar angewachsen, also mehr als das Fünffache der gesendeten Summe. Da trat 1819, wie Gallitzin's Schwester schon an den Fürsten Salm verheirathet und somit gar keine Aussicht mehr war, der edle Overberg ins Mittel. Gallitzin's Mutter besaß eine kostbare, noch von Hemsterhuys herkommende Sammlung von antiquen Gemmen oder geschnittenen Steinen, welche sie demselben auf ihrem Todtenbette übergeben hatte, mit dem

der Rückzug der Franzosen von Moskau nach Caluga ging gerade durch die Gegend, wo die Gallitzinschen Güter lagen, und diese wurden somit gänzlich verwüstet und zu Grunde gerichtet. Da ist's denn wohl kein Wunder, daß auch von dieser Zeit an keine Einkünfte von Rußland kommen konnten. Im November 1817 schrieb die Fürstin ihrem Bruder: „Du mußt Dich nicht wundern, daß ich Dir noch immer kein Geld schicke. Du wirst aus meinem letzten Briefe, wie aus manchem vorhergehenden, die traurigen Geldumstände abgenommen haben, in denen ich mich befinde und die Du Dir leicht erklären kannst, wenn ich Dir sage, daß ich seit sechs Jahren keinen Pfennig aus Rußland erhalten habe."

Wie es überhaupt mit diesen russischen Gütern zugegangen ist, kann ich nicht sagen. So viel weiß ich, daß Gallitzin hinfüro nichts mehr von denselben erhalten hat. Nach dem Tode seiner Schwester konnte er ohnehin auf nichts mehr Anspruch machen. Uebrigens war das Vermögen doch nicht so unbedeutend. Nach einem Verzeichniß, welches ich in Händen habe, machten zwei Landgüter in der Gegend von Caluga nur einen Theil davon aus, und die hatten 1269 Erbunterthanen männlichen Geschlechts und trugen jährlich 12,900 Rubel ein.

Daß die Schweſter that, was ſie konnte, ſehe ich aus demſelben Briefe von 1817. Da ſagt ſie, ſie habe an einen Herzog (der Name iſt unleſerlich) in Frankreich geſchrieben, weil ſie ſo in Geldverlegenheit geweſen wäre, daß ſie ſich nicht anders hätte zu helfen gewußt. Auf einem ſeiner Güter hätten nämlich 40,000 Francs von ihrem mütterlichen Vermögen geſtanden. Das Gut ſei wegen der Auswanderung des Herzogs mit den Bourbons confiscirt und Nationaleigenthum geworden. Der Herzog ſei mit Ludwig XVIII. wieder zurückgekehrt und jetzt wieder in guten Umſtänden. Er habe ihr 20,000 Francs geſchickt und ſie ſchicke jetzt ihrem Bruder die Hälfte davon.

Dieſes war aber wie Waſſer, auf einen heißen Stein geſchüttet, denn Gallitzin's Schulden waren damals bis gegen 20,000 Dollar angewachſen, alſo mehr als das Fünffache der geſendeten Summe. Da trat 1819, wie Gallitzin's Schweſter ſchon an den Fürſten Salm verheirathet und ſomit gar keine Ausſicht mehr war, der edle Overberg ins Mittel. Gallitzin's Mutter beſaß eine koſtbare, noch von Hemſterhuys herkommende Sammlung von antiquen Gemmen oder geſchnittenen Steinen, welche ſie demſelben auf ihrem Todtenbette übergeben hatte, mit dem

Wunsche, den Werth derselben für wohlthätige Zwecke zu verwenden. Da nun ihr Sohn so hülfsbedürftig war, so dachte er, es würde nicht gefehlt sein, ihm die Wohlthat zukommen zu lassen, wollte aber doch nicht eigenmächtig verfahren, sondern übergab sie der Schwester und deren Gemahl. Ich habe den Empfangsschein vom 25. Juni 1819, unterzeichnet von Franz, Fürst und Altgraf von Salm-Reifferscheid-Krautheim, und seiner Gemahlin Maria Anna, gebornen Fürstin Gallitzin, welcher sagt, daß sie besagte Steine von Herrn Overberg erhalten und sich verpflichteten, den Werth derselben zur Tilgung der Schulden ihres Schwagers und Bruders zu verwenden. Der König der Niederlande, von dem als Spielkamerad unseres Gallitzin schon die Rede war, übernahm diese Sammlung und bewilligte, ich denke aus Rücksicht für Gallitzin, die gewaltige Summe von 22,500 Thalern dafür. Ob Gallitzin das ganze Geld erhalten habe, kann ich nicht sagen; ein Brief von Overberg von 1824 läßt die Sache wenigstens in Zweifel, in Gallitzin's Papieren finde ich nichts darüber und er selber pflegte nicht gerne von seiner Schwester, ihrer Heirath und Allem, was damit zusammenhing, zu reden.

Overberg schreibt ihm ferner, daß seine selige

Mutter ihm ihre Bibliothek vermacht habe, er wolle dieselbe aber nicht als sein Eigenthum betrachten, so lange er wisse, daß ihr Sohn der Unterstützung bedürftig sei; sie solle zu seinem Besten verkauft werden. Dann berichtet er ihm den Tod seiner Schwester, daß sie ein Testament gemacht und den Fürsten Salm zum Universalerben eingesetzt habe. „In der Klemme," fährt er fort, „in welcher sie sich befand, hat sie es wohl nicht anders machen können; sie wollte Ihnen und ihrem Gemahl helfen. Denn es ist im Testamente bestimmt, daß nach Abzahlung aller Schulden der dritte Theil des übrig bleibenden reinen Einkommens ihrem Bruder solle ausgezahlt werden. Uebrigens freut es mich nur, daß Sie, wie Sie mir im letzten Briefe schreiben, jetzt fertig werden können, wenn Fürst Salm, wie Sie nicht zweifeln, sein Wort hielte. Sein Wort *will* er gewiß halten, denn er ist ein sehr religiöser Herr; ob er es aber können wird, wenn er es bisher noch nicht erfüllt hat, ist eine andere Frage. Er steckt tief in Schulden. Das Wort, welches Sie meinen, wird wohl dasselbe sein, welches er mir 1821 schrieb, nämlich daß er in einem von ihm und seiner Gemahlin unterzeichneten Dokumente Ihnen die Zahlung von 22,500 Thalern zugesichert habe, wodurch dann der Werth der Steine

erschöpft sei. Gottlob, daß Sie von dieser Summe schon etwas Bedeutendes erhalten haben."

Hiermit nehmen wir denn auch Abschied von dem ehrwürdigen Overberg. Er starb den Tod der Gerechten den 9. November 1826, wie ich ersehe aus einem Briefe seines Testaments-Exekutors, des General-Vikars Melchers, welcher an Gallitzin schrieb wegen der Bibliothek, über welche der Verstorbene zu seinen Gunsten verfügt hätte.

Ob er endlich und allmählig vom Fürsten Salm oder aus seiner Schwester Nachlaß das Ganze erhalten habe, kann ich nicht sagen. Indeß so viel weiß ich, daß diese Ehrenschuld, oder vielmehr durch zweite Hand gehendes Almosen, nicht auf einmal bezahlt wurde, wie ja auch aus Overbergs Brief erhellt, sondern daß davon durch einen Herrn von Olfers in Münster noch hin und wieder unbedeutende Summen gesendet wurden, wie ich schon bei Gallitzin war, also nicht lange vor seinem Tode, ja daß nach seinem Tode aus derselben Quelle noch eine Geldsendung an seine Testaments-Vollstrecker kam. Und so fügte es sich denn, daß Gallitzin immerdar sehr knapp gehalten wurde und den größten Theil seines Lebens hindurch neben allen anderen Prüfungen und Anfechtungen auch mit Nahrungssorgen und Schulden-

laſt zu kämpfen hatte; daß er aber am Abende ſeines Lebens, wie er an Overberg ſchrieb, fertig werden konnte und endlich, was immer ſein inbrünſtiges Flehen zu Gott geweſen war, ſchuldenfrei ſtarb, und nicht nur das ganze liegende Gut der Kirche ungeſchmälert erhalten wurde, ſondern auch noch etwas Beträchtliches für fromme Zwecke übrig blieb.

Um dieſes recht deutlich zu machen, habe ich mich mit dem Leſer durch dieſe langweilige und trockene Auseinanderſetzung der zeitlichen Angelegenheiten und Geldverhältniſſe Gallitzin's durcharbeiten wollen. Es giebt aber auch noch andere Gründe dafür. Es herrſchten nämlich in dieſem Punkte manche irrige Begriffe, und manche von ſeinen Verehrern haben ſogar Anſtoß genommen an manchen Erſcheinungen in ſeinem Leben, beſonders ſeinen immerwährenden Schulden und Verhandlungen mit Gerichtsbehörden. Sie kannten die Gründe nicht, welche ſein Handeln beſtimmten, noch die ſonderbaren Verwickelungen, in welche er wider ſeinen Willen hineingezogen wurde, ſich dann aber ſo gut, wie es gerade gehen wollte, herausarbeiten mußte, wenn nicht ſeine ganze Anſtalt zu Grunde gehen und er als leichtſinniger Betrüger vor der Welt daſtehen ſollte. Ferner kann man ja

auch hier dem wunderbaren Walten der göttlichen Vorsehung nachspüren und daraus lernen, wie dem beharrlichen und Gott liebenden Menschen doch endlich, trotz allem Anschein des Gegentheils, Alles zum Besten dienen müsse. Auch ist, mir wenigstens, das sehr bemerkenswerth, daß aus dem, was Gallitzin eigentlich wollte, wenigstens auf die Weise, wie er es wollte, nichts wurde, nämlich große Anstalten zu gründen mit dem großen väterlichen Vermögen. Davon kam aber nichts, oder Schlimmeres wie nichts, nach Amerika, denn die 2000 Rubel, welche ihm die Schwester von Petersburg sendete, waren, wie bewiesen worden, mehr zum Schaden, als zum Nutzen. Dagegen hat er aber doch viel Gutes und Bleibendes ins Werk gesetzt mit den nach Verhältniß der Dinge kärglich zugemessenen Unterstützungen der Mutter; ja, wie sie schon die Welt verlassen, mußte noch wider alles Erwarten zu diesem Zwecke von dem Ihrigen aus Frankreich kommen, und 34 Jahre nach ihrem Tode sollte noch etwas von dem, welches sie durch ihren Beichtvater zu frommen Zwecken verwendet wissen wollte, nach Amerika wandern, damit Gallitzin's Angelegenheiten daselbst gehörig könnten abgeschlossen werden. Und so sehen wir, daß diese merkwürdige Frau und auserwählte Seele die An-

fängerin und Vollenderin aller geistigen und zeitlichen Segnungen war, die durch ihren Sohn ausgebreitet wurden.

Wir wollen jetzt, nachdem wir alle europäischen Angelegenheiten abgethan haben, wieder auf unseren Schauplatz in der neuen Welt zurückkehren und sehen, wie es weiter in Loretto zuging. Da wollen wir denn vorerst unseren Gallitzin als Schriftsteller, als General-Vikar und Seelsorger und in seinem häuslichen Leben kennen lernen.

VIII.

Mancher Leſer wird ſich wundern, daß ich von Gallitzin etwas als Schriftſteller zu ſagen habe, indem es ihm ſchon wird aufgefallen ſein, daß er bisher ſchon ſo Manches hat leſen müſſen, welches *an* ihn, aber faſt nichts, welches *von* ihm geſchrieben wurde. Die einfache Urſache, daß nicht mehrere Briefe von ihm vorkommen, iſt die — daß ich keine hatte und nicht wußte, wie ich ſie hätte auftreiben können, indem alle die Perſonen, mit denen er korreſpondirte, längſt geſtorben ſind. Copieen behielt er nur von ſehr wichtigen, beſonders gerichtlichen oder Amtsſachen, wie er ſpäterhin General-Vikar war. Ich hätte hinſichtlich der bisherigen Korreſpondenz wohl ſchon verſchiedene anführen können, allein ich ließ ſie weg, weil aus den angeführten Antworten hinlänglich hervorzugehen pflegte, was er mußte geſchrieben haben. Uebrigens würde ſich auch Niemand

an seinem Deutschen erbaut haben. Die deutsche Sprache war ihm, wie schon bemerkt, ziemlich abhanden, oder vielmehr, er war nie recht in dieselbe hinein gekommen, indem er ja nicht einmal mit seinem Vater deutsch reden konnte und überhaupt in seiner Jugend in den Zirkeln, in welchen er sich bewegte, das Französische vorherrschte. Die englische Sprache aber, in welcher er seine Schriften verfaßte, wußte er desto besser zu handhaben; er schrieb, nach dem Urtheile jedes Kenners, sehr korrekt und elegant.

Was ihn zum Schreiben veranlaßte, war dasselbe, was ihn zum Missionär machte. Er konnte mit Paulus sagen: Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündete! Und weil seine Schriften aus solcher Quelle flossen, so fanden sie auch überall großen Anklang und die günstigste Aufnahme. Ich habe mich gewundert, seine erste Schrift: Defence of catholic principles, Vertheidigung katholischer Lehren, in Irland und zwar in einer zweiten in Dublin gedruckten Auflage in den Händen des Volkes gefunden zu haben. In Amerika ist das Buch schon viermal aufgelegt und so populär geworden, wie Cobbet's Geschichte der Reformation, mit dem es auch insofern viel Aehnlichkeit hat, daß der Nagel überall gerade auf den Kopf getroffen wird. Ich will hier

herſetzen, was ich vor eilf Jahren in der Vorrede zu einer deutſchen Ueberſetzung dieſer Schrift geſagt habe.

„Dieſes gegenwärtige Büchlein widme ich beſonders Euch, deutſche Katholiken, die Ihr jetzt zu Hunderten, ja ich kann ohne Uebertreibung ſagen, zu Tauſenden in den rauhen Gegenden des Alleghany-Gebirges wohnt, wo vor fünfzig (jetzt einundſechszig) Jahren dieſer treue Diener Jeſu Chriſti und ſeiner wahren Kirche zuerſt das Kreuz aufpflanzte, unter deſſen Schatten Ihr jetzt in Frieden leben und die Früchte ſeiner Sorgen, Entbehrungen und mannigfachen Bedrängniſſe genießen könnet. Manche von Euch haben den Mann noch perſönlich gekannt und ſein lebendiges Wort vernommen. Hier im gedruckten Worte werdet Ihr ihn wieder erkennen, denn er iſt immer und überall derſelbe; an der einen Seite der zärtliche, liebevolle Seelenhirt, der gerne und willig Alles aufopferte für das Heil der Seelen und mit dem großen Erzhirten auch ſein Blut dafür vergoſſen haben würde; auf der andern der ernſte, eifrige Kämpfer für den Glauben und für die Reinheit der Lehre; der ſtets bereit war, das geiſtige Schwert zu ziehen und kräftig dreinzuſchlagen, der kein Blatt vor den Mund nahm, wenn es darauf ankam, ſeine kleine,

schüchterne Heerde gegen Irrthum und Unglauben zu wahren und die Vorurtheile der Zeit zu bekämpfen; kurz, der nach der Anweisung des heil. Paulus das Wort predigte und damit anhielt, es sei gelegen oder ungelegen, der zurechtwies, strafte und ermahnte mit aller Geduld und Belehrung. Möge nun das gedruckte Wort dazu beitragen, daß der gute Saame, den dieser Mann in Demuth, oft in Noth und Leiden, ausstreuete, aufs Neue befruchtet werde und gedeihlich fortwachse.

„Ich gebe hier für einen Anfang die ersten zwei Schriften (in Einem Bande), welche Gallitzin drukken ließ.

„Die Veranlassung zu diesen Schriften war folgende: Vor beinahe vierzig (jetzt also fünfzig) Jahren lebte in dem benachbarten Huntington ein protestantischer Prediger, der, wie manche seinesgleichen, sich ein Gewerbe daraus zu machen schien, die katholische Kirche anzugreifen, ihre Lehren und Gebräuche zu verunstalten und seine Zuhörer gegen ihre katholischen Nachbarn aufzureizen. Wie beim Ausbruche des Krieges mit England von der Regierung dieses Landes ein allgemeiner Buß- und Bettag angeordnet war, mißbrauchte jener Prediger diese Gelegenheit dazu, offenen Krieg, um dessen Abwendung er hätte

beten ſollen, gegen ſeine katholiſchen Mitbürger zu erklären; ja, er ging ſo weit, ſeinen Zuhörern in ſeiner bei dieſer Gelegenheit gehaltenen Predigt zu verſtehen zu geben, daß die im Lande wohnenden Katholiken demſelben mehr Gefahr droheten, als alle auswärtigen Feinde; kurz, er redete gerade ſo, wie dreißig Jahre ſpäter jene Leute in Philadelphia, welche durch ihr Predigen Mord und Todtſchlag und die Zerſtörung der Kirchen verurſachten. Nun hielt es Gallitzin, der die Katholiken in und um Huntington zu beſuchen pflegte und bisher dem Unweſen ſchweigend zugeſehen hatte, für ſeine Pflicht, hervorzutreten. Er ließ einen Aufſatz in eine Zeitung einrücken, worin er auf eine milde und ſchonende Weiſe dieſe Unziemlichkeiten rügte. Da hierauf aber keine Rückſicht genommen wurde, ſo ſchrieb er ſeine „Vertheidigung katholiſcher Lehren“ und ließ ſie in Pittsburg 1816 drucken. Zwei Jahre verfloſſen; da endlich ließ jener proteſtantiſche Prediger ein Büchlein erſcheinen unter dem Titel: „Rechtfertigung der Lehren der Reformation.“ Jedoch dies war nichts weniger, als eine anſtändige Würdigung der gründlichen und liebreichen Schrift Gallitzin's, ſondern vielmehr eine Fortſetzung jener boshaften Verläumdungen und Verdrehungen katholiſcher Lehren

und Gebräuche, worin sich jener unglückliche Mann zu gefallen schien. Auf dergleichen Dinge zu antworten, hielt der hochgebildete und feinfühlende Gallitzin mit Recht unter seiner Würde. Er ließ daher seine „Appellation an das protestantische Publikum" drucken, in welcher er ausdrücklich erklärt, daß er mit diesem Manne nichts weiter zu thun haben wolle."

Es ist eine bekannte Sache, daß, wer einmal das Schreiben angefangen hat, nicht so leicht die Feder wieder bei Seite legt, besonders wenn es in einer Angelegenheit und mit einem Eifer geschieht, wie es hier bei Gallitzin der Fall war. Bald nach der Appellation erschien sein allgemein verbreitetes und viel gelesenes Werkchen: „Ueber die heilige Schrift, eine Fortsetzung der Vertheidigung katholischer Lehren." In der Vorrede dazu, welche als Brief an einen protestantischen Freund abgefaßt ist, sagt er: Er habe in der Appellation sich schon darüber ausgesprochen, daß und warum er mit dem Manne von der „Rechtfertigung" nichts mehr zu thun haben wolle; er müsse aber der Wahrheit gemäß bekennen, daß er ihm zum Danke verpflichtet sei, indem er ihm zur Bekehrung von Protestanten zum katholischen Glauben sehr behülflich gewesen, denn manche, welche die Auseinandersetzung und Erklärung katholischer

Lehren und Glaubenssätze in seinen und anderen katholischen Büchern gelesen, wären doch neugierig gewesen zu sehen, welche Beweise protestantische Schriftsteller dagegen vorzubringen hätten, hätten daher begierig nach der „Rechtfertigung" gegriffen und sie mit Aufmerksamkeit gelesen. Der Erfolg davon war, sagt er, daß sie zu mir kamen und mich ersuchten, sie in den Schooß der katholischen Kirche aufzunehmen. Am ersten Sonntage im October legten sechs von ihnen vor dem Altar der Kirche in Loretto ihr Glaubensbekenntniß ab und versprachen öffentlich vor Gott und der Gemeinde, daß sie in der römisch-katholischen Kirche leben und sterben wollten. Seit der Zeit haben sich schon wieder mehrere andere Protestanten verschiedener Art an mich gewendet und ihr Verlangen an den Tag gelegt, Mitglieder der katholischen Kirche zu werden. Wenn ich also den protestantischen Prediger um eine Gunst bitten dürfte, so wäre es die, daß er fortfahren wolle, gegen die katholische Kirche zu schreiben und die Lehren der Reformation zu rechtfertigen.

Er spricht dann davon, wie in der „Rechtfertigung" behauptet würde, es sei nie die Absicht Jesu Christi gewesen, daß „ein solches Ding als Unfehlbarkeit" in seiner Kirche sein solle. Dergleichen Zu-

geſtändniſſe an der einen Seite und handgreifliche Lügen an der andern, beſonders hinſichtlich der heiligen Schrift, wie die katholiſche Kirche dieſelbe dem Volke vorenthalte, hätten den Leuten beſonders die Augen geöffnet. Er habe zwar in ſeiner „Vertheidigung“ über Schrift und Tradition, über die unfehlbare Kirche, beſonders als Auslegerin derſelben geſprochen, aber nur kurz. Er habe ſich überzeugt, daß dies die Hauptpunkte wären für Jeden, der nach religiöſer Ueberzeugung ſtrebe, und daß alles Andere von ſelbſt nachfolge, ſobald die berichtigt wären; darum wolle er ſich weitläufiger darüber verbreiten.

Das hat er denn auch im genannten Büchlein gethan und zwar auf eine meiſterhafte Weiſe; denn er verſtand es, Gegenſtände, welche die Schultheologie auf eine trockene, für's Volk ungenießbare Weiſe abzuhandeln pflegt, demſelben genießbar und intereſſant zu machen. Dieſes Büchlein hat zu ſeiner Zeit Aufſehen erregt und viel Gutes geſtiftet, beſonders dadurch, daß durch das Leſen deſſelben Manche, die im Bibelunſinn faſt ſchon ſo weit gerathen waren, wie Cromwell und ſeine Puritaner, wieder nüchtern wurden und zu Sinnen kamen. Denn damals wurde noch in den Heerlagern der Sekten das Heil der Welt von den Bibelgeſellſchaften und Allem, was

damit zuſammenhängt, erwartet und viele Katholiken und Leute, welche ſonſt der Kirche nahe ſtanden, waren von der Modekrankheit angeſteckt. Das fing aber damals ſchon an abzunehmen, um dem Mäßigkeitsſchwindel Platz zu machen.

Es iſt überhaupt ein ſonderbares Weſen in Amerika mit den periodiſchen Aufregungen im religiöſen wie im politiſchen Felde, und wie denn doch im Grunde wieder Alles beim Alten bleibt. Mir fallen dabei oft meine Knabenjahre ein. Da wurde z. B. zu gewiſſer Zeit mit Eifer und Andacht Ball geſpielt, nichts als Ball geſpielt, als wenn es in der Welt gar nichts anderes mehr zu thun gäbe, als Ball ſpielen. Aber auf einmal war's vorbei damit und es war, als habe der Wind alle Bälle verweht; Reiftreiben war an die Reihe gekommen und man ſah die ganze hoffnungsvolle Jugend mit Faßbändern durch das Städtchen galoppiren, ſo daß alte Leute ſich kaum über die Straße wagen konnten. Das dauerte denn auch ſeine Zeit, bis wieder etwas Anderes kam und — man wußte nicht, woher es kam. Was in Amerika gerade auf dem Tapet iſt, das iſt's, und das iſt's gar, und wer ſich da unvorſichtig aus ſeinen vier Pfählen herauswagt, ſteht in Gefahr, umgerennt zu werden, und wer nur von Ferne

Bedenken oder bescheidene Zweifel vorbringen wollte, würde entweder als ein Blödsinniger oder als Ketzer angesehen werden.

Gallitzin machte sich freilich daraus nichts; es war ja seine Weise, wie sein Vater schon in seiner Kindheit von ihm sagte, gegen den Strom zu schwimmen. Darum trat er auch sogleich ernst und kräftig auf, wie die Mäßigkeitsvereine hervortraten; besonders weil er sah, daß man Miene machte, sich damit ins religiöse Gebiet hinüberzubetten und das Ding als politisch-religiöses Werkzeug zu benutzen. Man weiß ja, wie es in Amerika damit zugegangen und wie diese sonst lobenswerthe Idee dort, wie Alles, wenn es fanatisch betrieben wird, mehr Unheil als Gutes gestiftet hat. Es entstand Verwirrung in allen Lebensverhältnissen und Unfriede in Haushaltungen und Gemeinden. Zur Erläuterung nur ein Beispiel.

Ich kam einst in einem fast ganz katholischen Orte in ein deutsches Gasthaus, wo auch Bier gebrauet und ausgeschenkt wurde. Die Stube war voll von katholischen Leuten, größtentheils Deutschen, welche ihr Bier tranken; die Unterhaltung war — die Temperenz, so war's damals gerade an der Mode; auf der Gasse und im Hause, im Wirthshause und im Gotteshause, auf Dampfboten und in

Gerichtssitzungen wurde von nichts weiter geredet, um nichts Anderes gerauft und gefochten. Man hat Beispiele genug, daß man sich in gottesdienstlichen Versammlungen deswegen fürchterlich geprügelt hat, ja die friedfertigen Quäcker kamen sogar dieser Sache wegen übereinander. In besagtem Orte war ein irischer Geistlicher, welcher diesen Gegenstand auf eine fanatische Weise aufgegriffen hatte und alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwendete, die Leute, sogar alte Weiber und kleine Kinder in den Verein zu treiben. Auf den Knieen vor dem Altare wurde das Gelübde abgelegt, ferner keine berauschende Getränke zu genießen; Temperenz-Processionen mit eigenthümlichen Fahnen und Insignien wurden gehalten; ich habe eine Fahne gesehen, auf der ein trunkener Mann mit dem Glase in der Hand abgebildet war, den der Teufel mit Schweif und Pferdefuß beim Kragen hatte. Er wußte von nichts Anderem mehr zu predigen und eigne Gebetsvereine wurden noch begründet für die Bekehrung der Uebertreter. Da traf es sich denn häufig, daß eine Betschwester, von ihrer Andachtsübung heimkommend, tüchtige Schläge bekam vom erzürnten Ehemanne, weil sie ihn der Fürbitte der frommen Schwesterschaft empfohlen hatte, statt ihm sein Abendessen zu

bereiten. Da nun hier die Sache, zwar ohne höhere Autorisation, zu einer kirchlichen gemacht wurde, so konnte es nicht fehlen, daß sie bei den trunksüchtigen Irländern viel Aufsehen machte und in der ersten Hitze einen ganz unerwarteten Fortgang hatte, denn der Irländer ist gerade so schnell und unüberlegt zum Bußethun, wie zum Sündigen; die Deutschen in der Gemeinde, und sie machten etwa die Hälfte aus, nahmen weiter keine Notiz davon, sondern tranken nach wie vor ihr Bier, welches auch verpönt war. Mehrere von ihnen saßen mit ihren Bierkrügen umher, als ich eintrat, und ein alter abgelebter irischer Branntweintrinker, der sich aber für einen Bekehrten hielt, weil er das Temperenz-Gelübde abgelegt und vielleicht schon seit zwei Wochen keinen Rausch mehr gehabt hatte, stand mitten in der Stube und hielt wie weiland Reineke, dem der Schwanz verloren gegangen war, eine Straf- und Ermahnungspredigt. Er sprach gar hart gegen die Deutschen, daß sie sich nicht dem Priester fügen und das Trinken aufgeben wollten. Luther, meinte er, sei auch ein Deutscher gewesen und hätte die Fahne des Aufruhrs und der Widersetzlichkeit gegen die Kirche aufgesteckt. Alle Deutsche bis auf den heutigen Tag hätten etwas von dieser ketzerischen Widersetzlichkeit

an sich. Ein Deutscher erhob sich jetzt und suchte in patriotischem Eifer und schlechtem Englisch die Sache gehörig ins Licht zu stellen. „Es ist ja eine bekannte Sache," sagte er, „daß ihr Irischen weder Erkenntniß noch Menschenverstand habt, die Priester müssen das für euch haben. Und das ist auch gut genug, denn wenn es nicht so wäre, so wäre ja gar nicht mit euch auszukommen. Nun aber könnte es sich wohl treffen, daß ein Priester auch nicht viel hat oder sein Ansehen mißbraucht, und da fehlt's euch an Einsicht, das zu beurtheilen. Bei uns Deutschen ist das aber ganz anders. Wir haben gute Schulen und lernen von Jugend auf unseren Katechismus; kennen daher unsere eigenen Pflichten sowohl, als die Rechte und Befugnisse der Priester. Wenn uns daher Einer vorkommt, der Dinge unter die Hände nimmt, die nicht seines Amtes sind, wie der hiesige, oder sonst über die Schnur hauet, so lassen wir ihn einen guten Mann sein. Nun beweise mir, Patrick, woher hat er das Recht und die Vollmacht zu allen den Dingen, die er jetzt einführt; wie darf er ehrliche Leute verdächtigen und an den Pranger stellen, weil sie seine Einfälle nicht als göttliche Gesetze respektiren wollen? Wie dürft ihr uns verketzern, weil wir kein Gelübde wollen gegen euren stinkenden Branntwein,

den wir ohnehin nicht mögen? Beweise mir das!" Doch das war Patrick's Sache nicht. Zur Beweisführung in seinen Controversen pflegte er sich gewöhnlich eines tüchtigen Prügels zu bedienen und war auch hier bereit damit. Zum Glück kam ich gerade dazu, wie die Controverse so weit gediehen war, sonst hätte es gewiß blutige Köpfe gegeben.

Gallitzin war zu behutsam und zu scharfsichtig, auch zu katholisch, als daß er sich in diese ursprünglich protestantisch-religiöse Bewegung hätte hineinziehen lassen. Es ist von ihm eine Abhandlung über diesen Gegenstand vorhanden, welche meines Wissens nicht gedruckt wurde, sondern nur in Abschrift unter seinen Freunden und Verehrern circulirte. Er spricht sich darin entschieden dagegen aus und warnt vor der Errichtung solcher Gesellschaften, welche, wenn auch sonst nichts dagegen zu sagen wäre, doch wenigstens überflüssig wären und für den Christen gar keinen Sinn hätten, indem er ja bei der Taufe schon dem Teufel und allen seinen Werken, folglich auch der Trunksucht, entsagt hätte.

Dieses war um so auffallender, indem man zuversichtlich erwartete, daß er sich nicht nur dabei betheiligen, sondern in seinem Kreise sich an die Spitze stellen würde, denn er war überall als ein Freund

der Mäßigkeit bekannt und eiferte in Predigten und Privatunterricht mit einem wahren Feuereifer gegen Völlerei jeglicher Art, besonders gegen Trunkenheit. Dabei ließ er es aber nicht bewenden, wie ein einsames Grab auf offenem Felde nahe bei Loretto bis auf den heutigen Tag davon Zeugniß giebt. Ein sonst angesehener Mann aus der Gemeinde, Vater einer ausgebreiteten Familie, hatte sich dem Trunke ergeben; alle Ermahnungen halfen nichts, er starb zuletzt darüber hin, ohne Zeichen der Besserung gegeben, ohne sich mit der Kirche ausgesöhnt zu haben. Man kam nach eingeführter Weise mit vollem Leichenkondukt nach Loretto, aber Gallitzin verweigerte ein kirchliches Begräbniß. Da man nicht wußte, wohin mit der Leiche, scharrte man sie nicht fern vom Kirchhofe auf einem offenen Platze ein. Es war auch überhaupt seine Weise, trunksüchtigen Leuten standhaft die Sakramente zu verweigern, bis sie gültige Beweise der Besserung gegeben hatten.

Hieraus geht denn hervor, was seine Motive und leitenden Ideen waren, wenn er von den Mäßigkeitsvereinen nichts wissen wollte. „Wenn," sagt er unter Anderm in besagtem Aufsatze, „die Gebote Gottes, die Strafen des Evangeliums, die Schrecken des Todes und der Hölle nicht im Stande sind, die

erbarmungswürdigen Opfer der Trunksucht von dem Wege zu zeitlichem und ewigem Verderben abzubringen, wie will man denn erwarten, daß die Gesetze einer durchaus menschlichen, aus sich selbst hervorgegangenen Gesellschaft solche segensreiche Erfolge hervorbringen sollten?" Ihm war also die Kirche der große Mäßigkeitsverein, jeder Christ von Natur schon ein Mitglied und der Priester Vorsteher und Direktor desselben. Er wollte das Gute nur auf die von Gott geordnete Weise gewirkt und die priesterliche Gewalt nicht durch anderweitige Autoritäten vertreten sehen. Wenn daher katholische Priester in Amerika zu dieser protestantischen Erfindung, der Unmäßigkeit zu steuern, ihre Zuflucht nahmen, so kam ihm das gerade so vor, als wenn die anglikanischen Bischöfe, vom Könige von England bevollmächtigt, durch's ganze Land Beiträge sammelten für eine Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß unter der Jugend, wovon ein gewisser Weinhändler in London Verwalter war. Er vergaß es nicht und wollte es nicht vergessen wissen, was es mit dem Hirtenamte eigentlich auf sich habe, wie jener Fürst-Bischof aus einer, Gottlob längst vergangenen Zeit es vergessen hatte. Der fuhr nämlich einmal mit seinem Leibarzte spazieren. Nun ereignete

es sich, daß ein Arbeiter vom Gerüste eines im Bau begriffenen Hauses fiel, gerade wie der Wagen vorbeirollte. Der Fürst war sonst ein gutmüthiger Mann, ließ sogleich halten, bedauerte mit allen Uebrigen nach Gebrauch und Herkommen den Verunglückten, und wie derselbe noch Lebenszeichen von sich gab, sagte er: Ach, wenn doch schnell ein Priester bei der Hand wäre, dem Sterbenden beizustehen! Und wie der Doktor meinte, ob nicht vielleicht ein Bischof auch so etwas thun könne, sagte er: Ist wahr, hätte bald gar nicht daran gedacht.

Der Aufsatz ist zu lang, als daß er hier ganz eingerückt werden könnte, obgleich er es in mancher Hinsicht wohl werth wäre; es mag nur noch Einiges daraus angeführt werden. Merkwürdig ist, daß Gallitzin damals schon, wie die ersten Anfänge zu dieser Bewegung gemacht wurden, genau vorhersagte, was daraus werden würde: sie würde durch das ganze Land toben, wie ein hitziges Fieber, und wenn sie ausgetobt hätte, würde die Sache wieder beim Alten sein. Gerade so ist's gekommen; man spricht nicht mehr davon, als höchstens wie man von den Unternehmungen des Don Quixotte zu reden pflegt. Gallitzin gesteht selbst, daß er in früheren Jahren, bevor noch von Mäßigkeitsvereinen die Rede gewesen, der-

gleichen Ideen gehabt habe und einem dem Trunke ergebenen Menschen dabei förderlich gewesen sei, ein feierliches Gelübde gegen den Genuß jeglichen berauschenden Getränkes abzulegen. Der unglückliche Mensch aber, wie wohl vorauszusehen gewesen, indem er in seinen alten Verhältnissen geblieben, habe dasselbe nicht lange gehalten, sei dann verzagt, an sich selbst verzweifelt und zuletzt elend zu Grunde gegangen. Seitdem sei er in dieser Sache ganz auf andere Gedanken gekommen. Trunksucht sei eine Krankheit und müsse als solche behandelt werden. Für Irre und Wahnsinnige baue man Heilanstalten und Tobsüchtigen lege man eine Zwangjacke an; er sähe gar nicht ein, warum man mit den Vollsäufern, die doch freiwillig und durch eigene Schuld in ihren elenden Zustand gekommen wären, so zart und schonend verfahren sollte, als den Gebrauch erlaubter und oft heilsamer Dinge aus der Gesellschaft zu verbannen; da wäre gerade so viel Sinn darin, als wenn eine Verordnung gemacht würde, daß in den Häusern nicht mehr eingeheizt oder Licht angezündet werden dürfe, weil dadurch Feuersbrünste entstehen könnten. Man rede wohl vom guten Beispiele, allein darin sei auch wieder kein Sinn: ob nicht jeder vernünftige, christlich und nüchtern lebende Mensch dem

Trunkenbolde ein beſſeres Beiſpiel gäbe, wenn er freiwillig ſo lebe, als wenn er es, durch ein Gelübde gebunden, thäte? Es würden ſich auch wohl ſchwerlich manche Säufer dieſen Mäßigkeitsvereinen anſchließen, und da ſie mit einer gewiſſen phariſäiſchen Oſtentation aufträten, wären ſie um ſo weniger darauf berechnet, einen glücklichen Einfluß auf dieſelben zu üben, ſie würden dadurch nur gereizt, ihr Stolz würde beleidigt; ſo etwas gehöre, wie das wahre Gebet, nicht auf den Markt, ſondern ins ſtille Kämmerlein. Abgeſchmackt und ohne Sinn und Verſtand ſei ferner die Klauſel in den Conſtitutionen der Mäßigkeitsvereine, daß man nach abgelegtem Gelübde gegen den Gebrauch, ja das Imhauſehaben hitziger Getränke, ſich doch derſelben auf den Rath eines Arztes bedienen möge, beſonders in einem Lande wie Amerika, wo man oft auf hundert Meilen weit keinen ordentlichen Arzt finden könne. Doch, wenn dem auch nicht ſo wäre, ſo fände er es lächerlich, einem Arzte nachlaufen und Geld bezahlen zu ſollen für Verordnungen, die man ſich ſelbſt machen könnte.

So ſtand unſer Gallitzin, gleich einem treuen Wächter, immerdar auf der Zinne des Heiligthums und ſpähete umher und ließ nichts unbemerkt und,

soweit seine Kräfte reichten, auch nicht ungerügt oder unberichtigt, welches in irgend eine nachtheilige Berührung kam mit seiner Lebensaufgabe, und zwar nicht allein in dem engen, verborgenen Kreise seines Wirkens.

Er hielt sich z. B. in seinen politischen Ansichten immer zu der konservativen Partei, d. h. insofern man in Amerika überhaupt von einer solchen reden kann, denn er haßte hier Pöbelherrschaft gerade so, wie in der Kirche. H. Clay stand für manche Jahre da als das Hauptorgan dieser Partei und daher schätzte und ehrte Gallitzin diesen berühmten Staatsmann. Nun hatte sich dieser einmal in einer Rede im Congresse über Katholiken und katholische Angelegenheiten auf eine, wo nicht feindliche, doch zweideutige Weise ausgesprochen. Gallitzin schrieb sogleich an ihn und stellte ihn zur Rede. Er erhielt umgehend eine umständliche und sehr freundliche Antwort, worin sich der Senator rechtfertigt und feierlich protestirt, daß es nicht in seiner Absicht gewesen sei, etwas vorzubringen, welches die Katholiken verletzen oder verdächtigen sollte.

Im Jahre 1833 hielten die presbyterianischen Prediger Pennsylvaniens eine Synode in Columbia. Da kam denn unter manchen Dingen, um deretwegen

sie jeder gerne ungeschoren ließe, weil sie ihren eigenen Haushalt angingen, auch Folgendes hinsichtlich der katholischen Kirche an den Tag: Weil das Dasein und Umsichgreifen des Römerthums (Romanism) in diesem Lande unsere bürgerlichen und religiösen Institutionen in Gefahr bringt, wie es klar aus der Natur des Systems und den angewendeten Mitteln, dasselbe zu verbreiten, hervorgeht; — und weil die Gleichgültigkeit der protestantischen Kirche über diesen Gegenstand und der allgemeine Mangel an Kenntniß der eigentlichen Grundsätze und Endabsichten der Römlinge die Gefahr vermehren, so sei es beschlossen u. s. w.

Hierauf folgen sechs Resolutionen, die alle darauf hinausgehen, die Prediger dieser Sekte anzuweisen, dem Volke unermüdlich und durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel die drohende Gefahr deutlich zu machen, besonders Schulbücher und gut geschriebene Abhandlungen über das Römerthum überall zu verbreiten und vor Allem die Leute zu ermahnen und zu warnen, nicht beizusteuern zur Errichtung katholischer Erziehungsanstalten oder wohl gar ihre Kinder solchen zu übergeben.

Gallitzin schrieb sechs Briefe an die Mitglieder dieser Synode, welche nach einander in Zeitungen

gedruckt wurden und dann 1834 zusammen in einem Bändchen in Pittsburg erschienen. Auch dieses Büchlein hat, wiederholt gedruckt, sich schnell durchs Land verbreitet und den boshaften Jüngern des boshaften Calvin, die schon lange nach der kirchlichen Hegemonie in Amerika strebten, viel Abbruch gethan, indem gründlich darin nachgewiesen wird, daß gerade sie im höchsten Grade sich alles dessen schuldig gemacht, was sie gerne der katholischen Kirche aufbürden möchten, vom Verbrennen des Servetus an bis auf ihr nichtswürdiges Treiben in Amerika.

Wenn Gallitzin jenem presbyterianischen Prediger von Huntington gehörig den Kopf wusch und ihn heimschickte, so daß man nie wieder von ihm hörte, so goß er diesen Herren von Columbia eine solche Lauge über die Köpfe, daß sie würden Gott gedankt haben, wenn sie die Pfeife im Sack behalten hätten. Gleich im ersten Briefe sagt er: Ihr Herren habt wohl Rom und den Römlingen Krieg erklärt, aber nehmt mir's nicht übel, ihr geht gar unbeholfen dabei zu Werke. — Ich könnte euch vielleicht mit guten Rathschlägen dabei an die Hand gehen, denn ich glaube, darauf Anspruch machen zu dürfen, in der Sache gehört zu werden, indem ich in beiden Heerlagern hinlänglich Bescheid weiß, und da ich in

meiner Jugend zum Kriegsdienste bestimmt war, auch etwas Taktik studirte.

Er sagt ihnen dann, daß sie ihre Resolutionen schon stehen lassen könnten, die eigentliche Kriegserklärung aber, worauf sie basirt wären, nichts tauge und sie, wenn es zum Klappen käme, in verdrießliche Verlegenheiten bringen könne. Sie bestände nämlich aus zwei Sätzen, die sich widersprächen und gegenseitig aufhöben, indem im zweiten gesagt würde, daß die im ersten gegebene causa belli sehr unbekannt sei und von den Ihrigen mit Gleichgültigkeit betrachtet würde. Sie wäre ohnehin nichts als eine leere Behauptung, welche viele von ihren Leuten ohne Beweise anzunehmen, doch wohl zu umsichtig sein möchten. Bei solchen Dingen sei es, der Folgen wegen, immer am besten, gerade mit der Farbe herauszurücken. Wenn sie seinen Rath annehmen wollten, so sollten sie das Gesagte, bis auf die Resolutionen, ausstreichen, oder anders stellen, etwa so: Weil wir durch unseren Dienst am Worte uns und unsern Weibern und Kindern ein gemächliches Auskommen sichern möchten; weil die unerhörte und Schrecken erregende Ausbreitung des Römerthums besorgen läßt, daß in wenigen Jahren die Römlinge das Land überlaufen werden, wie die Heuschrecken

Aegyptens; — weil manche von den Unsrigen so verblendet sind, daß sie das reine Licht des Evangeliums verlassen und zu den Römlingen hinüberlaufen, und somit unsere Gotteshäuser, sowie unsere Taschen leer lassen; — weil wir uns aber zu betteln schämen und zu graben nicht im Stande sind — so sei es beschlossen u. s. w. Auf solche Weise, meinte er, würden sie sich die Mühe einer sehr schwierigen Beweisführung ersparen und man würde ihnen aufs Wort glauben.

Dieses Büchlein hat besonders in der Hinsicht viel Gutes gestiftet, daß es die Leute aufmerksam machte und sie anreizte, weiter nachzuforschen, was es denn eigentlich mit den Katholiken und der katholischen Kirche auf sich habe. Denn in Gegenden, wo noch keine Katholiken wohnten, wußte man nicht mehr davon, als von den Bewohnern des Mondes, und wo sie sich ansiedelten, sorgten die Sektenprediger schon dafür, daß das umwohnende Volk sie nicht nur mit Argwohn betrachtete, sondern als Aussätzige floh, oder als Betrüger und Giftmischer verabscheuete. Man begnügte sich nicht damit, im Tone Luther's von Papst und Papstthum zu reden, denn was ist damit eigentlich viel ausgerichtet bei Leuten, unter denen man selten Einen antrifft, dessen Geschicht-

kenntniß ſich über die Grenzen des eigenen geſchichtsloſen Landes verſteigt, wie ja auch dem Chineſen Alles, was nicht zu ſeinem himmliſchen Reiche gehört, böhmiſche Wälder ſind. Darum mußte man das Ding ſchon anders angreifen. Man redete von Katholiken als Individuen, gerade ſo, wie der Meiſter ſeiner Zeit doch nur von den Juden redete: „Darum wiſſe," ſagt der nämlich in einer Predigt, „lieber Chriſt, und zweifle nicht daran, daß du nach dem Teufel keinen bittereren, giftigeren und heftigeren Feind habeſt, denn einen rechten Juden; darum, wo du einen rechten Juden ſieheſt, da magſt du mit gutem Gewiſſen ein Kreuz ſchlagen und frei und ſicher ſprechen: Da geht ein leibhaftiger Teufel.

Es iſt recht merkwürdig, wie proteſtantiſche Fanatiker und Schreihälſe, um den amerikaniſchen Janhagel aufzuhetzen, nicht müde werden konnten, all die von England importirten Lügen und Fabeln wieder aufzufriſchen, deren man ſich dort vor 200 Jahren bediente, um John Bull in Harniſch zu bringen, zu der Zeit nämlich, wie nach dem großen Brande das bekannte London-Monument errichtet wurde, von dem ein berühmter engliſcher Dichter ſagt: Da ſteht's, wie ein vierſchrötiger Renommiſt (a tall bully) und — lügt, nämlich, daß die Katholiken es nicht gut

meinten und nach ihren Grundsätzen nicht gut meinen könnten mit ihren protestantischen Mitbürgern, sie gingen immer mit Pulververschwörungen, Bluthochzeiten und dergleichen um. In Amerika setzte man noch hinzu: Sie kämen eigentlich ins Land als geheime Abgesandte des Papstes und der katholischen Fürsten Europa's, die ja bekanntlich alle nach des Papstes Pfeife tanzen müßten und unter seinem Pantoffel ständen. Wenn sie auch Bürger würden und den Eid der Treue leisteten, so dürfe man ihnen doch nicht trauen, denn sie glaubten, daß der Papst, ja jeder Priester die Macht hätte, sie von solchem, wie von jedem anderen Eide loszusprechen. Heut zu Tage will dergleichen nun nicht recht mehr wirken, den Leuten sind die Augen aufgegangen und die Herren Prediger haben sich bei Zeiten nach anderen Gespenstern und Schreckgestalten umzusehen, oder ihre Leute laufen ihnen sammt und sonders davon und in das freie, lebendige Element der katholischen Kirche hinein. Sie haben auch Angst genug, denn es geht ihnen, wie der alten Henne, welche junge Enten ausgebrütet hat; diese laufen ins Wasser, sie mag glukken und flattern und sich unsinnig stellen, so viel sie will. Wie die Engländer im letzten Kriege mit Amerika landeten und den berüchtigten Raubzug bis in

die Hauptstadt machten und ganz Amerika aufstand und zu den Waffen griff, da rüstete die katholische Gemeinde zu Loretto auch eine Compagnie aus und an ihrer Spitze stand Capitain Macguire, Sohn des schon genannten ersten katholischen Ansiedlers. Alte Leute wissen noch davon zu erzählen, wie feierlich es zuging am Morgen ihres Abmarsches, wie Gallitzin allen das heilige Abendmahl reichte und die Fahne weihete. Und wie der Krieg gegen Mexiko ausbrach, stellte das kleine County zwei tüchtige Compagnien, wovon die eine aus fast lauter Katholiken bestand. Nach dem Einzuge in die Hauptstadt konnten sich die protestantischen Kameraden nicht genug wundern, wie sie diese in die Kirchen gehen und Seit bei Seite hinknieen sahen mit denselben Mexikanern, mit welchen sie vorher auf Leben und Tod gefochten hatten. Dergleichen erregt Aufmerksamkeit und bringt auf andere Gedanken, besonders in einem Lande wie Amerika, wo ja ein Jeder selbst zusehen kann und es nicht ist, wie in Japan oder einem gewissen obscuren Ländchen, wo man katholische Priester mit Gensd'armen über die Grenze bringt und katholische Bücher fern hält, damit bei Leibe nichts verlaute, welches das Volk auf die Meinung bringen könnte, daß es doch nicht so ganz richtig sei mit all

den schrecklichen Dingen, welche die Herren Pastoren ihm am Reformationsfeste vorpredigen.

Man hat Gallitzin vorwerfen wollen, daß er in seinen Schriften, besonders in der, von welcher hier die Rede ist, sich manchmal zu barsch und ungemessen ausgesprochen habe. Allein auf einen harten Klotz gehört ein tüchtiger Keil. Er war der demüthigste und mildeste Mann von der Welt, ließ sich gerne Alles gefallen, schalt nicht wieder, wenn er gescholten wurde. Wenn es aber die Ehre Gottes und seiner heiligen Kirche betraf, dann konnte er auch in einen heiligen Zorn gerathen. Mit den Widersprechern verstand er keine Komplimente und nannte sie und ihr Thun beim rechten Namen. Er nannte sie Lügner und Verführer des armen, unwissenden Volkes und wandte auf sie an das Wort des Herrn: Ihr kommt nicht in den Himmel, und die hinein wollen, laßt ihr nicht hinein. Doch machte er da auch wieder einen Unterschied, indem er nachwies, daß der größte Theil der Sektenprediger rohe, unwissende Tölpel wären, denen man ihr Gebahren nicht so hoch anrechnen dürfe, indem sie nur nachschrieen, was ihnen die Wissenden, also die eigentlichen Ketzer, die Sünder wider den heiligen Geist, vorgeschrieen hätten.

Bekanntlich giebt es in Amerika noch nicht viele

Anſtalten zur Erziehung und Bildung künftiger Prediger und die beſtehenden ſind auch nicht weit her; dazu wählen ſich die Sektengemeinden ihre Prediger ſelbſt und wer es da am wohlfeilſten thut und am beſten brüllen kann, iſt der rechte Mann. Wenn man ſich den edlen Gallitzin vorſtellt, wie er von dem Geſindel angebellt wurde, fällt einem der alte Friedrich ein. Dem wurde im ſiebenjährigen Kriege ein Haufe gefangener Koſaken vorbei getrieben und er ſagte zu ſeinem Begleiter: „Da ſeh' er einmal, mit ſolcher Canaille muß man ſich herumſchlagen!“

Unſer alter ritterliche Prieſter wußte nichts und wollte nichts wiſſen von einem gewiſſen Rückſichtnehmen, von einer Aengſtlichkeit, etwas heraus zu laſſen, woran der ſouveraine Pöbel und die ihm ſchmeichelnden Demagogen Anſtoß nehmen könnten. Dies war von jeher im demokratiſchen Amerika Mode und Gebrauch und ſpielt bis auf den heutigen Tag leider auch in kirchlichem Gebiete eine Rolle. Zu verwundern iſt das gerade nicht; denn der Menſch iſt ein Gewohnheitsgeſchöpf, und gewöhnliche Menſchen, wenn nicht ein ungewöhnlicher Geiſt unter ſie tritt und ſie zu ſich ſelbſt bringt, ſind nur zu geneigt, mit dem Gewohnten und Hergebrachten dahin zu ſchlendern. Das Hergebrachte in Amerika aber

war, daß die Katholiken wie Schutzjuden, weiland des heiligen römischen Reichs Kammerknechte, betrachtet wurden und sich auch geduldig so betrachten ließen. Die Anglikaner und Puritaner, welche zuerst das Land in Besitz nahmen, hatten die Nachricht mit herübergebracht, daß der Papst der Mann der Sünde und das Schifflein Petri längst auf den Strand gelaufen sei. Wer konnte da widersprechen? sie hatten's ja schwarz auf weiß in allen ihren Geschichts-, Schul- und Gesetzbüchern, denn die alten Strafgesetze (penal laws) gegen die Katholiken waren keineswegs aufgehoben, obgleich sie in Amerika nicht gut gehandhabt werden konnten, indem man nicht recht wußte, wer da aufknüpfen und wer aufgeknüpft werden müsse. Wie nun nachher durch die amerikanische Revolution Alles ein anderes Ansehen erhielt, das Gesetz auf religiöses Bekenntniß durchaus keine Rücksicht nahm und somit die Katholiken mit allen anderen Landesbewohnern gleiche Rechte und Freiheiten hatten, so schienen diese das zuerst selbst nicht recht begreifen und glauben zu können; wenigstens ist es klar, daß sie für lange Zeit nicht viel Gebrauch davon zu machen wußten. Sie schlichen nach wie vor im Lande umher, als wenn sie kein Recht darin hätten und sich schämen müßten, wie jener Schwabe in

München, den man wegen seines Schwabenthums so lange geneckt und gepeinigt hatte, daß er zuletzt selbst glaubte, es müsse doch allerdings nicht recht richtig mit ihm sein, und sich vornahm, es nächstens einmal zu beichten, daß er auch ein Schwabe sei. Es ging ihnen wie meinem Hunde. Wie der noch jung war, tappte er nach Art junger Hunde umher und wollte auch mit des Nachbars Spitz einen freundschaftlichen Verkehr halten. Doch der war alt und grämlich und wollte nichts davon wissen, sondern hielt ihn sich vom Leibe und faßte zuletzt einen solchen Zorn und Verdruß, daß er ihn mißhandelte, wo er sich sehen ließ. Der junge Hund wuchs allmählig zu einem stattlichen Bullenbeißer heran, der sich bei seiner ganzen Zunft im Orte in Respekt zu setzen wußte, nur nicht beim alten Spitz, obgleich der fast keine Zähne mehr im Maule hatte; vor dem nahm er Reißaus oder legte sich, wenn er nicht mehr auskonnte, demüthig auf den Rücken: er war's ja einmal so gewohnt.

Gallitzin hat auf jeden Fall das Verdienst, in Amerika auch in weiteren Kreisen einer der ersten entschiedenen Verfechter katholischer Wahrheit gewesen zu sein, der bei jeder Gelegenheit furchtlos hervortrat und seinen zerstreueten und schüchternen Glau-

bensgenossen einigte und ermuthigte, gleich unserem alten Freunde John Weakland mit seinem Zaunpfahl. Vielen von denen, die da draußen sind, hat er den ersten Anstoß gegeben, daß sie unruhig wurden und auf die Vermuthung kamen, es sei allerdings nicht ganz richtig mit ihnen; daß sie weiter nachforschten und mit der göttlichen Gnade sich loswanden aus den sie umstrickenden Netzen des Irrthums und der Lüge.

Noch vier Jahre vor seinem Tode schrieb Gallitzin ein Büchlein, dem ähnlich, von welchem zuletzt die Rede war, unter dem Titel: Die Bibel, Wahrheit und Liebe. Die Bibelgesellschafts-Leute hatten wieder einmal große Revue gehalten. Im Gefolge davon wurde überall, besonders in den Neuengland- oder Yankee-Staaten, wieder in demselben Tone geprebigt, wie vor dreißig Jahren von dem Manne in Huntington; Pamphlete voll giftiger Lügen und Verläumdungen gegen Katholiken und die katholische Kirche wurden unter dem Volke verbreitet; die berüchtigte Maria Monk trat auch mit ihrem sauberen Büchlein hervor und der Pöbel verbrannte das Nonnenkloster bei Boston; kurz, man arbeitete mit allen Kräften daran, eine Krisis hervorzubringen, wie sie denn nachher wirklich in Philadelphia an

den Tag kam. Zum Aufstacheln des unwissenden Pöbels — und wer gehört nicht dazu im Lande des plumpen Materialismus? — schämte man sich nicht, in viel gelesenen s. g. religiösen Blättern, z. B. dem christlichen Herold, Dinge erscheinen zu lassen, wovon ich hier einige kurze Proben geben will.

„Die Zeit des Handelns (gegen die katholische Verschwörung) ist gekommen. Während der Politiker sich mit Staatsangelegenheiten beschäftigt, der Philanthrop mit Mäßigkeitsvereinen, der Sklavenfrage, der Errichtung von Sonntagsschulen u. s. w., nahet sich ein furchtbarer, zermalmender Feind, der all unseren geheiligten Institutionen Untergang und Verderben drohet. Gleichgültigkeit wäre jetzt ein Verbrechen und Unachtsamkeit wäre Tollheit. Wir brauchen nicht mehr hinüber zu schauen nach Wien, wo unter dem Deckmantel der Religion in geheimem Conclave Anschläge gegen diese Republik ausgeheckt werden; sie gehen aus von des Papstes Reiche und stehen unter der Leitung des Fürsten Metternich. Wir brauchen nur daheim Umschau zu halten, im Schooße unseres geliebten Vaterlandes. Der Feind ist ja schon im Felde, Papisterei verbreitet sich fern und nahe. Unsere Städte und Dörfer schwärmen von Sendlingen aus Europa, sind umgeben von fremden Tyrannen-

knechten, jeden Augenblick bereit, gegen die Freiheit dieses Landes Jegliches zu unternehmen, was die boshafte Schlauheit schleichender Jesuiten, unterstützt von fremden Despoten, vorzuschlagen für gut finden möchte. Und wollen denn die Söhne amerikanischer Freiheit fortfahren zu schlummern, während die Despoten Europa's Geld und Leute senden, um ihre Sklavenketten zu schmieden und anzulegen? . . . . . Unsere Leser werden gehört haben von der Leopoldinen-Stiftung; sie wird betrieben durch den Kaiser von Oesterreich und seine Großen, den Papst in Rom und seine Priester, hier verbreitet durch die Einwanderung von Fremden und das Gold und Silber von Europa und Amerika. Diese Stiftung ist ganz richtig genannt worden eine Verschwörung gegen die Freiheiten der Vereinigten Staaten u. s. w."

Gegen all diesen Unsinn nun, oder das Prinzip, welches demselben zu Grunde liegt, und die teuflische Bosheit, welche ihn umherbietet, trat Gallitzin in seiner letzten Schrift auf. Bei den abgeschmackten und zu unsinnigen Behauptungen, wovon eine Probe gegeben ist, hält er sich nicht länger auf als nöthig war, sie lächerlich zu machen, und geht dann sogleich zur Hauptsache über, nämlich das Thun und Treiben der Bibelgesellschaften ins Licht zu stellen: — Die

Bibel ist lauter Wahrheit und Liebe, in den Händen des Pöbels aber wird sie, unter der Leitung boshafter Demagogen, zu einer Rüstkammer der Lüge und des Hasers. Dieser Gedanke geht durch das Ganze. Von diesem Gedanken geleitet zeigt er, in welche Verkehrtheiten und hoffnungslose Verwirrung die menschliche Gesellschaft rennen muß, wenn die von Gott geordnete lebendige Autorität bei Seite gesetzt wird und jeder Einzelne sich auf den todten Buchstaben der heiligen Schrift beruft, je nachdem sein eigener Sinn oder Unsinn ihn auslegt. Er verbreitet sich gründlich und ernstlich über diesen Gegenstand und belegt Alles, was er behauptet, mit geschichtlichen Beispielen. Besonders beweiset er, daß von den Zeiten der s. g. Reformation an Rebellionen gegen bestehende Verfassungen und Verfolgung, welche die Bibelleute unaufhörlich der katholischen Kirche zur Last legen möchten, von den Protestanten gelehrt und gepredigt, und wo sie die Macht hatten, auf die grausamste und rücksichtsloseste Weise verwirklicht wurden.

Um dies zu beweisen, führt er manche Beispiele, besonders aus der deutschen Geschichte, an, meint aber, man brauche dieselben nicht so weit herzuholen, man hätte eins nahe bei der Hand. Maryland, jetzt

einer von den Vereinigten Staaten, sei ursprünglich eine katholische Colonie gewesen. Lord Baltimore, ein katholischer Edelmann, der eigentliche Begründer und erste Gouverneur derselben, habe zu einer Zeit, wo in den anderen Colonien noch blutige Religionsverfolgungen an der Tagesordnung waren, das erste Beispiel von Toleranz und Gewissensfreiheit gegeben. Die Protestanten hätten sich das zu Nutze gemacht, sich in die Colonie eingeschlichen und wie sie zahlreich und mächtig genug geworden, ihre katholischen Wohlthäter verfolgt und unterdrückt, ja hätten es dahin gebracht, daß die englischen Religions-Edikte (penal laws) proklamirt wurden und somit in der katholischen Provinz kein Katholik zu einem öffentlichen Amte gelangen konnte.

Am Ende des Buches sagt er zu den Wortführern der Bibelgesellschaften: „Schämen solltet ihr euch doch, ihr Herren, die ihr ohne End' und Aufhören schreiet gegen die Tyrannei der europäischen Fürsten, schämen solltet ihr euch, wenn ihr seht, was diese tyrannischen Fürsten thun! Die calvinischen Könige von Preußen und Holland gewähren ihren katholischen Unterthanen vollkommene Religions- und Gewissensfreiheit; England, das Haupt-Bollwerk des Protestantismus, schafft für immer seine Gesetze gegen

die Katholiken ab; das katholische Frankreich, das katholische Oesterreich setzen ihre wenigen protestantischen Unterthanen auf denselben Fuß mit der katholischen Bevölkerung. Schämen solltet ihr euch, daß ihr so weit zurück seid im Geiste des Zeitalters, in welchem wir leben, ihr, die ihr in einem Lande lebt und erzogen seid, in dem man nur allein wahre Freiheit zu kennen glaubt. . . . Ihr seid doch unmöglich so einfältig, ihr Herren, zu glauben, daß ihr im Stande seid, zu bewerkstelligen, was die englische Regierung mit all ihrer Militärmacht, mit all ihren Schätzen, mit all ihren Religions-Edikten, mit all ihren blutigen Verfolgungen und Hinrichtungen nicht zu Stande bringen konnte und endlich nach vergeblichem Versuche von mehr als 200 Jahren als hoffnungslos aufgeben mußte."

Die Gallitzin'schen Schriften haben zu ihrer Zeit unendlich viel Gutes gewirkt, besonders in den niederen Kreisen der Gesellschaft, für welche sie eigentlich berechnet waren. Man fand sie und findet sie noch manchmal in Pamphletform auf Dampfböten und in Wirthshäusern; denn er ließ sie auf seine Kosten drucken und streuete sie überall aus, wie die Bibelgesellschaften es mit ihrer Waare machen. Katholische Familien hatten sie in ihren Häusern, protestantische

Nachbaren und Freunde sahen sie da, wurden neugierig, nahmen sie zur Hand und konnten sich nicht satt lesen, indem sie da Dinge fanden, von denen ihnen nie geträumt hatte. So gingen sie von Hand zu Hand und wurden begierig verschlungen; ich selbst habe Exemplare gefunden, wo man sie gar nicht hätte erwarten sollen, und zwar so abgegriffen, wie ein ausgedientes A-B-C-Buch.

Merkwürdig ist es, mit welchem Fleiße Sektenprediger, die doch stets den Mund voll haben von der Lüge, daß katholische Priester dem Volke die heilige Schrift vorenthielten, Gallitzin's Schriften verfolgten und aus dem Bereiche ihrer Zuhörer zu halten suchten. Das gelang ihnen aber nicht überall und da gab es denn oft sonderbare Scenen, wenn sich die Leute das Stichwort dieser Herren: Prüfet Alles und behaltet das Gute, zu Nutze machten, Gallitzin's Schriften lasen und nach einer mordbrennerischen Predigt gegen die Katholiken den Prediger als einen Lügner und Verläumder davon jagten. Späterhin, wie die katholische Kirche in Amerika mehr aus dem Dunkel hervortrat und sich in der ihr gebührenden Würde zeigte, wie Bischof England, Purcell, Hughes und besonders der merkwürdige Brownson, ein Görres für Amerika, die Feder für ihre Vertheidigung er-

griffen, hat freilich Alles eine andere Gestalt angenommen. Doch bei allem Dem gebührt Gallitzin die Ehre, daß er auf diesem Felde zuerst Bahn gebrochen hat und noch fortwirkt in Kreisen, wo die gelehrten und oft kostbaren und bändereichen Schriften jener Männer nicht vermuthet werden können.

Es war indeß nicht durch diese gedruckten Schriften allein, daß der verborgene Mann im Alleghany-Gebirge über die Grenzen seiner Gemeinde hinaus wirkte und segensreich ins kirchliche Leben eingriff. Wie in Philadelphia 1809 ein bischöflicher Stuhl errichtet war und sich nach allen Seiten hin katholische Gemeinden bildeten, wurde er zum General-Vikar erhoben. Man kann wohl sagen, daß er während einer Reihe von Jahren für den ganzen Distrikt, welcher jetzt die beiden Bisthümer Pittsburg und Erie in sich schließt, die Stelle des Bischofs vertrat. Die Errichtung eines neuen Bisthums in Pittsburg, welche drei Jahre nach seinem Tode wirklich stattfand, kam übrigens während seiner Lebenszeit schon verschiedene Male in Anregung und Aller Augen waren dabei auf den merkwürdigen Mann gerichtet, der so lange in tiefster Verborgenheit gelebt, neuerdings aber die Blicke von ganz Amerika auf sich gezogen hatte. Der demüthige Mann aber that Alles,

was er nur konnte, bei allen denen, welche irgend Einfluß bei der Sache haben konnten, jeglichem Gedanken an seine Erhebung entgegen zu arbeiten. Nur einmal weiß ich, daß er sich willig bezeigt hat, die bischöfliche Würde anzunehmen, jedoch nur unter der Bedingung, daß sein liebes Loretto der bischöfliche Sitz würde. Dieses lag aber ganz außer dem Plane für die Bildung einer neuen Diözese, indem Loretto ein unbedeutendes Städtchen geblieben und auch keine Aussicht vorhanden war, daß es je etwas anderes werden würde, das nahe Pittsburg aber unterdeß zu einer bedeutenden und volkreichen Stadt herangewachsen war.

In welcher Achtung er überall stand, davon zeugen unzählige Briefe von nah und ferne, in welchen er theils in Privatanliegen, theils in kirchlichen Angelegenheiten angesprochen wird. Davon ist aber der Natur der Sache gemäß wenig oder nichts zur Veröffentlichung geeignet. Niemand wird es mir zumuthen wollen, Privat- oder Gewissensangelegenheiten zu veröffentlichen oder die Kirchenwäsche, die ihm als General-Vikar durch die Hände ging, wieder über zu waschen und vor der Welt auszubreiten. Er behielt von jedem amtlichen Schreiben eine Copie und aus denselben geht hervor, daß er seines Amtes

mit Wachſamkeit und Eifer, aber auch zugleich mit Liebe und großer Barmherzigkeit wartete. Die amerikaniſchen Biſchöfe, ohne Conſiſtorien, ohne geregelte Diözeſanverfaſſung, ohne den Beiſtand des weltlichen Armes gerathen in manche Verlegenheiten und wiſſen ſich oft nicht zu helfen und zu rathen mit ihren untergeordneten Geiſtlichen, welche zum größten Theil, wie die Gemeinden auch, aus verſchiedenen Gegenden Europa's einwandern, die ihre Nationalgebrechen mitbringen und unter denen, trotz aller angeordneten Wachſamkeit, ſich doch immer Einige finden, welche keinen Beruf zum Prieſterſtande, viel weniger zum Miſſionär hatten. Doch von denen iſt hier eigentlich nicht die Rede; die haben es ſich ſelbſt zuzuſchreiben und es geſchieht ihnen recht, wenn ihnen in Amerika das Handwerk gelegt wird; nur das iſt dabei zu bedauern, daß ſie in den Augen der Gedankenloſen der jungen Kirche Unehre machen und den Läſterern Urſache zu neuen Läſterungen geben. Es trifft ſich aber vielfach, daß ſonſt fromme und brave Geiſtliche wirklich einen Fehltritt begehen, oder nur aus Unvorſichtigkeit, aus Unkunde des Landes, ſeiner Gebräuche, ſeiner Lebens- und Denkweiſe, aus Taktloſigkeit Blößen geben und ſich Anklagen und Verfolgungen zuziehen. Und dergleichen geſchieht in

Amerika sehr leicht. Wenn der Geistliche überhaupt schon auf dem Leuchter steht, so ist das dort mehr der Fall, wie irgendwo in der Welt. Lauernde Späher umgeben ihn überall, er kann keinen Schritt thun, ohne beobachtet und kritisirt zu werden. Wie all die verschiedenen, unter sich uneinigen Sekten Amerika's nur Einen festen Lehr- und Glaubenssatz zu haben scheinen, in dem sie sich alle vereinigen, nämlich Haß und Feindschaft gegen die katholische Kirche, so scheint sich dort auch Alles dahin verschworen zu haben, die Diener derselben anzufeinden und wenn nichts anders helfen will, sie durch Lügen, ja durch falsche Eide ins Unglück zu bringen. Hatten wir ja vor nicht gar langer Zeit ein Beispiel, daß ein, wie sich nachher herausstellte, unschuldiger Priester ins Zuchthaus wandern und längere Zeit darin schmachten mußte auf die eidliche Aussage einer liederlichen Landstreicherin, welche dazu von einem höllischen Complotte mit Geld bestochen war. Wie schwer wird es da oft den Bischöfen, das Rechte zu treffen! Sie können und dürfen Vergehen nicht ungerügt lassen, nicht allein des eigenen Gewissens wegen, sondern auch wegen der lauernden und heuchlerischen Widersacher; da wird es ihnen aber oft sehr schwer bei den weiten Entfernungen und dem Mangel an

Communikation und zuverläſſigen Gewährsmännern an Ort und Stelle, den Dingen auf den Grund zu kommen und das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden. Wenn ſie nicht ſehr umſichtig und vorſichtig waren, ſo konnte es gar leicht geſchehen, daß ein Gerücht, ein Verdacht, von Phariſäern in und außer der Kirche gehörig zugeſtutzt, den bravſten Mann ruiniren konnte. Man iſt da unſtreitig im Eifer, die Kirchenzucht aufrecht zu erhalten, oft zu weit gegangen. An allen Enden und Ecken begegnete man früherhin ſuspendirten Geiſtlichen, und wenn man der Sache näher nachforſchte, ſtellte ſich gewöhnlich heraus, daß nichts Anderes zu Grunde lag, als Mißverſtändniſſe oder lügenhafte Angebereien.

Gallitzin hatte es vielfach an Anderen und einſt beinahe an ſich ſelbſt erfahren, wie leicht in Amerika ein Prieſter das Opfer der Wuth und der Rachſucht ſeiner Feinde werden kann, wenn er bei ſeinem Biſchofe keinen Schutz findet, ſondern vielmehr, wie es leider nur zu oft der Fall war, eine Geneigtheit, Gerüchten gegen ihn Glauben beizumeſſen. Ueberall in ſeinem Kreiſe nahm er ſich der Bedrängten und Verfolgten an und er kam mir da oft vor wie eine liebe, vermittelnde Großmutter, hinter deren Schürze ſich die Kinder flüchten, wenn der Vater verdrießlich

wird und nach der Ruhe langt. Da er einmal wußte, wie weit Lügen und Bosheit in der Verfolgung von Geistlichen, die ja überhaupt in Amerika nicht zu beneiden sind, zu gehen vermögen, so bestand er immer, wenn die Sache nicht anders zu ermitteln war, auf genauer Untersuchung und strenger Gerechtigkeit und kam dadurch manchmal selbst in Konflikte mit Bischöfen, die nach seiner Meinung zu übereilt handelten. Einst war ein Bischof auf unerwiesene Angebereien hin gegen einen sonst unbescholtenen Geistlichen mit scharfen kirchlichen Censuren vorgeschritten. So wie Gallitzin dies erfuhr, schrieb er an denselben: „Das Wohl des Beschuldigten, vielleicht sein ewiges Wohl oder Wehe, steht auf dem Spiel; denn ein Geistlicher, dessen Ruf und guter Name einmal verdunkelt wurde, geht hier zu Lande gewöhnlich gänzlich zu Grunde. Wollten Sie das auf sich nehmen? Bedenken Sie, daß Sie mit dem Angeklagten einst vor dem Gerichte Gottes zu erscheinen haben. Ich halte ihn für unschuldig und muß darauf bestehen, daß die Sache besser untersucht werde, und zwar nach der Regel des heil. Paulus, wie er an Timotheus schreibt: Wider einen Aeltesten nimm keine Klage an, außer vor zwei oder drei Zeugen. Wo sind Ihre Zeugen und wer sind sie?“

In ſolchen Fällen gab ſich Gallitzin nicht leicht zufrieden, und wenn er auch ſelbſt argwöhnen mußte, daß es mit ſeinen Schützlingen nicht ganz richtig ſei, ſo that er doch Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, es wenigſtens dahin zu bringen, daß der rauchende Docht nicht ausgelöſcht und das geknickte Rohr nicht gebrochen wurde. Es ſind ihm manche Perſonen geiſtlichen und weltlichen Standes in die Ewigkeit vorangegangen und nachgefolgt, und es leben noch mehrere, die ihm dort als ihrem Schutzengel danken werden. Erſt vor zwei Jahren ſtarb in Amerika ein ſehr angeſehener Geiſtlicher, der viel Gutes gewirkt und ein ſegensreiches Andenken hinterlaſſen hat, der aber gewiß zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht unſer barmherziger Samariter ſich ſeiner angenommen hätte. Wenn Dinge, die ein amtliches Einſchreiten erforderten, noch nicht zu weit gediehen waren, und er nur irgend hoffen konnte, ſie ohne Eklat abmachen zu können, ſo verſäumte er es gewiß nicht; und da hatte er denn wieder ſeine eigenthümlichen Weiſen und Wege. So erfuhr er einmal, daß ferne von ihm zwiſchen einem Geiſtlichen und mehreren Gliedern ſeiner Gemeinde Irrungen ausgebrochen wären, welche zu Prozeſſen und ärgerlichen Auftritten hätten führen können. Sogleich macht er ſich auf die lange

beſchwerliche Reiſe, kommt unvermuthet an, nimmt den Geiſtlichen und die Betheiligten in die Capelle, wirft ſich mit Thränen auf die Kniee und bittet und beſchwört und ſteht nicht eher wieder auf, als bis man ihm verſprochen hat, ſich zu vergleichen. In anderen Fällen handelte er dann wieder anders, je nachdem es gerade die Umſtände mit ſich brachten; er wußte wenigſtens immer Rath zu finden, denn es war eine reine, heilige, aufopfernde Liebe, die ihn bei Allem leitete, und die iſt ja erfinderiſch.

Darum ſtand er denn auch weit und breit und bei Hohen und Niederen in Ehren und Anſehen. Wie der noch lebende Erzbiſchof von Baltimore 1830 zum Weihbiſchof und Adminiſtrator der Diöceſe Philadelphia ernannt war, ſchrieb er ihm einen langen Brief. Nachdem er ihm ſeine Ernennung angezeigt und dabei bemerkt hat, daß es ihm freilich lieber geweſen wäre, wenn ihm, dem ergraueten und erfahrenen Miſſionär dieſe Bürde aufgelegt und er in ſeiner Verborgenheit belaſſen worden wäre, fährt er fort: „Was mich hiebei tröſtet, iſt die Betrachtung, daß ich in der Diözeſe verſchiedene gelehrte und eifrige Mitarbeiter haben werde, unter welchen der Vertheidiger des katholiſchen Glaubens obenan ſteht. Ich hoffe, daß jene Gaben, welche

ſchon ſo lange und ſo erfolgreich von der Kanzel und durch die Preſſe zur Vertheidigung unſerer heiligen Religion verwendet wurden, auch noch ferner denſelben großen Zwecken gewidmet ſein werden und zwar in derſelben Diözeſe, welche von denſelben ſchon ſo viele Vortheile eingeerntet hat, und daß Ihre Rathſchläge, Ihre Gebete und Bemühungen mir kräftig zu Hülfe kommen werden in den ernſten Pflichten meines Amtes.“ Er beſtätigt hierauf nicht allein alle Vollmachten, welche Gallitzin bisher beſeſſen, ſondern bevollmächtigt ihn auch, in ſeinem Namen zu handeln und ohne ſpecielle Anfragen ſich aller kirchlichen Privilegien zu bedienen, welche er ſelbſt beſäße.

Von da an blieb der neue Biſchof beſtändig in vertrautem und liebevollem Verkehr mit Gallitzin und dieſer ermangelte nicht, ſich des gegebenen Privilegiums zu bedienen, ihm gelegentlich ſeine Anſichten vorzulegen und Rathſchläge zu geben. Dies geſchah wohl manchmal nach ſeiner Weiſe, d. h. auf eine ſolche Weiſe, daß ein minder hochherziger Biſchof darüber hätte empfindlich oder verdrießlich werden können. So z. B. hatte der Biſchof ihm einmal angezeigt, daß er zu einer gewiſſen Zeit zu ihm zur Firmung kommen würde. Gallitzin ſchrieb ihm ſchnell zurück, daß dieſes nicht gut anginge, indem die an-

beraumte Zeit gerade in die Ernte fiele: er könne seinen armen Leuten unmöglich zumuthen, zu einer solchen Zeit dem Unterricht und Allem, was zu einer so nothwendigen Sache erforderlich wäre, obzuliegen, es gäbe ja Stadtgemeinden genug, die während der Zeit besorgt werden könnten. Der Bischof war weit entfernt, hieran Anstoß zu nehmen, sondern schrieb ihm in einem scherzenden Tone zurück, gesteht seinen Mangel an Umsicht und überläßt es ihm, die passende Zeit vorzuschlagen.

Uebrigens bequemte er sich gerne und willig nach den Umständen und war weit entfernt von Stolz und Herrschsucht, wessen man ihn aus Mißverstand wohl hat beschuldigen wollen. Dieser Mißverstand konnte darum leicht entstehen, weil man ihn stets mit dem unnachgiebigsten Ernste auftreten sah, wenn es sich um den Glauben, die Lehre der Kirche oder seine priesterlichen Vorrechte handelte, ihn aber nicht näher kannte. Es gab aber in seiner Umgebung eine Art von Leuten, welche freilich nicht viel Gelegenheit hatten, ihn näher kennen zu lernen. Denn es war ganz natürlich, daß er als feinfühlender, in den höchsten Kreisen des Lebens erzogener Mann, sich fern hielt von aller Vertraulichkeit mit Personen, die durch ihr Auftreten Anspruch darauf machen, zu den

Vornehmen und Gebildeten zu gehören, aber trotz aller Bemühungen die innewohnende Rohheit und Plumpheit nicht verdecken können. Leute dieser Art sind nur zu häufig in Amerika, ja man kann wohl sagen, daß die höheren Klassen, die feinwollenden Aristokraten des Landes mit wenigen Ausnahmen solcher Art sind. Wie sollt' es auch anders sein?

Da wandert z. B. ein deutscher Barbiergeselle nach Amerika aus, der sich auf's Aderlassen, Zahnausziehen u. dgl. versteht und etliche mediciniſche Bücher gelesen hat. Hier schafft er sich etwas Calomel und Ipecacuanha an und fängt förmlich an zu praktisiren; es glückt ihm, er gewinnt Ruf und Vermögen und ist ohne Weiteres der Herr Doktor, ein einflußreicher Mann, ein Stimmführer in seinem Kreise. Leider kommt dabei aber immer wieder der Barbiergeselle zum Vorschein und wenn er auch ins Repräsentantenhaus gewählt wird. Daher kommt es denn auch, daß die Herren in ihren Sitzungen bisweilen zu Auftritten kommen, wie man sie nur in einer Kneipe unter betrunkenen Handwerksburschen erwarten sollte. Bei dem weiblichen Geschlechte kommt das nun noch viel widerlicher und abgeschmackter heraus. Eine aus Europa eingewanderte Dienstmagd, oder vielleicht hatte sie nicht einmal einen so ehrlichen

Beruf, macht ihr Glück in Amerika und wird, was kein seltener Fall ist, die Frau eines reichen Mannes. Nun prunkt sie einher in Sammet und Seide, mit Reifröcken und Straußfedern und möchte überall den Ton angeben, bei jeder Wendung tritt aber die Gemeinheit an den Tag, wie bei tanzenden Hunden oben die Schnauze und unten der Schweif aus Federhut und rother Jacke hervorschaut. Unserem Gallitzin waren dergleichen Leute zuwider und er hielt sie sich, freilich oft ziemlich rauh und mit beißenden Sarcasmen, vom Leibe. Dafür aber schalten sie ihn denn auch einen stolzen Aristokraten.

Wie weit er aber davon entfernt war und wie vollständig er den Prinzen an den Nagel gehängt hatte, bestätigt sich besonders dadurch, daß er sich so gerne zu den Armen und Einfältigen hielt und so mit ganzer Seele auf ihre Angelegenheiten eingehen und in ihrem Kreise so kindlich und fröhlich sein konnte. Auf seinen Missionsreisen ging er die stattlichen Häuser derer, die etwas sein wollten, und, um ihre Herrlichkeit zu zeigen, ihn aufs beste würden bewirthet haben, vorbei und kehrte in irgend einer niederen Hütte bei frommen, armen Leuten ein. Da saß denn der Fürst, umringt von den fröhlichen Kindern, denen er schöne Bilder mitgebracht, und aß

seine Milchsuppe oder einige Kartoffeln. Er war überhaupt ein außerordentlich sparsamer Esser. Die Leute pflegten von ihm zu sagen: er ißt nicht mehr wie ein Huhn, und vom Huhn ißt er auch gewiß nichts weiter, als ein Ei.

Da er nur zu gut wußte, wie viel Unheil in armen Landgemeinden durch eitle Hoffart und Kleiderpracht entspringt, so zog er bei jeder Gelegenheit dagegen zu Felde. Wie die Leute einmal anfingen, etwas über die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse hinaus zu besitzen, so riß auch hier, wie das gewöhnlich, in Amerika aber mehr wie irgendwo der Fall ist, der Luxus ein. Putzmacherinnen und Modehändler importirten ihre Herrlichkeiten aus den großen Städten und auch hier waren die Töchter Eva's die ersten, welche ihre Hand nach der verbotenen Frucht ausstreckten. Gallitzin stemmte sich mit allen Kräften dawider; allein es ging ihm zuletzt auch wie dem guten heil. Vater Gregor XVI. mit den Eisenbahnen und anderen Neuigkeiten der neuern Zeit. Jedoch gab er sich nie ganz darein, und wenn er dem Uebel nicht gänzlich wehren konnte, so hat er doch so viel bewirkt, daß während seiner Lebenszeit Luxus und Kleiderpracht in seiner Gemeinde nie so sehr überhand nahmen, wie in umliegenden Orten. Eltern,

die mit ihren heranwachsenden Kindern nicht viel mehr aufstellen konnten, fanden stets bereitwillige und thätige Unterstützung von Seiten des Priesters, denn den fürchteten sie. Wenn auch junge Leute, besonders solche, die von Hause gewesen oder in Städten gedient hatten, sich Putzsachen oder Luxusartikel anschafften, so konnten sie sich deren doch nur im Geheimen erfreuen, wenigstens nahmen sie sich in Acht, dem Priester damit unter die Augen zu kommen. Sollten vorwitzige Mädchen je keck genug sein, sich in Modekleidern und ungewöhnlichem Aufzuge in die Kirche zu wagen, so bemerkte er sie gewiß, und dann konnten sie sich auch darauf verlassen, es so zu hören zu bekommen, daß sie gerne zehn Meilen weit entfernt gewesen wären. Darum pflegten sie ihren Putz auch gewöhnlich erst Sonntags Abends nach der Vesper anzulegen. Aber da waren sie auch nicht immer sicher, denn Gallitzin hielt sich an der Vermahnung des Apostels: Weise zurecht, strafe, ermahne, es sei gelegen oder ungelegen.

Ich ging einmal mit ihm an einem Sonntag Nachmittage durch das Städtchen. Da kamen uns einige junge Mädchen aus der Gemeinde im schönsten Aufputze entgegen; sie hatten Federn und künstliche Blumen auf den Hüten, seidene Sonnenschirme

in den Händen und was sonst dazu gehört. Gallitzin that, als wenn er sie gar nicht kannte, sondern trat, wie er nahe hinzu gekommen war, auf die Seite, zog den Hut ab und machte eine ehrerbietige Verbeugung. Dann sah er sie nach einander scharf an; sie aber zitterten und zagten und krochen zusammen wie Schafe, wenn ein Gewittersturm heran kommt. „Wie man sich doch irren kann," sagte er, „ich dachte, es wären Damen aus dem Präsidentenhause zu Washington, und jetzt ist's die Maria N. N. u. s. w. Nun aber möchte ich darauf wetten, daß Keine von euch ein ordentliches Hemd auf dem Leibe hat, denn die Spinnräder eurer Mütter sind längst, wie die Mütter selbst, aus der Mode gekommen. Und wer bezahlt denn alle die schönen Sachen? Wenn die Kreditzeit in den Kaufläden zu Ende ist, kommen die Gerichtsdiener und holen den hart arbeitenden Vätern die Pferde aus dem Stalle. Schämt euch."

So waltete er unter den Seinen als ein sorgsamer und ernster Hausvater, und weil man ihn einmal als solchen erkannt hatte und davon überzeugt war, daß er es gut meinte und nicht das Seine, sondern das zeitliche und ewige Heil Aller suchte, so ließ man sich auch gerne von ihm gefallen, was

mancher Andere im Lande der Freiheit und Gleichheit sich wohl schwerlich hätte heraus nehmen dürfen.

Einmal kam er in ein Landhaus, um ein wenig auszuruhen. Eine herangewachsene Tochter fährt in der Küche die alte Mutter mit frechen, ungezogenen Worten an. Gallitzin, der in der Stube sitzt und sein Brevier betet, überhört es, steht schnell auf, nimmt die junge Dame beim Arm, zwingt sie, vor der Mutter niederzuknieen und um Verzeihung zu bitten, und giebt ihr zu einer immerwährenden Erinnerung ein paar tüchtige Maulschellen. Sie hat mir als bejahrte Frau diese Geschichte selbst erzählt und zwar mit Thränen des Dankes in den Augen, denn sie wußte jetzt aus eigener Erfahrung, wie wehe es einem Mutterherzen thut, von Kindern schnöde behandelt zu werden.

In seiner Kirche hielt Gallitzin eine erbauliche Zucht und Ordnung. Die Kinder hatten kleine Bänke rings um den Altar herum, so daß er sie immer vor den Augen hatte. Mancher alte Mann in der Gemeinde erinnert sich noch, daß er nach dem Gottesdienste bei Seite gerufen wurde, um eine Vermahnung oder, je nach Umständen, einige Ohrfeigen in Empfang zu nehmen, weil er sich während desselben ungebührlich aufgeführt hatte. Es waren nur zwei

Reihen gewöhnlicher Bänke in der Kirche und die Männer hatten sich an der einen, die Weiber an der andern Seite zu halten, ohne Unterschied des Ranges oder Vermögens. Abgeschlossene Kirchenstühle, wie sie in Amerika durchweg Mode sind, in welche die Leute Familienweise gehen und welche in derselben Weise, wie Loge, Parterre oder Gallerie mit verschiedenen Preisen bezahlt werden, waren Gallitzin ein Greuel; er ließ sie nie aufkommen, obgleich in der Gemeinde selbst von denen, die mehr sein wollten, als der große Haufe, darüber gemurrt und er häufig aufgefordert wurde, doch auch zu thun wie Andere. Freilich, wenn er es gethan hätte, so würde er auch, wie Andere, ein regelmäßiges und hinlängliches Einkommen gehabt haben; so hatte er nur, was ihm die Leute freiwillig gaben. Und da war er auch immer wieder besorgt, daß sie sich wehe thun und über ihre Kräfte geben möchten; von Armen und Anfängern nahm er ohnehin nichts.

An einem kalten Morgen, wie der erste Schnee seine Erscheinung machte, ging er bei einem Hause vorbei, aus welchem kurz vorher der Mann gestorben war. Die Wittwe rief ihn an und machte viele Entschuldigungen, daß das Kirchengeld für das vorige Jahr noch rückständig wäre, auch wären die Begräb-

nißkosten noch nicht bezahlt; es sei ihr jetzt erst gelungen, das Geld zusammen zu bringen, und damit wollte sie es ihm überreichen. „Wie ist's aber mit den Kindern," sagte Gallitzin, „ich sehe, die laufen noch alle barfuß umher und der Winter ist ernstlich im Anzuge. Darum, gute Frau, laßt denen einmal erst Schuhe für das Geld machen," und damit schob er die Hand mit dem dargereichten Gelde freundlich lächelnd zurück.

In späteren Zeiten, etwa zwei Jahre vor meiner Ankunft bei ihm, bauete er noch eine hübsche, geräumige Kapelle, welche mit seinem Wohnhause zusammenhing und im Winter geheizt werden konnte. Hier las er denn jeden Morgen die heilige Messe, welche auch beständig besucht wurde. Dieses ist sonst in Amerika nicht viel der Brauch, denn auch hierin richten sich die Katholiken nach den Protestanten, deren Kirchen ja von einem Sonntage bis zum andern verschlossen sind. Fast jeden Tag war die Messe für eine abgeschiedene Seele aus der Gemeinde, und als einmal Kinder und Kindeskinder der ersten Ansiedler heiratheten, sich in der Umgegend häuslich niederließen und die Verwandtschaften somit zunahmen, so war die Kapelle auch beständig voll. Damit die Leute ihre täglichen Geschäfte nicht versäumen

möchten, war die Messe schon immer in großer Frühe. So hielt er es auch mit den Kindern an den Tagen, welche zum Religionsunterrichte bestimmt waren. Da auch sie sich schon zu Hause und im Felde auf mancherlei Weise nützlich machen mußten, so mußten sie in der Frühe kommen, um zu guter Zeit Vormittags wieder zu Hause sein zu können. Darum sah man sie denn an solchen Tagen gewöhnlich schon vor Sonnenaufgang durch die Wälder daherlaufen, um schon bei der Messe gegenwärtig zu sein. Nach der Messe sah man denn wohl den alten Herrn auf der Thürschwelle sitzen, denn das war sein Lieblingsplätzchen, mit seiner Suppenschüssel auf den Knieen, während die Kinder um ihn her standen und ihr mitgebrachtes Butterbrod verzehrten, oder sich auf dem Rasenplatze vor der Kapelle umhertummelten, bis er das Zeichen zum Anfange des Unterrichtes gab. Dabei ging es denn auch gar eigenthümlich zu. Damals gab es noch keine regelmäßigen, von der Regierung organisirten und überwachten Schulen, sondern es ging mit dem Schulwesen in Amerika auch, wie mit allen anderen Dingen; es war dem eigenen Ermessen und der Willkühr des Einzelnen oder dem Uebereinkommen von Nachbaren und Gemeinden anheim gestellt. So kam es denn, daß manche Kinder

beim Religionsunterrichte erſchienen, denen nicht einmal ein Katechismus in die Hand gegeben werden konnte, weil ſie nicht leſen konnten.

Mit dem eigentlichen Schulhalten konnte ſich Gallitzin bei ſeinen ausgebreiteten Miſſionsarbeiten natürlich nicht abgeben. Eltern, d. h. wenn ſie dazu fähig waren, welches freilich bei den armen Irländern oft nicht der Fall war, unterrichteten ihre Kinder ſelbſt, oder mehrere nahe bei einander wohnende Familien mietheten ſich, wenigſtens für die Winterzeit, einen eigenen Schullehrer, der dann in den verſchiedenen Häuſern abwechſelnd Koſt und Wohnung und irgendwo im Mittelpunkte ſeines Schuldiſtriktes eine beſcheidene Hütte für ſeine pädagogiſchen Uebungen hatte. Es gab früher eine ganz eigenthümliche Klaſſe peripatetiſcher Pädagogen. Für die katholiſchen Gemeinden waren dies gewöhnlich Irländer, welche in ihrer Jugend etliche Schulen durchſtudirt hatten oder privatim von Landgeiſtlichen im alten Vaterlande durch die Rudimente der Gelehrſamkeit geführt wurden, um ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, es aber nicht hatten fertig bringen können. Es waren gewöhnlich gutmüthige, katholiſche, genügſame und demüthige Menſchen, welche in der Sommerzeit, wo zu litterariſchen Beſchäftigungen keine Zeit war, auch

mit ihren Patronen auf dem Felde arbeiteten. Sie sind jetzt fast ausgestorben, weil sie den von Staatsbehörden angestellten und besoldeten Herren Lehrern haben Platz machen müssen. So ist auch da, wie in Deutschland, mit dem Unterrichtswesen Alles anders geworden, ob es aber besser geworden sei, steht sehr in Frage, denn bei der alten Weise hatte der katholische Priester die ganze Angelegenheit in seinen Händen und nur gegen einige durch die Eigenthümlichkeiten des Landes herbeigeführte Hindernisse und gegen den Geiz und die Nachlässigkeit der Eltern zu kämpfen, jetzt aber möchte man sich von ihm emancipiren. In manchen Gegenden muß er es geduldig ansehen, daß die Jugend seiner Gemeinde nach unkatholischen Grundsätzen geschult wird.

Um hier außeramerikanischen Lesern verständlich zu werden, wird es nicht unzweckmäßig sein, einige Worte über das amerikanische Schulwesen, wie es jetzt in den meisten Staaten der Union gehandhabt wird, zu sagen. Es wird daraus klar werden, daß dadurch für den Katholicismus und für das deutsche Element in Amerika nicht viel gewonnen ist.

In früheren Zeiten kümmerte sich der Staat eben so wenig um das Schul- wie um das Kirchenwesen. Die verschiedenen Religionsparteien hielten sich da

ihre eigenen Schulen, welche dann als eine naturgemäße Sache unter der Aufsicht oder wenigstens dem Einflusse der Geistlichkeit standen. Wo viele Deutsche bei einander wohnten, gab es auch deutsche Schulen. Daher kam es denn auch, daß in mehreren Grafschaften des östlichen Pennsylvaniens, in welchen sich schon zu Penns Zeiten Deutsche in großen Gesellschaften niederließen, kaum ein englisches Wort gehört wurde, doch seit die öffentlichen Schulen eingeführt sind, ist der Unterricht überall englisch. Bei diesem Zustande der Dinge war es denn natürlich, daß im Innern des Landes, wo die Ansiedler von verschiedenen Nationalitäten und Glaubensbekentnissen bunt durch einander und gewöhnlich fern von einander wohnten, viele Kinder unwissender und gewissenloser Eltern ohne Unterricht und Erziehung blieben. Von der Rohheit und Unwissenheit der zweiten und dritten Generation amerikanischer Ansiedler, unter denen keine Missionäre wirkten, kann man sich in Europa kaum einen Begriff machen. Dieses Uebel veranlaßte vor etlichen zwanzig Jahren verschiedene Staatsregierungen in der Union, das Schulwesen gesetzlich in die Hände zu nehmen. Besonders ging der Staat Pennsylvanien mit einem Beispiele voran. Commissäre wurden von der gesetzgebenden Versamm-

lung nach Europa geschickt, um in verschiedenen Ländern, besonders in Preußen, das Unterrichtswesen zu untersuchen, Berichte abzustatten und Schulpläne anzufertigen. Hierauf wurde denn das ganze Land in Schuldistrikte ausgelegt, es wurden überall Schulhäuser gebaut, Kreis- und Distriktsinspektoren, Schulvorsteher und Lehrer angestellt. Die Kosten werden bestritten aus einer eigenen Schultaxe, welche nach den jeweiligen örtlichen Bedürfnissen aufgelegt wird und wozu jeder seßhafte Bürger nach der Norm seiner übrigen Taxen sein Quotum zu bezahlen hat. Es wird freilich Niemand gezwungen, seine Kinder in die Staatsschulen zu schicken; er mag sie erziehen oder erziehen lassen, wo und wie er will, oder sie ohne alle Erziehung aufwachsen lassen, welches auch vielfach geschieht; zum Taxezahlen aber ist er gesetzlich gezwungen, er mag Kinder zur Schule schicken oder nicht, es mag ihm das Schulwesen zusagen oder nicht. Deswegen hat diese Einrichtung auch schon viel Unzufriedenheit und Widerspruch hervorgerufen und wird wohl schwerlich auf die Länge bestehen.

Es ist hier ein Dilemma, in welches ein jeder Staat kommen muß, der es in seinen Grundgesetzen klar und unumwunden ausspricht, daß er sich um Religion nicht kümmere, und das thut ja die ameri-

kanische Constitution. Was ist aber die Schule ohne Religion? Es ist wohl der Grundsatz aufgestellt, daß in den öffentlichen Schulen von Religion keine Rede sein, sondern der Religionsunterricht den Eltern oder Geistlichen der verschiedenen Religionsbekenntnisse anheim gestellt sein soll. Allein abgesehen davon, daß dies an sich schon so viel ist, als wenn man ein Gebäude ohne Fundament bauen wollte, so ist es auch eine Theorie, welche in der Praxis beständig übertreten wird, wie es die Erfahrung hinlänglich bestätigt hat.

Die Katholiken bestehen noch größtentheils aus eingewanderten Ausländern und sind als solche, mehr aber noch als Katholiken, verachtet und ohne Einfluß auf öffentliche Angelegenheiten. Daher ist denn die ganze Verwaltung des Schulwesens in den Händen von Protestanten, Freimaurern und Ungläubigen. Wenn nun in den Schulen das Gesetz auch nicht direkt durch positives Lehren ketzerischer Glaubenssysteme übertreten wird, so geschieht es doch allgemein indirekt durch Verdrehung kirchengeschichtlicher Thatsachen und katholischer Glaubenslehren, durch Lästerungen, durch Lächerlichmachen katholischer Gebräuche und Ceremonien u. s. w. Es ist eine allgemein bestätigte Thatsache, daß deutsche katholische

Kinder, welche die öffentlichen Schulen besuchten, nebst ihrer Muttersprache auch ihren angeerbten Glauben verlieren. Nur zu schnell fangen sie an, von dem bekannten amerikanischen Stolze, der in Oberflächlichkeit und Dummheit wurzelt, besessen zu werden und sich ihrer eigenen Eltern zu schämen.

Gallitzin sah das Alles kommen. Er lebte noch, wie die ersten Anregungen zur gesetzlichen Einführung des beschriebenen Schulsystems gegeben wurden und sprach sich ernst und kräftig dagegen aus, zur großen Verwunderung mancher Collegen, welche, vom Aufklärungsschwindel angesteckt, seinen Scharfblick und seine katholische Entschiedenheit nicht hatten. Ich erinnere mich, daß er in seinem letzten Lebensjahre sich über diesen Gegenstand nicht nur in Privatgesprächen, sondern auch in öffentlichen Vorträgen so unumwanden aussprach, daß er einmal in einer Predigt sagte: Katholische Eltern, welche ihre Kinder protestantischen Schul- oder Erziehungsanstalten übergäben, kämen ihm vor wie die Kanaaniter, welche ihre Kinder dem Baal opferten; er würde solche Leute nicht zu den Sakramenten zulassen. Wenn damals mehrere solche Stimmen laut geworden wären und ein tüchtiges Zusammenhalten stattgefunden hätte, so würde es wohl gute Wege gehabt haben mit der Einführung

des Schulgesetzes, wenigstens in der Form, wie es jetzt dasteht. Allein diejenigen, welche damals hätten auftreten sollen, schwiegen stille, weil sie entweder nicht recht wußten, was die Sache eigentlich auf sich habe, oder weil sie sich scheueten, als Finsterlinge ausgeschrieen zu werden. Jetzt ist's einmal dahin gekommen, daß, zwar nicht überall, aber doch in manchen Gegenden des Landes, die Katholiken doppeltes Schulgeld bezahlen müssen, wenn sie ihr Gewissen nicht verletzen wollen. Es ist zwar viel gefordert, daß arme, hart arbeitende Leute ihre Schultaxe zahlen und außerdem Privatschulen unterhalten sollen. Allein gutgesinnte Katholiken thun es gerne und eifrige Priester helfen und fördern nach Kräften, indem sie entweder selbst Schule halten, oder sich nach Schulschwestern oder anderen Personen umsehen, die aus Liebe Gottes und nicht des Gewinnes wegen das Werk treiben.*) Hier ist wieder ein Fingerzeig, wie nothwendig es ist für einwandernde Katholiken, sich in Gegenden niederzulassen, wo es schon katho-

*) Ich ersehe aus dem katholischen Kirchenkalender von 1858, daß in der Diöcese Philadelphia außer den Kostschulen und Erziehungsanstalten in 33 katholischen, unter der Aufsicht der Pfarrgeistlichkeit stehenden Schulen und 8 Waisenhäusern über 9000 Kinder Unterricht erhalten.

liſche Ortſchaften oder Anſiedlungen giebt, denn wo einmal die Katholiken die Mehrzahl ausmachen, haben ſie es nicht nöthig, ſich ihr Schulweſen von Heretikern oder Ungläubigen ordnen zu laſſen. — —

Gallitzin war ſehr mildthätig und barmherzig. Ich glaube, es hat ſich wohl nie ein Bedrängter und Nothleidender vergebens an ihn gewendet. Wenn er auch ſelbſt in Noth war, ſo wußte er doch immer Rath zu ſchaffen, denn die werkthätige Liebe iſt erfinderiſch, und er hatte es ſich einmal zum feſten Grundſatz gemacht, nie von der evangeliſchen Regel abzuweichen: Gieb dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will. Und das konnte er denn immer ſchön heimlich und im Stillen abmachen. Ich habe oft mit tiefer Rührung, aber zugleich wieder mit innerem Lachen beobachtet, welche Künſte er anwendete und wie unſchuldig er ſich ſtellen konnte, um ſeinen Hausgenoſſen ſeine Wohlthaten zu verheimlichen, dann aber doch gewöhnlich dabei ertappt wurde.

Dienſtboten im gewöhnlichen Sinne des Wortes giebt es ja eigentlich nicht in Amerika, und in den früheren Zeiten, wie man ſich erſt einrichtete und noch überall Sklaven waren, hatte man gar keinen Begriff vom Dienen weißer Leute. Gallitzin nahm

schon im Anfange seiner Ansiedlung in Loretto arme verlassene Leute, gewöhnlich Wittwen und Waisen, zu sich. Diese verrichteten ihm denn seine Haus- und Feldgeschäfte und er sorgte väterlich für sie, auf dieselbe Weise, wie ein amerikanischer Bauer dafür sorgt, daß seine Kinder in seiner Nähe sich selbstständig niederlassen können, nachdem sie bis zum gesetzlichen Alter der Emancipation in seinem Dienste gearbeitet haben. Von Geld ist da keine Rede; man versieht sie vom alten, wohleingerichteten Platze aus mit Vieh, Hausrath und Lebensmitteln bis zur ersten eigenen Ernte und ist ihnen behülflich, am neuen Platze ein Haus zu bauen. Es giebt noch manche bejahrte Leute in der Umgegend, die unter Gallitzin's Dache aufgezogen und nachher von ihm auf die beschriebene Weise fürs Leben ausgestattet und versorgt wurden.

Einmal, und zwar schon in den ersten Jahren der Ansiedlung in Loretto, hatte er auch den Gedanken gefaßt, eine weibliche Ordensgenossenschaft für Jugendunterricht und die Pflege der Armen und Kranken zu stiften. Das war aber noch nicht an der Zeit und so hatte er auch noch nichts davon, als viel Verdruß und Herzeleid. Da von bindenden Gelübden und regelmäßiger Ordensverfassung natürlich

noch keine Rede war, sondern die Genossinnen nur durch ihren freien Willen und persönlichen Eifer zusammengehalten wurden, so ließ sich da wohl nichts anderes erwarten, als daß die schwachen Weiblein, nach St. Paul's Ausspruche, allgemach satt wurden an Christo und lieber heirathen wollten. Es ist noch eine oder die andere alte Frau in der Gemeinde am Leben, welche von alten Leuten als eine von Gallitzin's ausgesprungenen Klosterschwestern bezeichnet und deswegen bis auf den heutigen Tag schief angesehen wird. Nur drei blieben ledig und harrten bei Gallitzin aus bis an's Ende. Ich fand sie da als alte Jungfrauen; eine von ihnen leitete mit Umsicht und Verstand das ganze Hauswesen.

Daher fand man denn auch in Gallitzin's Hause denselben Zustand der Dinge wiederholt, den man in manchem Pfarrhause beobachten kann, wo gute, sparsame und scharf zusehende Hausgenossen dem mildthätigen Pfarrer, der aber kein guter Rechner ist, zur Seite stehen. Diese Hausgenossen, welche gewöhnlich aus den untersten Schichten der Gesellschaft sind, haben für manche Verhältnisse des Lebens einen gar scharfen Blick und denken, daß sie diejenigen, welche dem Herrn Pfarrer ihre Noth klagen, besser kennen, wie er, und ärgern sich dann, wenn sie sehen,

daß er das Seinige, welches mit harter Mühe erworben und zusammengehalten werden muß, Unwürdigen anhängt. Im Grunde hat man da von beiden Seiten Recht. Denn wenn immer und überall gegeben wird, so könnte ja keine Haushaltung bestehen; hingegen wenn man bei Erweisung von Wohlthaten erst urtheilen und richten und lang und breit untersuchen will, ob es auch gut angelegt sei, so kann wohl für den Wohlthäter nicht viel Verdienstliches herauskommen in den Augen dessen, der da regnen läßt über Gerechte und Ungerechte. Man kann sich in diesem Punkte besonders in Amerika leicht irren und ungerecht urtheilen. Denn da das Land so reich, Arbeitslohn so hoch und es daher für jeden Menschen so leicht ist, sich durchzubringen, so wird da schon immer vorausgesetzt, daß Jeder, der um Unterstützung anruft, nothwendiger Weise ein Faullenzer oder Taugenichts sein muß. Gallitzin grübelte da nicht viel, sondern gab, wenn er Noth sah und angesprochen wurde, so lange er etwas zu geben hatte. Darum war es auch gut für ihn, daß er Leute um sich hatte, die für sein Hauswesen besorgt waren und so viel wie möglich unverschämte Bettler und Vagabunden fern hielten; es wäre sonst nichts im Hause geblieben und er selbst hätte kein Hemd auf dem Leibe

behalten. Die mußten ſich aber auch genug dafür läſtern laſſen, beſonders die alte Haushälterin, welche für mehr denn dreißig Jahre mit großer Treue und Aufopferung gearbeitet und geſpart, oft mit dem verehrten Herrn Noth gelitten und viel dazu beigetragen hat, daß er ohne Schulden aus der Welt ging. „Der alte Herr, hieß es, wäre ſchon recht und man kann Alles von ihm erhalten, aber die alte Catharina hat Augen wie ein Luchs und bewacht das Haus wie ein Drache.“

Was da übrigens vom Hemd geſagt wurde, iſt nicht gerade figürlich zu verſtehen. Amerikaniſche Landſtreicher, gewöhnlich verunglückte Studenten und Demagogen aus Europa, die nicht graben können oder wollen und offenbar zu betteln ſich ſchämen, ſchleichen ſich gerne zu Leuten von Gallitzin's Art und halten, als eine Ehren- und Vertrauens-Sache, um ein Hemd an, knöpfen auch wohl Rock und Weſte auf, um den üblen Zuſtand ihre Wäſche zu zeigen. In ſolchen Fällen war denn Gallitzin ſogleich mit einem Hemde bei der Hand, ohne zuzuſehen, ob es ein neues oder altes oder ſein letztes war. So traf es ſich denn wohl, daß er manchmal gerne ſelbſt ein friſches Hemd angelegt hätte und keins da war. Darum trug ſeine Umgebung Sorge, daß für ge-

wöhnlich die Wäsche nicht in seinem Bereiche war. Er mußte daher bei solchen Anforderungen sich selbst erst an die Haushälterin wenden und die rückte dann höchstens mit einem alten, abgetragenen Hemde hervor. Der Empfänger ging dann gewöhnlich brummend von dannen, weil er ein neues Hemd hätte verkaufen und das Geld vertrinken können, und der alte Herr brummte auch, weil er meinte: alte Lumpen hätte ja der Bittsteller selbst.

Was seine übrige Garderobe anbetrifft, so hatte er außer einem Talar, denn was zum Kirchendienst gehörte, mußte bei ihm sauber und nett sein, im wahren Sinne des Wortes nur Einen Rock, wie ich zu ihm kam. Und dieser Rock war von s. g. heimgemachtem Zeuge, schon sehr abgetragen und saß ihm auf dem Leibe, als sei er für einen ganz anderen Mann gemacht worden. Es hatte auch nie ein ordentlicher Schneider etwas damit zu thun gehabt, er war vom Spinnen der Wolle bis zum Nähen der letzten Naht heimgemacht, homemade, nach dem amerikanischen Ausdrucke. Ein anderes Kleidungsstück hatte er aber noch, auf welches er viel hielt, weil es noch von Baltimore herstammte und nach der Form gemacht war, wie es damals die Geistlichen auf Reisen trugen. Es war ein talarartiger Ober-

rock mit kurzem, dreifachem Kragen. In dieſem Kleide, desgleichen ich vorher nie geſehen und welches er ſeinen Roquelour nannte, traf ich ihn zuerſt und darum iſt er auch auf dem Titelkupfer darin abgebildet. Da ſieht man ihn überhaupt wie er leibte und lebte, auch die Geſichtszüge ſind ſprechend ähnlich. Dieſer Roquelour war übrigens ſo abgetragen und abgeſchoſſen, daß man unmöglich ſagen konnte, welches wohl ſeine urſprüngliche Farbe geweſen ſein mochte. Auf vieles Zureden ſchaffte er ſich indeß, während ich bei ihm war, einen warmen und anſtändigen Mantel an. Auch wagte er es bald darauf, weil die Zeiten beſſer geworden und die Schulden ſo ziemlich abgezahlt waren, zum erſten Male, ſeit er im Gebirge wohnte, ſich gutes Tuch aus dem Laden zu kaufen und ſich von einem neuangekommenen Schneider einen ordentlichen Rock machen zu laſſen.

IX.

Da dieſes Buch nicht allein eine Biographie Gallitzin's ſein, ſondern auch von der amerikaniſchen Miſſion, wenigſtens ſo weit Gallitzin dabei betheiligt war, berichten ſoll, ſo wird es wohl am beſten ſein, ehe ich von ſeinem Lebensende rede, daß ich den Leſer jetzt zu demſelben Standpunkte zurückführe, auf welchen ich ihn in der Einleitung zum Ganzen ſtellte. Denn er wird doch gewiß gerne wiſſen wollen, was ſich auf dem Schauplatze, auf welchen ich ihn damals führte und wo er Gallitzin zuerſt mit mir erblickte, ferner zugetragen und wie ſich das, was Gallitzin in dieſer Gegend angefangen und woran er ſo lange und ſo eifrig gearbeitet, geſtaltet habe. Da ich aber das Glück hatte, noch gegen ſechs Jahre gemeinſchaftlich mit ihm an dem Werke zu arbeiten und dann den müden Arbeiter abzulöſen, ſo kann es nicht vermieden werden, daß vielfach von mir ſelbſt die Rede

rock mit kurzem, dreifachem Kragen. In dieſem Kleide, desgleichen ich vorher nie geſehen und welches er ſeinen Roquelour nannte, traf ich ihn zuerſt und darum iſt er auch auf dem Titelkupfer darin abgebildet. Da ſieht man ihn überhaupt wie er leibte und lebte, auch die Geſichtszüge ſind ſprechend ähnlich. Dieſer Roquelour war übrigens ſo abgetragen und abgeſchoſſen, daß man unmöglich ſagen konnte, welches wohl ſeine urſprüngliche Farbe geweſen ſein mochte. Auf vieles Zureden ſchaffte er ſich indeß, während ich bei ihm war, einen warmen und anſtändigen Mantel an. Auch wagte er es bald darauf, weil die Zeiten beſſer geworden und die Schulden ſo ziemlich abgezahlt waren, zum erſten Male, ſeit er im Gebirge wohnte, ſich gutes Tuch aus dem Laden zu kaufen und ſich von einem neuangekommenen Schneider einen ordentlichen Rock machen zu laſſen.

IX.

Da dieſes Buch nicht allein eine Biographie Gallitzin's ſein, ſondern auch von der amerikaniſchen Miſſion, wenigſtens ſo weit Gallitzin dabei betheiligt war, berichten ſoll, ſo wird es wohl am beſten ſein, ehe ich von ſeinem Lebensende rede, daß ich den Leſer jetzt zu demſelben Standpunkte zurückführe, auf welchen ich ihn in der Einleitung zum Ganzen ſtellte. Denn er wird doch gewiß gerne wiſſen wollen, was ſich auf dem Schauplatze, auf welchen ich ihn damals führte und wo er Gallitzin zuerſt mit mir erblickte, ferner zugetragen und wie ſich das, was Gallitzin in dieſer Gegend angefangen und woran er ſo lange und ſo eifrig gearbeitet, geſtaltet habe. Da ich aber das Glück hatte, noch gegen ſechs Jahre gemeinſchaftlich mit ihm an dem Werke zu arbeiten und dann den müden Arbeiter abzulöſen, ſo kann es nicht vermieden werden, daß vielfach von mir ſelbſt die Rede

ſein muß. Man wolle mir dieſes nicht anders auslegen, als wie es gemeint iſt, nämlich dadurch beizutragen, daß die Bedeutſamkeit von Gallitzin's Unternehmen recht ins Licht geſtellt werde.

Gallitzin ließ mich alſo in Ebensburg, der Haupt- und Gerichts-Stadt der pennſylvaniſchen Grafſchaft Cambria. Von hier aus hatte ich alle jene Plätze zu beſuchen, welche ſeit dreißig Jahren im Umkreiſe von Loretto entſtanden und theilweiſe mit Katholiken bevölkert waren. In der Grafſchaft ſelbſt befanden ſich außer in Loretto nur erſt zwei katholiſche Kirchen, nämlich in Ebensburg ſelbſt und die Joſephs-Kirche, von welcher ſpäterhin die Rede ſein wird. An drei anderen Orten ging man damit um, Kirchen zu erbauen. In Johnſtown, einer blühend gewordenen Stadt, welche jetzt 8000 Einwohner und zwei katholiſche Kirchen hat, war der Kirchenbau ſchon ziemlich weit vorangeſchritten, aber wegen Mangel an Mitteln ins Stocken gerathen; es waren damals erſt zehn katholiſche Familien dort. Dies alles gehörte zu Gallitzin's Bezirke und die Katholiken, welche in demſelben wohnten, hatten ſich entweder ſeinetwegen dort niedergelaſſen, oder hatten ſich in zweiter Generation oder durch Heirathen von Loretto aus umher verzweigt. Doch mein Bezirk erſtreckte ſich noch

viel weiter. Es gab katholische Ansiedlungen bis auf 50, ja 70 Meilen weit entfernt, zu denen wir die nächsten Priester waren und die doch zu Zeiten besucht werden mußten; denn auf dem ganzen weiten Landstriche, über welchen sich jetzt die zwei neuen Bisthümer Pittsburg und Erie erstrecken, waren damals außer uns beiden nur noch vier oder fünf Priester. Oft traf es sich, daß ich zwei tüchtige Tagereisen zu Pferde zu machen hatte, um in einer Gemeinde Gottesdienst zu halten oder einen Kranken zu versehen. Somit war ich dann beständig auf Reisen, aber ich hatte leichte Arbeit, denn wohin ich immer kam, da war Gallitzin schon gewesen und hatte mir vorgearbeitet und einen guten Grund gelegt. In Loretto war ich, wenn es sein konnte, regelmäßig jeden ersten Sonntag im Monat. Wie wir im Verlaufe der Zeit besser bekannt wurden, verlor sich Gallitzin's zurückhaltendes Wesen nicht allein, sondern es kam dahin, daß ich, so viel es die Umstände erlaubten, sein beständiger Hausgenosse war, denn er pflegte zu sagen: es fehle ihm etwas, wenn ich nicht bei ihm wäre.

Schon 15 Jahre vor meiner Ankunft, wie bereits das beste Land in der unmittelbaren Nähe von Loretto ausgesucht und aufgekauft war, hatten sich ei-

nige katholiſche Hausväter 12 Meilen weiter gegen Norden von Loretto aus in der Wildniß angeſiedelt. Hier lag an den Quellen des Susquehanna viel gutes Land, welches damals noch für einen Spottpreis zu haben war. Unſer alter Bekannte, John Weakland, beſaß nahe bei Loretto nur ein geringes Stück Land und hatte da keine Ausſicht, daß ſeine heranwachſenden Kinder zu Eigenthum gelangen konnten. Er zog alſo da hinaus und nahm Land genug in Beſitz, daß jeder ſeiner ſieben Söhne mit der Zeit ſeine eigene Heimath gründen konnte. Ein Elſaſſer, Namens Müller, der ſchon in den neunziger Jahren nach Amerika gekommen war, that unter denſelben Umſtänden daſſelbe, denn auch er hatte eine ſehr zahlreiche Familie, und ſo thaten mehrere. Zu bemerken iſt noch ein gewiſſer Luther, ein Thüringer, welcher in der amerikaniſchen Revolution mit den Heſſen ins Land gekommen und deſertirt war. Dieſer zog nach mancherlei Schickſalen, welche Stoff genug zu einer intereſſanten, romanhaften Erzählung geben würden, mit ſeiner katholiſchen Frau, welche ihm als junges Mädchen das Leben gerettet hatte, in dieſe Anſiedlung, trat zur katholiſchen Kirche über und erzog eine große katholiſche Familie. Seine Nachkommen wohnen in jener Gegend in großer Anzahl,

bereits bis ins vierte Glied. Ich gehe hier so ins Einzelne, weil ich dem Leser gerne einen Begriff davon geben wollte, wie es in Amerika mit dem Ansiedeln der Katholiken und der gleichmäßigen Verbreitung der Kirche eigentlich gehen sollte. Auf die zerstreut in protestantischen Ortschaften und unter protestantischem Einflusse wohnenden Katholiken, die ihre Kinder in die Staatsschulen schicken und nachher mit Protestanten durch einander heirathen lassen, ist nicht viel Hoffnung für die Zukunft zu setzen. Auch nenne ich die Namen mancher der ersten Ansiedler, weil sie die Stammväter von wahrhaft katholischen Geschlechtern sind, aus welchen in Zukunft vielleicht Säulen der Kirche hervorgehen werden, wenn einmal die amerikanische Kirche wahrhaft selbstständig als Nationalkirche und nicht mehr als ein europäisches Filial oder eine Missionsanstalt dastehen wird.

Die Gegend, in welcher sich die genannten Auswanderer von Loretto niederließen, ist auch darum merkwürdig, weil sich dort mehrere Trappisten, welche in den Revolutionsstürmen aus Frankreich flüchteten, in der schauerlichsten Wildniß, fern von den Menschen, niederließen. Es ging ihnen aber zu hart und sie löseten sich nach kurzem Bestehen wieder auf, um, zum Theil wenigstens, nach Europa zurückzukehren,

wo unterdeß Ruhe und Ordnung wieder hergestellt war. Ein besseres Bestehen haben dort jetzt die Benediktiner, welche im Herbste 1846 unter der Leitung des jetzigen Abtes von St. Vincenz, Bonifaz Wimmer, von München aus dort bei mir anlangten und jetzt ein blühendes Priorat dort haben. Ueberhaupt hat die dortige Gemeinde bereits Loretto an Zahl und Wohlstand überflügelt, obgleich sie ursprünglich nur eine Filialgemeinde desselben war.

Nachdem die genannten ersten Auswanderer von dort sich etwas eingerichtet hatten, baueten sie sich auf Gallitzin's Betrieb und mit seiner Beihülfe eine Kirche, welche derselbe zu Ehren des heiligen Joseph einweihete und zu Zeiten besuchte. Dieses war nicht lange vor meiner Ankunft geschehen und mir lag es jetzt ob, diese kleine Gemeinde gelegentlich zu besuchen. Es war ein Lieblingsgedanke Gallitzin's, hier ein zweites Loretto entstehen zu sehen, denn hier bot sich von allen Plätzen, die wir zu versehen hatten, die beste Gelegenheit dar wegen des vielen guten, noch unbesetzten Landes, eine ausgebreitete und rein katholische Ansiedlung ins Leben zu rufen. Er war daher beständig an mir, es dort gerade so zu machen, wie er einst in Loretto that, versprach mir auch alle Hülfe und Beistand dazu. Im Jahre 1836 konnte

ich es möglich machen, Land anzukaufen und die anderen nöthigen Einrichtungen zu treffen. Ich wohnte also von da an bei St. Joseph auf einem Bauerplatze, besuchte aber Loretto nach wie vor. Auch der alte Herr kam zu Zeiten auf seinem Schlitten zu mir und freuete sich dann herzlich, wenn er es bei mir Alles wieder in einer zweiten Auflage sah, wie er selbst es vor dreißig Jahren gehabt hatte; denn auch eine fromme Wittwe mit vier Töchtern schaltete und waltete in meinem Hause.

Wie oft ein schwüler und wetterschwerer Tag mit einem kühlen, wonnigen Abende endigt, so war es auch unserem Gallitzin beschieden, den Abend seines Lebens in Ruhe und Frieden zu verleben und unter seinen lieben Kindern noch recht viele Freuden zu genießen. Die zeitlichen Sorgen waren beseitigt und mit ihnen manche andere Unannehmlichkeiten und Besorgnisse. Das Ziel, nach welchem er vom ersten Anfange seines Missionslebens gestrebt, war erreicht: eine rein katholische Gemeinde, in welcher kein protestantisches Element Geltung gewinnen konnte, war begründet und entfaltete sich rings um ihn her. Bevor er seine Augen auf immer schloß, durfte er es noch sehen, daß von derselben Töchtergemeinden ausgingen und sich nach seinen Grundsätzen bildeten.

Denn außer der Gemeinde zu St. Joseph entstand noch bei seinen Lebzeiten nach einer anderen Richtung hinaus eine andere Landgemeinde zu St. Auguſtin, wozu gleichfalls Auswanderer von Loretto den ersten Grund gelegt hatten. Auch den Anfang einer dritten katholischen Ansiedlung, zu welcher sein Loretto die ersten Ansiedler hergab, sah er noch; den Kirchenbau und die Anlage einer Stadt hat er da freilich nicht mehr erlebt. Aber da würde die Stadt auch nicht den Namen Gallitzin erhalten haben. Unter diesem Namen findet man sie bereits auf den neuen Specialkarten von Pennsylvanien. Das hätte der demüthige Mann nie zugegeben. Denn wie ich damit umging, in der St. Josephs-Gemeinde eine Ortschaft unter seinem Namen anzulegen, und ihm solches zu Ohren gekommen war, stellte er mich sehr ernstlich darüber zur Rede und schlug den Namen des ersten Bischofs der Vereinigten Staaten, Carroll, vor, und so ist es gekommen, daß die Stadt Carrolltown heißt und bereits auf Postkarten verzeichnet ist.

So sah Gallitzin in seinen alten Tagen die Wildniß rings um sich her in einen blühenden Garten sich umwandeln. Die ersten Ansiedler, welche mit ihm des Tages Last und Hitze getragen, wohnten schon längst nicht mehr in ihren ärmlichen Blockhäusern.

Die Urwälder waren gelichtet, wohlgeordnete Baureien (Farmen) mit ſtattlichen Scheunen und bequemen Wohnhäuſern, umgeben von Gärten und lachenden Fluren waren der Preis ihrer Arbeiten und Entbehrungen. Kinder und Enkel waren in der geſunden Bergluft und unter dem Schutze chriſtlicher Zucht und Sitte zahlreich und an Leib und Seele kräftig aufgewachſen und hatten angefangen, eigene Haushaltungen zu gründen. Manche zogen mit mir in die Wildniß, wie die jungen Bienen, wenn der Korb zu voll wird. Dem Europäer wird dies vielleicht ſpaniſch vorkommen. Allein in Amerika, wo des Raumes ſo viel iſt, wird es den Leuten bald zu beengt, und das gilt beſonders von denen, welche germaniſchen Stammes ſind. Es ſteckt noch in der Natur von Tacitus Zeiten her; denn der erzählt ja von unſeren Vorfahren, daß ſie auf einzeln liegenden Gehöften hauſeten und ihre Grenzmarken weit und breit wüſt liegen ließen.

Ich kehrte auf meinen Reiſen einmal bei einem alten amerikaniſchen Bauer deutſcher Abkunft ein, welcher ſich vor etwa zwanzig Jahren einſam im Walde niedergelaſſen hatte. Jetzt beſaß er 400 Morgen Land, wovon ein beträchtlicher Theil bereits urbar war, gute Gebäude waren aufgeführt und ſeine

Kinder waren herangewachsen und arbeitsfähig geworden. Wie wir des Abends beim traulichen Hausfeuer saßen, erkundigte er sich gar angelegentlich nach einer mir bekannten Gegend in einem fernen Territorium, wo das Land erst, wie man zu sagen pflegt, in den Markt kam: wie das Land dort beschaffen sei, unter welchen Bedingungen man es dort erhalten könne u. s. w. Auf meine Bemerkung, daß er doch unmöglich damit umginge, seinen wohl eingerichteten Platz, auf dem er wie ein Fürst leben könne, zu verlassen, 800 Meilen zu reisen und noch einmal wieder im Busche anzufangen, gestand er mir, daß dies allerdings der Fall sei. Als Grund gab er an, daß es ihm dort schon zu beengt würde und ihm die Nachbaren zu nahe auf den Leib rückten; nach zwei Seiten hinaus wohnten schon Leute innerhalb einer Meile, das Vieh liefe durch einander, die Hunde hätten schon mit einander gerauft, auch hätte es unter den Kindern und Weibsleuten schon Wäschereien und Verdruß abgesetzt; er liebe den Frieden und wolle daher lieber noch einmal anfangen, als sich ferner dergleichen Plackereien aussetzen. Amerikanische Ansiedler dieser Art haben wirklich etwas von der Natur des amerikanischen Bären an sich. Von dem aber ist es bekannt, daß er nicht viel um geselligen

Verkehr mit seinesgleichen giebt; er hat in abgelegener Gegend seine Steinkluft oder seinen hohlen Baum, worin er während der kalten Jahreszeit schläft und meditirt, und außerdem sieht man ihn auch nur immer einsam seinen Geschäften nachgehen. Bei den Leuten celtischer Abkunft, besonders den Irländern, ist es gerade das Gegentheil: die halten es mehr wie die Biber oder die amerikanischen Wandertauben; denen wird gar leicht die Zeit lang, besonders wenn es nichts zu raufen giebt.

Wie nun der Missionär mit den Rothhäuten auf die Büffeljagd, mit den Eskimos auf den Fisch- und Seehundsfang gehen muß, wenn er etwas unter ihnen ausrichten will, so muß er es auch verstehen, mit den eingewanderten Europäern je nach ihren Nationaleigenheiten umgehen und, soweit kein Nachtheil für die Religion entsteht, ihnen darin nachgehen zu können. Es ist eine bekannte Sache, daß die deutschen Priester in Amerika bei den Irländern gewöhnlich nicht viel, und die irischen Priester bei den Deutschen fast nichts ausrichten können, und dieses nicht soviel wegen der Sprach- als der Charakter-Verschiedenheit. Gallitzin hatte sich aber auch in dieser Hinsicht die Meisterschaft errungen, Allen Alles zu werden. Jedoch pflegte er wohl zu sagen: Mit den alten Schlin-

geln aus dem altersschwachen Europa ist im Allgemeinen nicht mehr viel zu machen; wenn man sie so zur Noth im Glauben erhalten und es dann geduldig abwarten kann, bis die jungen, im Lande gebornen Deutschen und Irländer durch einander heirathen, dann hat man gewonnenes Spiel, denn da giebt es eine neue katholische Nation, die nicht überall anstößt und auf Nebendinge versessen ist, wie ein Spießbürger auf seinen Zopf und seine kurzen Hosen, sondern es versteht, Katholizismus und amerikanische Constitution mit einander aufrecht zu halten und an keiner Seite weder zu viel noch zu wenig zu thun. Die Freude, eine solche Amalgamation sich vorbereiten zu sehen, hat er auch noch gehabt, denn er hat in seinem späteren Lebensalter, wo die Deutschen erst recht anfingen, in seine Gegend zu kommen, manchmal Trauungen zu verrichten gehabt, wobei er die Frage um die Einwilligung der einen Partei auf deutsch, der anderen auf englisch vorlegen mußte, um sicher zu sein, daß die Sache gehörig verstanden wurde.

Obgleich er, mütterlicher Seits wenigstens, von deutscher Abkunft und in Deutschland erzogen war, so hatte es doch den Anschein, als wenn er die Deutschen nicht liebte, ja sie verachtete und vernachlässigte.

Dieſes iſt ihm, und zwar nicht ohne Schein, vorgeworfen. Die Sache bedarf einer Erläuterung. In den erſten Zeiten ſeines Miſſionslebens kamen nur ſelten katholiſche Deutſche nach Amerika. In dem alten, ganz nach engliſcher Weiſe geſtalteten Maryland, von wo er ausging, waren gar keine. Erſt im Verlaufe der Zeit fanden ſich drei oder vier Familien aus dem öſtlichen Pennſylvanien bei ihm ein, und dieſe waren durch Heirathen oder langen Aufenthalt im Lande ſchon mit dem anglo-amerikaniſchen Elemente inpregnirt; die Kinder verſtanden wenigſtens ſchon alle engliſch. Somit hatte alſo Gallitzin weder Veranlaſſung noch Beruf, deutſch zu lehren oder zu predigen, ja er würde, wenn er es gethan, einen Gewaltſtreich begangen und die Gemeinde vernachläſſigt haben. Erſt in ſpäteren Zeiten, hauptſächlich erſt um die Zeit, wie ich ſelbſt gekommen war, nahmen wirkliche deutſche Auswanderer katholiſchen Glaubens, beſonders aus dem Elſaß, der Rheinpfalz und Baden, in Maſſe ihren Zug in jene Gegenden. In dieſe Leute aber und ihre Art und Weiſe, ſelbſt ihren oberdeutſchen Dialekt, konnte ſich der in Weſtfalen erzogene Gallitzin gar nicht finden; folglich konnten ſie ſich in ihn auch nicht finden und meinten, er möge ſie, als Deutſche, nicht, pflegten

ihn daher auch wohl zum Unterſchiede von mir den ictiſchen Prieſter zu nennen.

Doch hierin ſteckte das Mißverſtändniß nicht allein. Dieſe Leute waren ſammt und ſonders während der Kriegs- und Revolutionsſtürme aufgewachſen, waren daher, wie ihre Zeit, ohne politiſche und religiöſe Stabilität und von mancherlei verſchiedenen Winden der Lehre umhergetrieben; beſonders waren die aus dem damals ſo lockeren Baden gewaltig locker in ihrem Glauben. „Mein Gott," pflegte Gallitzin zu ſagen, „was iſt aus dem deutſchen Volke geworden, es ſind ja lauter Jakobiner." Somit konnten denn die Deutſchen kein Herz zu ihm faſſen. Sie waren mir überwieſen und ich könnte viel davon erzählen, was ich mit ihnen zu thun gehabt und wie viel leeres Stroh ich gedroſchen habe.

Die deutſche Sprache kann unter den deutſchen Katholiken in Amerika nicht erhalten werden. Dies war Gallitzin's Meinung, und ich glaube, er hatte Recht. Es iſt freilich für jedes deutſche Herz peinlich und demüthigend, ſehen zu müſſen, wie ſo Vieles, welches an das alte Vaterland erinnert, aufgegeben und mit neuen Empfindungen und Beſtrebungen, ſogar mit einer Tochterſprache, vertauſcht werden muß. Muß — ſage ich, denn wie iſt da zu helfen?

Man spricht wohl viel von einem deutschen Elemente in Amerika. Allein was kann darunter verstanden werden? Weiß man ja daheim, im alten Vaterlande selbst nicht recht, was das eigentlich für ein Ding ist. Wäre ein einiges Deutschland und wäre die Auswanderung von Deutschland als Nationalsache betrieben worden, dann würde es jetzt unfehlbar, wenigstens im Westen von Nordamerika, vollständige deutsche Staaten geben. So aber, wie es ist und wie es bisher gegangen, kann von einem deutschen Elemente in Amerika nicht viel die Rede sein. Die Deutschen, welche in früheren Zeiten nach Amerika auswanderten, waren nur immer Leute aus den niedersten Schichten der Gesellschaft, welche die liebe Noth aus dem alten Vaterlande trieb. In späteren Zeiten kamen dann die Unzufriedenen, die Demagogen und politischen Flüchtlinge hinzu. Was kann sich aus solchem Material gestalten? Was die erste Klasse betrifft, so wurde sie von Anfang an von den stolzen Angloamerikanern verachtet. Man denke nun an Schaaren zerlumpter Bettler aus deutschen Städten, oder schmutziger, ungehobelter und verhungerter Landleute aus den armen Gegenden des Spessart oder Odenwaldes, wie sie gleich hungrigen Wölfen über die Fleischtöpfe Amerika's herfallen. Da Sprache,

Sitten und Gebräuche, ja die ganze Erſcheinung, den durch engliſchen Einfluß Gebildeten ſo ganz fremd, ſo abſchreckend und ungenießbar war, ſo kamen ſie auf den Gedanken, daß die dummen Deutſchen zu nichts weiter im Lande zu gebrauchen wären, als wozu man die Neger von Afrika importirte. Und die dummen Deutſchen ließen ſich auch gedulbig dazu gebrauchen, ſchätzten es ſich wohl noch für eine Ehre, die Holzhacker und Waſſerträger, die Heloten der Amerikaner ſein zu dürfen; ſie verdienten ja Geld dabei und konnten täglich ihre Bäuche füllen, wie ſie es daheim kaum einmal im Jahr, an der Kirchweih, konnten. Oder wenn Einer und der Andere nicht recht zufrieden damit ſein und ſich nicht wegwerfen wollte, ſo kam er auf den ohnehin den Deutſchen ſo geläufig gewordenen Gedanken, daß es mit ſeiner Sprache und Nationalität doch eigentlich nicht weit her ſein müſſe, und er ſuchte ſobald als möglich Alles abzuſtreifen, woran man den Deutſchen hätte erkennen können. Hierin hat ſich von jeher das weibliche Geſchlecht ausgezeichnet. Ich habe Schwabenmädchen mit ihren langen Haarflechten, Miedern und faltigen Röcken richtig bis Newyork oder Baltimore kommen ſehen; nach wenigen Tagen aber ſah man ſie ſchon in den elegantesten Modekleidern, durch die

Straßen stolziren und wenn ein deutscher Bekannter sie anredete, rümpften sie die Nase und thaten, als wenn sie kein Wort Deutsch verständen.

Noch vor 50 Jahren wurden arme deutsche Auswanderer von Hamburger und Amsterdamer Schiffskapitänen auf Spekulation nach Amerika hinübergenommen und an amerikanische Fabrikherren oder Landbesitzer förmlich verkauft, bis sie ihre Reisekosten abgearbeitet haben würden. Mir sind alte Leute bekannt, welche auf solche Weise in ihrer Jugend nach Amerika kamen, bis zu ihrem 21. Jahre verkauft, oder wie man es bei den Weißen nannte, verbunden wurden, mit den Negersklaven arbeiten und sich dieselbe Behandlung gefallen lassen mußten. Kann man sich da wundern, daß die Deutschen in Amerika verachtet sind? Diese Verachtung schreibt sich übrigens auch noch von anderen Umständen her. Zur Zeit der amerikanischen Revolution kamen bekanntlich viele deutsche Miethsoldaten nach Amerika, um dort ihr Blut zu vergießen in einem Handel, der sie nicht mehr anging, wie der trojanische Krieg. So viele von ihnen, wie eine Möglichkeit dazu sahen, desertirten, verbreiteten sich unter das amerikanische Volk und verwünschten ihr Vaterland, welches sie verkauft hatte. Das konnte den Amerikanern wohl auch keine

große Meinung von Deutſchland beibringen. Bis auf den heutigen Tag iſt „Heſſe“ ein Wort, womit der Amerikaner etwas bezeichnet, das Abſcheu und Verachtung verdient. Es giebt eine Art Kornwürmer, welche in manchen Jahrgängen überhand nehmen und ganze Waizenfelder zerſtören; man nennt ſie in Amerika die Heſſen, in demſelben Sinne, wie man in manchen Gegenden Deutſchlands ein ekelhaftes ſchwarzes Ungeziefer die Ruſſen zu nennen pflegt.

Zwar haben ſich ſchon lange vor der Revolution Deutſche in verſchiedenen Gegenden des Landes angeſiedelt und in Gemeinden zuſammengethan. Es waren das gewöhnlich Herrenhuter, Wiedertäufer und andere Separatiſten. Sie haben deutſche Sprache und Sitte unter ſich aufrecht zu erhalten geſucht, allein es ging damit gerade ſo, wie mit dem religiöſen Separatismus, nachdem die Reaktion aufgehört hat; es ging wie mit den Auſtern, die auf den Strand geworfen ſind und vertrocknen. Man findet wirklich noch im öſtlichen Pennſylvanien ganze Grafſchaften, in denen nicht viel engliſch geredet wird, nur die Städter, Geſchäftsleute und Beamten reden es. Das Landvolk, die Farmer, welche größtentheils von den ſchon zu William Penns Zeiten eingewanderten Deutſchen abſtammen, reden ihr pennſylvaniſch-deutſch,

von dem schon die Rede war. Der neuankommende Deutsche lernt übrigens gerade so leicht wirklich englisch, als dieses Kauderwelsch, welches dort zur englischen Sprache in demselben Verhältnisse steht, wie in Mecklenburg und Westfalen das Plattdeutsche zum Hochdeutschen. Wie es aber der Sprache ergangen ist, so erging es auch dem Charakter, denn wie sie im Grunde deutsch geblieben ist, nur daß Worte für das alltägliche und Geschäftsleben aus der englischen entlehnt und ihnen deutsche Biegungen gegeben werden, so ist der deutsche Pennsylvanier auch ein vollständiger Michel aus der guten alten Reichszeit, welcher sich der amerikanischen Pfiffigkeit befleißigt, und das steht ihm denn gerade so an, als wenn der Esel die Geige spielen wollte.

Können nun solche Leute Träger und Repräsentanten eines deutschen Elements in Amerika sind? Und doch wären sie mir noch lieber, als eine andere Klasse von Leuten, welche heut zu Tage sich gerne dazu aufwerfen wollten. Unter den Eingewanderten neuerer Zeit befanden sich doch immer Manche, die nicht zu den Proletariern und wissenschaftlich Verwahrloseten gehörten; es gab auch Leute, welche durch Schulen und Universitäten gegangen waren, aber, wie Herr Jobst, in Deutschland weiter keine

Aussicht hatten, als auf einen Nachtwächterdienst, s. g. Aufgeklärte aus den mittleren Ständen, welche zum Graben zu faul waren, u. A. Diese suchten nun dem Mangel an deutscher Bildung dadurch abzuhelfen, daß sie all den Schund aus der deutschen Aufklärungsperiode nach Amerika schleppten. Fünfzigjährige Ladenhüter aus deutschen Buchhandlungen und ganze ausgediente Leihbibliotheken mit Werthers Leiden und all den anderen, Herz und Sinn verdrehenden Romanen mußten nach Amerika wandern. Auch wurden deutsche Theater errichtet und Menschenhaß und Reue und was sonst dazu gehört, wurde von aufgeklärten Schneidergesellen und empfindsamen Kammerjungfern herunter geradbracht. Aufgeklärte Theologen aus Sachsen oder Preußen, auch wohl hie und da ein badischer Priester, der nach verunglücktem Cölibatssturm mit seiner Geliebten durchgebrannt war, setzten an allen Enden und Ecken ihre Tabernakel auf und kitzelten dem deutschen Janhagel die Ohren in behaglichen Stunden der Andacht. Dieser Zustand der Dinge war für die Deutschen in Amerika das, was einst in Deutschland die Leipziger Schäferzeit war.

Bald aber nahm das deutsche Element einen ganz anderen, nicht so harmlosen Charakter an. Allgemach

und besonders nach dem achtundvierziger Jahre kamen in großer Zahl Leute ins Land, welche die Kinderschuhe der Roman- und Theaterwelt längst ausgezogen und es versucht hatten, auf dem wirklichen Welttheater ihre blutigen Romane zu spielen. Diese wollten jetzt die Stimmführer sein und bemächtigten sich besonders der deutschen Journalistik in Amerika.

Die schreiben nun und liefern Traktate
Vom Zipperlein und von dem Staate,
Vom Luftballon und vom Altar
Und wissen Alles auf ein Haar.

Unter ihnen machen sich in neuester Zeit auch Juden gewaltig breit. Diese sind aber so wenig dazu geeignet, die Deutschen in Amerika zu vertreten, wie die Kinder Israel. Dieses Wesen hat viel dazu beigetragen, daß die Deutschen in Amerika jetzt anfangen, eine ganz eigenthümliche Aufmerksamkeit zu erregen, und wie sie vorher nur verachtet waren, jetzt gehaßt und als staatsgefährliche Unruhestifter betrachtet werden. Englische Zeitungen enthalten oft Auszüge aus deutschen, in Amerika erscheinenden Blättern, aus welchen die Amerikaner mit Schrecken sehen, daß jenen Leuten die amerikanische Verfassung lange nicht frei genug ist und daß, wenn sie die Gewalt in Händen hätten, sie dieselbe bald über den

Haufen werfen würden, abgesehen von dem niederträchtigsten Hohnsprechen alles Dessen, was noch von göttlichem Gesetze in den Gemüthern des amerikanischen Volkes übrig geblieben ist. Mit den auf Ordnung, Zucht und Ehrbarkeit haltenden Amerikanern aller Parteien protestiren wir deutschen Katholiken feierlichst gegen ein solches deutsches Element und dürfen uns Glück wünschen, wenn unsere Jugend nicht mehr deutsch genug versteht, um die Schandschriften, zu denen sich unsere arme Muttersprache hergeben muß, verstehen zu können. Obgleich die englische Tagespresse auch viel Verkehrtes zu Markte bringt, so thut sie es doch nicht mit der Rohheit und frechen Schamlosigkeit, mit welcher die deutsche dort Alles, was der Menschheit heilig und ehrwürdig ist, begeifert.

Man fand nach dem Jahre 1848 in viel gelesenen amerikanischen Blättern, wie dem Newyork-Herald, der in 50,000 Abdrücken circulirt, Aufsätze folgender Art: „Wie die Deutschen hier noch ziemlich geringe an Zahl waren, betrachtete man sie nichtsdestoweniger als ein wesentliches und schätzbares Element unserer im Zunehmen begriffenen Bevölkerung. Durch ihren Fleiß, ihre Mäßigkeit, Klugheit und Treue, die sie im alten Vaterlande sich angeeignet, erwarben sie in der neuen Heimath sich allgemeine Achtung und Ver-

trauen." .. Hierauf wird erzählt, wie die Begebenheiten von 1848 die Sympathien der Amerikaner in Anspruch nahmen und Aller Augen auf Deutschland gerichtet waren, und dann heißt es weiter: „Wir glaubten, daß der Keim der Freiheit im Lande Hermann's wieder Leben gewinnen und einen Baum hervortreiben könne, unter dessen schattenden Zweigen alle Völker Europa's sich dereinst sammeln würden. Allein unsere Ansichten haben sich gewaltig geändert, seit die bewaffnete Macht und die öffentliche Meinung die Anarchie erdrückte und die Throne befestigte. Die hiedurch überwundenen Empörer und Rothrepublikaner mußten ihre Rettung in der Flucht suchen. Sie flohen in ferne Länder, auch zu uns kamen sie in ganzen Schiffsladungen. Mit offenen Armen und herzlichem Willkommen empfingen wir sie, wie Unglückliche, die bei uns ein Asyl suchten und zugleich die Hoffnung anregten, sie würden, wie ihre mit uns schon assimilirten Brüder, dereinst einen respektabeln Theil unserer Bevölkerung ausmachen. Aber wie hat uns diese Hoffnung getäuscht! Sonst sahen wir in den Straßen unserer Städte Kaufleute, Handwerker, Bauern deutscher Abkunft, welche ihren Geschäften oblagen und als fleißige und ruhige Bürger auf das vollste Maaß unserer Achtung Anspruch

machen konnten. Jetzt sehen wir unsere Straßen überfüllt mit hirnverbrannten Schöngeistern und mißvergnügten Müssiggängern, die bei Tage schönen Weibern nachjagen und des Nachts bei vollen Pokalen Orgien feiern; Menschen, die ihre Bestimmung im Genießen und ihre Arbeit im Revolutionmachen gefunden zu haben wähnen. Wie wäre es möglich, daß wir uns darüber freuen könnten, solche Tollhäusler bei uns zu sehen, die, nach unserer Meinung, den Auswurf der Menschheit repräsentiren! Denn so wie Unwissenheit und Unglaube am Ende des vorigen Jahrhunderts Thron und Altar umstürzten und durch die hervorgerufene Schreckensherrschaft die Vernichtung der Revolution herbeiführten, ebenso wissen wir auch, daß dieselben Ursachen, Pantheismus, Atheismus, Indifferentismus, überhaupt Irrglaube, Unwissenheit und Lasterhaftigkeit aller Art in Europa die Errichtung von Republiken unmöglich gemacht und nun die Vereinigten Staaten mit diesen Schwärmen fanatischer Communisten, Socialisten und Rothrepublikaner überfüllt haben, die vermöge ihrer intoleranten und despotischen Grundsätze eine derartige antichristliche Propaganda bilden, daß sie über unser Land die schrecklichsten Uebel herbeiziehen können, wenn ihrem tollen Treiben kein Ende gemacht wird." . . .

Weiterhin heißt es: „Diese Propagandisten der Hölle haben in der ganzen Union überall ihr Lager aufgeschlagen und demoralisiren das Volk. Viele unserer Eingebornen, ebenso verdorben wie sie, besonders gewissenlose Aemtejäger, haben ihrer bösen Sache Vorschub geleistet, indem auch sie auf die Stimme der Wahrheit nicht hören und für die gerechte Sache nicht streiten mögen. Daher hat die Ausartung der deutschen Presse im Osten wie im Westen alles Maß überschritten und kämpft offenbar gegen Gott und seine Herrschaft unter den Menschen. Und wir übertreiben nicht, wenn wir behaupten, daß der von Sittsamkeit und Schicklichkeitsgefühl geleitete Theil unserer Nation sich wie Ein Mann gegen diese Propagandisten der Hölle erheben würde, wenn man ihm besagte Zeitungen in englische Sprache übersetzt vorlegen würde. Ein Schrei des Entsetzens würde ihren Lippen entfahren beim Anblicke dieser Gott lästernden Schmähungen, dieser antichristlichen Zerfahrenheit, worin sie Unglauben und Lasterleben für identisch ansehen mit Freiheit und Unabhängigkeit."

Zu Gallitzin's Lebzeiten war es noch lange nicht zu einem solchen Grade des Unfuges unter den Deutschen in Amerika gekommen, sondern das deutsche Element stand nur noch in der bezeichneten ersten

Periode seiner Entfaltung. Um so mehr zeugt es von seinem gesunden Urtheil und katholischem Scharfblicke, wenn er nicht viel auf dasselbe hielt und zu behaupten pflegte, daß sich für den Katholizismus in Amerika kein Heil erwarten ließe, als bis sich aus den dort vorgefundenen Elementen etwas amerikanisch-nationales entwickelt haben würde. Dazu gehört eine katholische Literatur, welche nur in der englischen, als der einmal adoptirten und allgemein verbreiteten Sprache des Landes entstehen kann. Und eine solche ist nicht nur entstanden, sondern springt bereits mit Kraft und Rührigkeit ins Leben und entfaltet sich auf eine Ehrfurcht gebietende Weise. Altengland hat ja auch angefangen, den Schlaf des Unglaubens und Indifferentismus abzuschütteln und liefert den englisch redenden Katholiken von Jahr zu Jahr gesundere und nahrhaftere Geistesspeise.

Wie die unselige Glaubensspaltung das deutsche Reich zerstört und das deutsche Volk, das herrlichste von allen, zu einem Spotte der übrigen Nationen gemacht hat, so zwingt sie uns, in der neuen Welt das, was uns allein noch übrig geblieben ist von dem reichen Erbe, unsere Sprache, daran zu geben, wenn wir anders katholisch bleiben wollen.

X.

Wie ich Gallitzin zuerst sah, war er freilich sehr mager und hatte überhaupt ein schwächliches Ansehen, ging aber gerade und festen und schnellen Schrittes einher; seine Stimme war laut und wohlklingend, sein Blick scharf und determinirt. Dies Alles aber hatte sich gegen das Ende des Jahres 1839 hin sehr merklich und zu meiner größten Besorgniß geändert. Er fing an, gebückt und unsicheren Schrittes einher zu gehen; beim Predigen und anderen Amtsverrichtungen wollte wohl hie und da der alte Feuereifer noch einmal wieder aufflammen, allein die Stimme versagte ihm und sein Predigen ging in ein stilles Weinen über, welches indeß eindringlicher predigte, als Worte es vermocht hätten, denn tief ergriffen und voll Rührung saß die ganze Gemeinde da und weinte mit ihm.

Ein Protestant, der in seinen letzten Lebensjahren einmal in seine Kirche ging, erzählt von seinem

Predigen: „Wenn er sich am Altar zu seiner Gemeinde umwandte, bot er den Anblick eines alternden, aber keineswegs durch Alter oder Krankheit geschwächten Mannes. Sein Aeußeres war, obgleich nicht stark, doch kräftig und elastisch. Man muß bedenken, daß dies ein Jahr vor seinem Tode war, als er beinahe 70 Jahre hinter sich hatte. Er begann seine Predigten in einfachem und Gesprächsstyl, in merkwürdig reinem Englisch und in den einfachsten Ausdrücken, welche er wählen konnte, um seine Gedanken anschaulich zu machen. Wie er fortfuhr, vermehrte sich das Interesse des Hörers an dem Sprecher und seinem Thema mit jedem Satze, obschon man keine Veränderung in seiner Stimme oder seinem Vortrage wahrnehmen konnte. Seine Bemerkungen prägten sich jedem Herzen ein, es schien, als ob jeder Einzelne in der großen Gemeinde glaubte, die Predigt solle speciell auf ihn gehen und es wäre von Dingen die Rede, die ihn mehr beträfen als Andere. Ein- oder zweimal im Laufe seines Vortrages wurde er wirklich beredt. Dann neigte sich seine Gestalt leicht vornüber, sein Antlitz erglühte und sein Auge strahlte von himmlischem Glanze; aber dies nur vorübergehend und so wenig gemacht, daß es selbst gegen sein besseres Urtheil zu sein

schien, und am Ende eines oder zweier Sätze nahm er seinen Gesprächston wieder an. Seine Predigt, wenn man es so nennen darf, dauerte weniger als dreißig Minuten."

Sein Leibschade, welchen er sich durch einen Sturz mit dem Pferde bei einem nächtlichen Krankenbesuche zugezogen, machte ihm immer mehr und mehr Beschwerde, besonders wenn die kalte Jahreszeit eintrat. Auch war sein Magen so schwach geworden, daß er fast nichts mehr vertragen konnte, und ihm jede, auch die unschuldigste Speise Beschwerden verursachte. An peinlichen Verdauungsbeschwerden hatte er schon lange gelitten, und die waren durch nichts Anderes veranlaßt worden, als daß er schon seit einer langen Reihe von Jahren keinen Zahn mehr im Munde hatte und dabei auf seinen Reisen mit den ohnehin zähen und unverdaulichen Produkten der amerikanischen Kochkunst seinen Hunger stillen mußte, und das oft im Fluge, nach langem Fasten.

Ein amerikanischer Missionär hat es in dieser Hinsicht überhaupt sehr hart und wenn er nicht eine eiserne Gesundheit und einen Straußenmagen hat, so ist er sicher vor der Zeit aufgerieben. Oft muß er den ganzen Samstag zu Pferde sein, um durch Wälder und unwegsame Gegenden bei sinkender Nacht

den Ort seiner sonntäglichen Mission zu erreichen. Kaum angekommen, todtmüde, hungrig, vielleicht naß und von Kälte erstarrt, wird er schon in Anspruch genommen. Da er nicht oft kommt und nie lange bleiben kann und nebst der Seelsorge auch zeitliche Gemeindeangelegenheiten zu besorgen hat, so haben sich jedesmal eine Menge von Dingen, welche seiner Entscheidung oder Berichtigung warten, angesammelt. Da giebt es Kirchenrechnungen durchzusehen, Mißverständnisse und Streitigkeiten zu schlichten; da kommen Weiber, welche ihre Männer, Hausväter, welche ihre zuchtlosen Familien anzuklagen haben, der Betschwestern mit ihren Beschwerden und tausend Scrupeln nicht zu gedenken. Am andern Morgen muß er dann schon bei Tagesanbruch zum Beichthören in die Kirche: die ist dann gewöhnlich noch nicht ausgebauet und Wind, Regen oder Schnee haben freien Zutritt; oft ist sie auch weit entfernt von dem Hause oder der Hütte, worin er sein Nachtquartier hatte, und er muß bei schlechtem Wetter durch grundlosen Koth dahin waten, oft noch schwer beladen mit Allem, was zur Feier der heiligen Messe erforderlich ist. Da die Leute zerstreut wohnen und die meisten aus beträchtlicher Ferne kommen, so muß mit der Messe gewartet werden, bis die Gemeinde bei einander ist.

Daher ist es häufig der Fall, daß sich der Missionär seines Privilegiums, noch eine Stunde nach Mittag celebriren zu dürfen, bedienen muß. Dann sollten doch die Kinder noch im Catechismus vorgenommen werden, auch trifft es sich gewöhnlich, daß Leute von fern her mit Täuflingen zugegen sind. Die möchten gerne vor Nacht wieder heim und so muß die Taufhandlung auch noch fastend verrichtet werden. Somit geht es denn gewöhnlich tief in den Nachmittag hinein, bis der ermattete und überhungrige, also appetitlose Priester in sein fernes Quartier gehen kann, um sich mit einer amerikanischen Mahlzeit den geschwächten Magen ganz zu verderben. Eine solche Mahlzeit besteht aber gewöhnlich in weiter nichts, als schlechtem Kaffee oder Thee, statt der Suppe, von der man nichts weiß, klumpigem, heißem Kuchen, indem man vom Brodbacken auch nicht viel weiß, und — einem Stücke Fleisch, gewöhnlich gesalzenem Schweinefleisch, welches gerade etliche Male in der Pfanne umgedreht worden und dem Gebisse eines Wolfes Trotz bieten könnte; vielleicht giebt's auch noch hartgebackene Eier, halbgesottene Kartoffeln und — Syrup. Nun denke man sich dabei einen schwächlichen, zahnlosen Mann! Und so etwas hat ja der arme Gallitzin unzählige Male durchzumachen gehabt.

Seine schönen Zähne hat er übrigens auch seinem Berufe zum Opfer gebracht. Er wurde schon in früheren Zeiten der Ansiedlung, wie es noch recht rauh herging und die Krätze wie eine Epidemie überall herrschte, von dieser ekelhaften Krankheit befallen. Wie das Uebel schon recht eingewurzelt war, fiel er einem Quacksalber in die Hände, der ihn so lange mit Sublimat u. dergl. behandelte, bis sich Speichelfluß und scorbutische Erscheinungen einstellten. Die Folge davon war, daß ihm die Zähne locker wurden und nach einander ausfielen. Ich habe nach seinem Tode 21 größtentheils gesunde Zähne in seinem Schreibpulte gefunden.

Der ungewöhnlich strenge Winter von 1839—40 hatte den lieben alten Mann sehr mitgenommen, so daß ich ihn oft bat, sich zu schonen und mir die Arbeiten zu überlassen, wie ich ihn in der Fastenzeit so schwach und leidend sah. Er aber wollte nichts davon wissen, sondern meinte, da doch heut zu Tage nicht viel Gelegenheit wäre, daß ein Missionär mit blutigem Märtyrerthum Gott preisen könne, so solle er doch wenigstens wünschen, gleich einem abgearbeiteten Karrengaul im Geschirre umfallen zu dürfen. Dergleichen Kraftausdrücke waren überhaupt bei ihm nichts Ungewöhnliches. Wie er so recht in den Con-

troverſen verwickelt war, erſchien einmal ein Aufſatz gegen ihn, in welchem man ihn zu verkleinern und als einen unbedeutenden und unfähigen Menſchen darzuſtellen ſuchte. In ſeiner Erwiderung ſagte er: Er wiſſe recht gut, daß nicht viel hinter ihm ſei; er habe dieſe Controverſe aber begonnen im Vertrauen auf den, der auch durch einen Eſelskinnbacken die Feinde ſeiner Auserwählten demüthigen konnte.

Ich konnte ihm gerade damals, wo es ſo nöthig geweſen wäre, auch beim beſten Willen nicht viel Aushülfe leiſten, denn meine Gemeinde war ſchon ſehr zahlreich geworden und gab mir Arbeit vollauf, und wegen der öſterlichen Zeit, welche in den Miſſionen ſchon mit dem erſten Faſtenſonntage anfängt, mußte ich beſtändig an die weitentlegenen Orte unſerer Miſſion gehen. Dazu kam noch, daß ich mich gerade in der Charwoche beim Holzhacken mit der Axt verwundete. Nur mit größter Mühe konnte ich mich an den heiligen Tagen in die Kirche ſchleppen. Dieſe Anſtrengung und die Kälte und Näſſe machten die ohnehin gefährliche Wunde im Fußgelenke ſo ſchlimm, daß ich das Zimmer nicht mehr verlaſſen konnte, ein Rothlauf hatte ſich dazu geſchlagen. Und merkwürdig genug, mein lieber alter Freund hatte zu derſelben Zeit es aufgeben müſſen; denn ich er-

hielt am Osterdienstage von Loretto die Nachricht, daß er bedenklich krank sei; er habe nämlich am ersten Ostertage, nachdem er von früh an im Beichtstuhl gesessen, nicht predigen können, sondern nach einer stillen Messe sich sogleich zu Bette gelegt, am zweiten Feiertage sei gar kein Gottesdienst gewesen.

Ich schickte daher am nächsten Tage einen Mann ab, um genaue Erkundigung einzuziehen, wie es stehe, denn ich kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß er zu einer Zeit, wo es so viel Arbeit gab, sich nicht ins Bett legen würde, wenn er nicht durch die äußerste Noth dazu gezwungen wäre. Mein Bote kam zurück und erzählte mir: er habe den alten Herrn gesehen, er läge im Bette und sähe recht elend und leidend aus, habe ihm aber gesagt: er wisse schon, wie es mit mir stände, ich solle ja das Haus nicht verlassen, sondern mich recht in Acht nehmen; wenn es mit ihm Gefahr hätte, solle ich schon Nachricht erhalten; ein Hausfreund aber sei ihm aus dem Krankenzimmer gefolgt und habe ihm gesagt: der Zustand sei sehr bedenklich und ich würde wohl daran thun, keine Zeit zu verlieren.

Da saß ich nun wie auf Dornen mit meinem unbrauchbaren Fuße, der so geschwollen und entzündet war, daß ich nichts darauf leiden konnte, und wünschte

mir Flügel, denn sonst sah ich keinen Weg, um nach Loretto zu kommen. Ans Reiten war nicht zu denken, denn ich durfte das kranke Bein keine Minute ohne die empfindlichsten Schmerzen aus ruhiger, horizontaler Lage bewegen; zu Wagen, wenn ich auch einen gehabt hätte, war auch keine Möglichkeit, denn der Weg von mir nach Loretto war damals noch in seinem Urzustande und kaum im Sommer fahrbar, jetzt aber lag in den Gründen noch der alte Winterschnee und da es unaufhörlich regnete und schneiete, so war er überall bodenlos. So vergingen drei bis vier Tage voll ängstlicher Sorge. Da kam Gallitzin's Knecht, derselbe, welcher ihn auf dem Schlitten fuhr, wie ich ihm zwischen Münster und Loretto zuerst begegnete, mit demselben alten Schlitten eilig daher gefahren: Ich solle, wenn irgend möglich, schnell kommen, der Arzt habe gesagt, es sei nicht viel Hoffnung. Ich legte mich daher in den mit Stroh und Decken versehenen Schlitten und hatte dann noch eine große Geduldprüfung auszustehen, denn bergauf und ab und durch unwegsame Thalgründe, in welchen die Pferde sich kaum durch Schnee und Koth arbeiten konnten, dauerte die Fahrt bis in die Nacht

Bei meiner Ankunft traf ich den Doktor Rodrigue, den einzigen tüchtigen und gründlich gebildeten

Arzt der ganzen Gegend, den man endlich, aber wie sich herausstellte, leider zu spät, berufen hatte. Er sagte mir, daß Gallitzin ihn schon im Anfange der Charwoche, wo er zufällig durch Loretto gekommen, um Rath gefragt und er ihm gerathen hätte, sich sogleich zu Bette zu legen und sich warm und ruhig zu verhalten, sonst würde ihm jede Medizin nur mehr schaden wie nützen. Er habe aber nichts davon wissen wollen, sondern gesagt: dazu habe er keine Zeit bis nach dem Feste, und habe dann in seiner gewohnten Weise fortgemacht in seinen Amtsverrichtungen und oft zu halben Tagen in der kalten Kirche Beichte gehört. Nun hätte das Uebel einen solchen Grad erreicht, daß wohl schwerlich mehr zu helfen sei. Der Bruch wäre eingeklemmt und ein anderes, bei alten Leuten häufig vorkommendes Leiden habe sich auch eingestellt, so daß die natürlichen Ausleerungen fast gänzlich gehemmt wären. Er hielte es jetzt für seine Pflicht, eine Operation vorzunehmen; wenn er auch keine große Hoffnung darauf setzen könnte, so würde dadurch doch der Tod, welcher ohne sie binnen 24 Stunden eintreten müsse, vor der Hand noch abgehalten und dem Leidenden Linderung verschafft werden. Er habe sehnlichst auf mich gewartet, damit ich ihm solches beibringen und

ihn darauf vorbereiten möge. Dazu bedurfte es aber nicht viel; er war vollkommen in Gott ergeben und zu Allem bereit. „Mein Teſtament," ſagte er, „iſt gemacht; ich hoffe, daß ich in dieſer Hinſicht jetzt ruhig von dannen gehen und Niemand bei mir zu kurz kommen, ſondern noch etwas übrig bleiben werde; jetzt will ich vor allen Dingen die heiligen Sakramente empfangen und dann thut mit mir, was ihr wollt." Und ſo geſchah es denn auch. Ich las gleich nach Mitternacht in ſeiner Stube und in Gegenwart aller Hausgenoſſen die heilige Meſſe und er empfing unter derſelben mit größter Inbrunſt die Communion.

Durch die bald nachher vorgenommene Operation, welcher er ſich mit Ergebung und heldenmüthiger Standhaftigkeit unterwarf, wurde ihm wohl temporäre Ruhe und Linderung verſchafft, allein es fand ſich bald, daß an ein Aufkommen nicht mehr zu denken war. Der fromme und geſchickte Arzt, der ohnehin einer ſeiner innigſten Verehrer war, verließ ihn ſelten, kam wohl, wenn andere Krankenbeſuche ihn abgerufen, noch in der Nacht aus weiter Ferne wieder daher geritten und that Alles, was ſeine Kunſt und Liebe ihm eingaben; auch die übrige Umgebung wetteiferte in Wartung und Pflege; aber die Natur

war erschöpft, die Kräfte sanken zusehends und wir mußten uns schon mit dem schmerzlichen Gedanken vertraut machen, unseren lieben Vater zu verlieren. Er aber lag da auf seinem Schmerzenslager, geduldig und ergeben und war die meiste Zeit in Gebet und Betrachtungen vertieft.

Mit Blitzesschnelle flog die Kunde durch die Umgegend, der allverehrte Vater Gallitzin läge am Sterben, und von allen Seiten kam Alt und Jung, um ihn noch einmal zu sehen und seinen Segen zu empfangen. Ich sah mich zuletzt genöthigt, dem Andrange zu wehren und den Kommenden den Eintritt in das Krankenzimmer zu verbieten, der Leidende hätte sonst keinen ruhigen Augenblick gehabt. Dies mußte ich aber gleichsam hinter seinem Rücken thun, denn er selbst beschwerte sich nicht darüber, sondern empfing Jeden mit liebendem Blick und hatte für Jeden ein herzliches Wort. Doch kamen auch solche, für die er es nicht hatte und denen er noch sterbend eine Strafpredigt zu halten sich gedrungen fühlte. So erschien unter Anderen ein Mann, für den er in früheren Zeiten viel gethan, der ihm aber mit Undank gelohnt und in späteren Jahren viel Kummer verursacht, indem er sich dem Trunke und anderen Unordnungen ergeben hatte. Diesen sah er schweigend

und ernst an, hob dann wie drohend den Finger empor und schüttelte den Kopf. Diese stumme Predigt hat aber mehr gefruchtet, wie alle anderen, die er vielleicht all sein Lebtag vernommen. Er fiel laut weinend auf die Kniee, bekannte sein Unrecht und gelobte Besserung. Er hat sein Wort gehalten und auch Gallitzin hat ihn nicht vergessen; denn noch an seinem Todestage, wo er die größte Zeit scheinbar bewußtlos dalag, kam es mir vor, als wenn er mir noch etwas sagen wolle. Ich bückte mich über ihn und er flüsterte dieses Mannes Namen. Wahrscheinlich that es ihm weh, daß er ihn nicht auch, wie seine anderen früheren Hausgenossen, im Testamente bedacht hatte, denn ich hörte noch: „Armer Schelm, — wenn's noch thunlich wäre — nicht vergessen." Ich verstand genug, um späterhin eine Gelegenheit zu benutzen, wo ich ihm aus Gallitzin's Nachlasse etwas nicht Unbedeutendes zuwenden konnte.

Zwei Tage vor seinem Tode kam noch zu meinem großen Troste und nicht geringer Unterstützung und Aushülfe ein anderer Priester dazu, Hr. Heyden von Bedfort. Er war ein langjähriger Freund Gallitzin's und wir hatten ihm daher Nachricht von dessen Zustande geschickt. Der Kranke war sichtbar erfreut über sein Kommen, denn er kannte ihn noch,

konnte ſolches aber nur noch durch freundliches Lächeln und leiſe, abgebrochene Worte zu erkennen geben. Je mehr er ſich ſeiner Auflöſung nahete, deſto mehr ſchien auch Schmerz und Pein, welche vorher oft furchtbar müſſen geweſen ſein, nachzulaſſen; Brand war eingetreten und mit ruhiger Miene, wie ein Schlummernder in tröſtlichen Träumen, lag er da. In ſolchem Zuſtande lag er bis zum Abende des 6. Mai, mit kurzen Zwiſchenräumen des Bewußtſeins, bis wir zwiſchen 6 und 7 Uhr die Zeichen des herannahenden Todes ſahen. Da fing Herr Heyden die Sterbegebete an und Alle knieeten nieder und vereinigten ſich mit ihm in denſelben, denn die Zimmerthür ſtand offen und das ganze Haus und die anſtoßende Capelle war voll von theilnehmenden, weinenden Menſchen. Ich ſaß mit der Sterbekerze vor dem Bette, hatte die Hand des Sterbenden in der meinigen und fühlte, wie der flatternde Puls ſtille ſtand; denn wie die Gebete vollendet waren, war die liebe, fromme Seele ohne merklichen Todeskampf entflohen. Er hat vollendet, ſagte ich, und wir knieeten alleſammt wieder nieder und verrichteten die Gebete für die ewige Ruhe der abgeſchiedenen Seele.

Es iſt ſehr bemerkenswerth, mit welcher Schnel-

ligkeit sich in Amerika die Kunde von außergewöhnlichen Begebenheiten in die Ferne hin verbreitet. Es muß wohl daher kommen, weil dort Jeder sein eigner Herr ist und überall müssige Pferde zu Gebote stehen. Obgleich vom Sterbehause aus selbst weiter nichts gethan wurde, als daß man den Begräbnißtag bekannt machte, so sollte man am bestimmten Tage, den 9. Mai, gemeint haben, daß sich die Bevölkerung von 100 Meilen in der Runde in Loretto versammelt hätte. Trotz des unfreundlichen Wetters waren Leute von 40—50 Meilen weit hergekommen. Die Leiche war in der Haus-Capelle ausgesetzt und Tag und Nacht von betenden Menschen, welche in Schaaren ab- und zuwandelten und sich ablöseten, umringt. Von da hätten wir sie nur wenige Schritte zu ihrer letzten Ruhestätte zu bringen gehabt. Das wollten wir aber nicht; sondern wo der liebe Mann seit mehr denn 40 Jahren so emsig umherwandelte, über den Hauptschauplatz, wo seine Sorgfalt und ausharrende Geduld aus der Wildniß einen lachenden Garten schuf, wollten wir sie noch in feierlichem Zuge getragen sehen. Um 10 Uhr an benanntem Tage ordnete sich vor dem Hause der Leichenzug, um sich um Garten und Wiesen durch die Stadt zu bewegen und von der entgegengesetzten Richtung wieder zur

Kirche zurückzukommen. Voran kam natürlich das Symbol der Erlösung, getragen von dem älteſten Manne, welcher noch übrig war von der kleinen Schaar, die 1799 ſich hier niederließ, und gefolgt von einem langen Zuge weinender Kinder, größtentheils Enkeln der erſten Anſiedler. Nach dieſen wandelte der alte Fels, ein Mannheimer, der ſich ſchon in früheren Jahren bei Gallitzin einfand und ihm als Meßner und Vorſinger diente, das Miſerere ſingend, unterſtützt von einem zahlreichen Sängerchor und abwechſelnd mit einer artigen Trauermuſik.

So etwas kennt man in Amerika nicht. Die Leiche wird zum Begräbnißplatze gefahren, von bezahlten Leuten vom Wagen ins Grab gehoben, ohne Klang und Sang, höchſtens daß am Grabe eine Rede gehalten wird, wozu ſich Geiſtliche gerne hergeben, wenn man ſie zulaſſen will; auch die Leidtragenden folgen zu Wagen oder zu Pferde. Dies iſt durchgängig die proteſtantiſch-amerikaniſche Mode, welche die Katholiken denn auch überall getreulich nachahmen.

Gallitzin hatte ſchon von vornherein, wie er denn überall eifrig bemüht war, eingeſchlichene Mißbräuche und unkatholiſches Weſen unter den Seinen auszurotten, eine katholiſche Begräbnißweiſe eingeführt. Wenn eine Leiche in der Gemeinde war, ſo wurde

sie in seiner Begleitung mit Gesang und Glockengeläute in feierlicher Processsion zur Kirche getragen, wo möglich Vormittags, damit auch noch ein Requiem dabei gehalten werden konnte.

Wie sollte denn er selbst nicht also begraben werden? In feierlichem Zuge wurde die Leiche von sechs Männern abwechselnd getragen. Und die Abwechselung war sehr häufig, denn die angesehensten Männer nicht nur der Gemeinde, sondern der fernsten Umgegend rissen sich um die Ehre, um einst den spätern Enkeln noch erzählen zu können, daß auch sie geholfen hätten, den unvergeßlichen Mann zu Grabe zu tragen. Das Gefolge war so groß, daß, obgleich der Weg über eine halbe Meile betrug, viele sich noch nicht angeschlossen hatten, wie man schon mit der Leiche bei der Kirche angekommen war. Sie wurde in vollem priesterlichen Ornate, den Kelch in der Hand, in offenem Sarge vor dem Altare niedergesetzt. Herr Heyden hielt hierauf das Requiem und eine englische Predigt und zum Schlusse sprach ich noch Einiges über die Worte, welche als Motto auf dem Titelblatte stehen; ich konnte ja wegen meines kranken Fußes bei der ganzen Leichenfeier weiter nichts thun.

Wie man nun zum Begräbniß Anstalt machte,

ſah man erſt recht, wie theuer der Mann allen Herzen geweſen war. Alles wollte ihn wenigſtens noch einmal ſehen; Viele, die ſich hinzudrängen konnten, küßten die erſtarrten Hände und man mußte faſt Gewalt gebrauchen, um den Sarg ſchließen zu können.

Der Dahingeſchiedene hatte nichts hinſichtlich ſeines Begräbniſſes angeordnet. Es iſt ſonſt in Amerika gebräuchlich, Prieſter in ihrer Kirche beizuſetzen; das ließ ſich hier aber nicht thun, weil die Kirche alt und baufällig und ſchon lange die Rede davon war, ein neues ſolides Gebäude an einem anderen Platze aufzuführen. Ich ließ ihn daher auf dem gewöhnlichen Kirchhofe begraben, jedoch in einem wohl verlötheten Sarge, indem ich wohl vorausſah, daß die Zeit kommen würde, wo man den Gebeinen dieſes merkwürdigen Mannes eine andere Ruheſtätte bereiten möchte. Und ſo iſt es auch geſchehen. Zehn Jahre nach ſeinem Tode wurde die neue, ſchöne Kirche gebauet und vor derſelben ein Monument errichtet, unter welchem in gemauerter Gruft Gallitzin's Ueberreſte der Auferſtehung harren.

Das Teſtament verordnete, daß das liegende Gut mit allem Zubehör an Gebäuden u. ſ. w. unter der Direktion des jeweiligen Biſchofs der Diözeſe zur Nutznießung des oder der Seelſorger der Gemeinde

verbleiben solle, alle andere Habe aber nebst Vieh und Fahrniß und einigen, nicht zum Hauptgute gehörenden Grundstücken sollten verkauft und der Erlös, nachdem einige noch ausstehende, unbedeutende Schulden abbezahlt und seine Begräbnißkosten bestritten wären, sollte unter bedürftige Personen in der Gemeinde vertheilt werden. Diese Personen waren namentlich aufgeführt und genau bestimmt, was Jeder haben solle. Es waren lauter Leute, die ihm in früheren Zeiten gedient, oder von ihm als Waisen aufgenommen und in seinem Hause aufgewachsen waren. Den alten Jungfrauen, die bis an sein Ende bei ihm waren, hatte er bei seinen Lebzeiten schon ein Haus im Städtchen bauen lassen und anderweitig für sie gesorgt; was dann noch übrig bliebe, solle seinen Nachfolgern zukommen als Stipendium, um Messen zu lesen für ihn und alle armen Seelen. Gegen alles Hoffen und Erwarten hat sich auch Alles genau ausrichten lassen, wie er es gewünscht und angeordnet hatte, und es fand sich, nachdem Alles berichtigt war, daß noch einige hundert Dollar für den letztgenannten Zweck übrig blieben.

Wenn wir heut zu Tage den Schauplatz überblicken, auf welchem Gallitzin am Schlusse des vorigen Jahrhunderts auf eine so unscheinbare und an-

ſpruchsloſe Weiſe ſein Werk anfing, ſo ſehen wir, was ein apoſtoliſcher Miſſionär in Amerika bewerkſtelligen kann, wenn er die Sache ſogleich beim rechten Ende angreift und, wie Gallitzin, mit Eifer und Beharrlichkeit bis ans Ende durchführt. Die kleine Grafſchaft Cambria, welche 1807 organiſirt wurde und wozu Gallitzin's Anſiedlung den Hauptbeſtandtheil der Bevölkerung lieferte, wird weit und breit das katholiſche County genannt. Und das mit Recht! Denn wenn der für religiöſe Eindrücke empfängliche Reiſende aus den öſtlichen, ganz unter proteſtantiſchem Einfluſſe angeſiedelten Diſtrikten Pennſylvaniens in dieſen kommt, ſo iſt ihm, als käme er aus einer dürren Sandwüſte in eine blühende Oaſe. Während man durch andere Diſtrikte, welche an Flächenraum, Bevölkerung und Reichthum zwei- — dreimal ſo bedeutend ſind, tagelang reiſen kann, ohne auch nur ein Zeichen zu ſehen, daß ſich die dort wohnenden Leute zu irgend einer Religion bekennen, meint man hier in ein altchriſtliches Land zu kommen, denn das kleine Cambria hat zehn katholiſche Kirchen und drei Klöſter. Alles ging von Loretto aus, zu Allem hat Gallitzin den Grund gelegt.

Nachträgliches.

Gerade wie der letzte Bogen zur Preſſe ging, theilte Jemand dem Verf. eine Stelle mit aus einem Briefe, welchen derſelbe 1837 an den ſel. Diepenbrock, damals Canonicus in Regensburg, ſchrieb. Sie möge hier einen Platz finden, da ſie einen Nachruf an Gallitzin enthält, der aber ſchon drei Jahre vor ſeinem Tode geſchrieben wurde. — „An dem alten ehrwürdigen Gallitzin, den ich jetzt überhaupt ſeltener ſehe, da ich 12 Meilen von ihm entfernt bin, habe ich in dieſer Hinſicht (es war von geſelligem Verkehr und menſchlichem Troſt die Rede) nicht viel; er iſt ganz in ſich abgeſchloſſen, er war 42 Jahre auf ſich ſelbſt beſchränkt. Er iſt übrigens der edelſte, reinſte, gottſeligſte Menſch, der mir je vorgekommen. Man muß ihn aber erſt kennen. Er hat mich ſo lieb gewonnen, daß er bitterlich weinte, wie der Biſchof im Sommer äußerte, mich von hier wegzunehmen."

Weiter heißt es in demſelben Briefe: „Da ich nun ſo ohne allen Troſt bin und Gottlob es auch

errungen habe, keinen Troſt mehr zu wollen, den ich ſelbſt oder irgend Etwas in der Welt mir verſchaffen könnte, ſo denke ich, muß wohl der mit ſeinem Troſte kommen, der allein ſo tröſten kann, daß es der Mühe werth iſt. Dafür haben wir ja Gewährsmänner genug. Ich habe hier als ſolchen den alten Gallitzin. Er gab Alles, Alles, und was die Hauptſache iſt, ſich ſelbſt daran; darum wandelt er jetzt auch in ungeſtörtem Frieden und der Engel blickt ihm ſchon zu den Augen heraus, und ich fühle es ihm an, er könnte ſich jeden Augenblick hinlegen und mit lächelnder Miene einſchlafen, wie ein müdes Kind. Ach! und was kann Höheres erſtrebt und erreicht werden."

Vorſtehendes wurde alſo vor 23 Jahren von der neuen Anſiedlung bei St. Joſeph aus nach Regensburg geſchrieben und wird jetzt am Tage Mariä Geburt 1860 wieder abgeſchrieben in Münſter in demſelben Hauſe, in welchem Gallitzin von ſeinem 10. bis 22. Jahre lebte und in welchem ſeine Mutter ſtarb. Der ſog. Aſchebergiſche Hof nämlich, einſt das Beſitzthum der Fürſtin, gehört jetzt den Vätern der Geſellſchaft Jeſu, welche nach ihrer wohl bekannten Weiſe dem umherpilgernden Verfaſſer gaſtfreundliche Herberge gewährten, um das in Amerika angefangene

Buch zu vollenden und zum Drucke zu befördern. Es ist hier jetzt eine schöne Kirche nebst geräumigem Ordenshause errichtet. Doch der wohlbekannte Garten der Fürstin, in welchem sie mit ihrem Freundeskreise so manchen Sommerabend verbrachte, ist keineswegs verbaut, sondern noch in gutem Stande, so auch das unscheinbare Haus, in welchem sie über zwanzig Jahre lebte. So steht sie auch überall noch in gutem Andenken; von ihrem Sohne aber, der vor 68 Jahren Münster verließ, weiß man hier natürlich auch nichts mehr, als was ich vor 26 Jahren von ihm wußte, nämlich, daß die berühmte Fürstin Gallitzin einen Sohn gehabt, der nach Amerika gegangen und dort irgendwo als Missionär gelebt habe. Doch traf ich noch einen nahe an 90 Jahr alten Mann, der ihn nicht nur noch gekannt, sondern in der Kindheit in manche nahe Berührung mit ihm gekommen war. Sein Vater nämlich, ein alter Militär, war des Prinzen Lehrer im Fechten, Reiten u. dgl. und seine Mutter scheint der Fürstin Haushalt in Münster besorgt zu haben, wenn sie selbst in Angelmodde oder auf Reisen war. Solches geht hervor aus einer Anzahl von Briefen, welche der alte Mann wie ein Heiligthum bewahrt. Unter denselben waren auch einige Kinderbriefe von Mitri,

französisch, auf Linien geschrieben, mit gerade aufstehenden halbzölligen Buchstaben. Er erzählte mir eine Anekdote aus seiner Knabenzeit, welche recht deutlich zeigt, wie sich die Fürstin bei ihrem Erziehungsgeschäfte über alles Herkömmliche hinwegsetzte. Sie pflegte manchmal nicht nur mit ihren, sondern manchen anderen Kindern, wozu denn auch er gehörte, tüchtige Fußreisen durch's Land zu machen. Dabei waren denn auch andere dienende Hausgenossen, sammt einem mit einem Esel bespannten Karren, um Proviant, Kochgeschirr, Geräthschaften zum Fischen u. dgl. zu transportiren. Auf einer solchen Excursion, wobei die Fürstin mit einem alten runden Hute und einem eigenthümlichen blauen Ueberwurfe erschien, die Kinder aber barfuß, mit fliegenden Haaren und leinenen Fuhrmannskitteln, hatte sich die Gesellschaft an einem schönen Platze unter Bäumen gelagert, Feuer war angezündet und Alles im besten Gange, ein ländliches Mahl zu bereiten, wozu frische Milch und Eier vom benachbarten Bauergehöfte geholt wurden. Auf einmal wird die harmlose Gesellschaft von einem Haufen Bauern, die mit Prügeln und Mistgabeln bewaffnet sind, umringt. Es war nämlich die Nacht vorher eine benachbarte Kirche beraubt worden. Nach der Logik der Bauern waren

dies die Leute, welche das gethan haben mußten. Wie man schon im Begriffe war, die Arrestanten abzuführen, um sie dem Gerichte zu übergeben, kam zum Glücke der Herr von Fürstenberg, der gerade auf einer Visitationsreise in der Gegend begriffen war, dazu und erlöste die fürstliche Familie, welche die westfälischen Bauern für eine Zigeunerfamilie angesehen hatten.

Eine Wallfahrt nach dem nahen Angelmodde hat der Verf. natürlich auch gemacht. Dies ist ein unbedeutendes Dörfchen, $1^1/_2$ Stunde von Münster, wo die Fürstin in einem unansehnlichen Landhause ihren Sommeraufenthalt hatte und wo sie ihrem Wunsche gemäß begraben wurde. Das Grab wird bis auf den heutigen Tag von den Dorfbewohnern geehrt, ist mit einer Buchshecke umgeben und mit Blumen bepflanzt. Es befindet sich an der Südseite der kleinen, uralten Kirche, in welcher die Verewigte so oft gebetet, am Fuße eines lebensgroßen Crucifixes. Auf einer Steintafel, welche die Fronte des Piedestals zum Kreuze bildet, ist folgende Inschrift zu lesen:

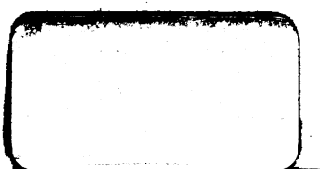
„Ich achte Alles für Schaden gegen die Alles übertreffende Erkenntniß Christi und halte es für Koth, damit ich Christum gewinne. Phil. 3, 8.

So war gesinnet, so lebte die Mutter der Armen und Bedrängten, die Fürstin Amalia von Gallitzin,

geborne Gräfin von Schmettau, deren Gebeine vor dieſem Bilde in der Hoffnung ihrer glorreichen Auferſtehung ruhen.

Sie ſtarb den 27. April 1806, im 58. Jahre ihres Alters. Bete für ſie.“

Da ruhet alſo dieſe merkwürdige Frau, welche zu einer Zeit, wo Amerika in kirchlicher Beziehung noch das unbekannte Land für dieſe Gegenden war, nach Gottes Anordnung ſtill und emſig daran arbeiten mußte, daß in ihrem Sohne ein ausgezeichneter Glaubensbote für jenes Land herangebildet wurde. Und die Gebeine des Sohnes ruhen ferne davon in der neuen Welt auch nicht in ſtolzer Fürſtengruft, aber wie die ihrigen in geehrtem, chriſtlichem Grabe, im Schatten des Kreuzes, des von ihm ſelbſt zuerſt aufgepflanzten Kreuzes.

Des Böſen viel ſchifft von Europa's Strande
Zur neuen Welt. Laut klagten dort die Armen:
Ihr Erben alten Glaubens! Habt Erbarmen
Mit euren Brüdern in dem fernen Lande.

Und es erbarmte ſich der Herr in Gnaden!
Es griff ja ſelbſt ein Fürſtenſohn zum Pilgerſtabe.
Urwälder ſanken; über ſeinem Grabe
Prangt jetzt des Kreuzes Baum mit Frucht beladen.